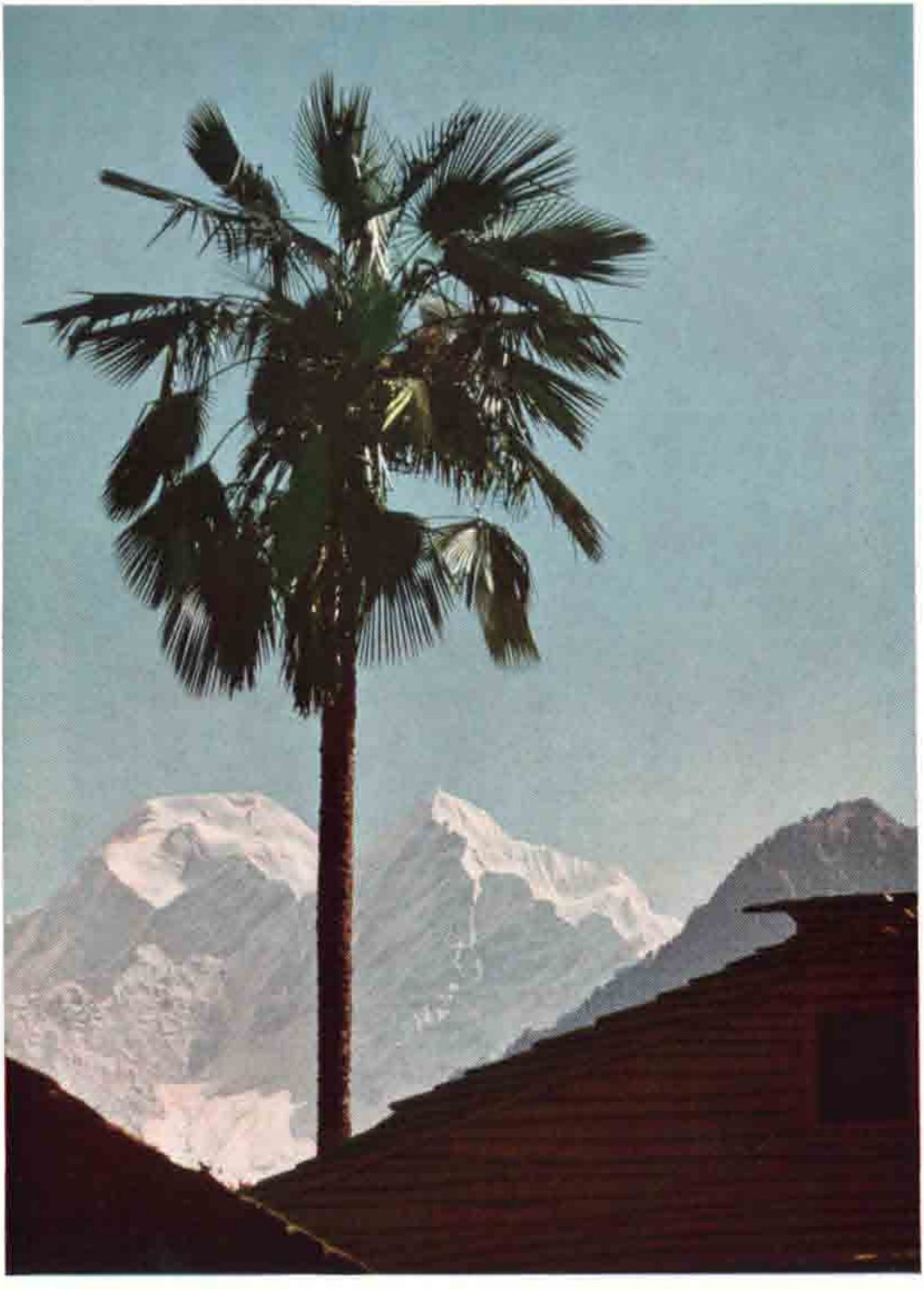


Dhaulagiri vom Mayangdi-Tal (Aufn. D. Hecker)

# Jahrbuch

des

# Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 85)

1960

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck
1960

( 10.901/85, 2. Exp.)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben.

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27—29

8.2.1961 Zy 85 (1961) 2. Exemplar

TD

# Inhaltsverzeichnis


| | Seite | Tafel |
|---|---|---|
| 1. Hans Kinzl, Die Alpenvereinskarte des Wetterstein- und Miemingergebirges | 5—20 | |
| 2. Hellmuth Vögel, Der geologische Bau des Wettersteingebirges und seiner Umgebung | 21—28 | |
| 3. Fritz Schmitt, Grate und Wände im Wetterstein | 29—40 | I, II, III, IV, V |
| 4. Walther Flaig, Das Rätikongebirge, II. Teil | 41—59 | VI, VII |
| 5. Karl Lukan, Rund um den Wiener Schneeberg | 60—67 | |
| 6. Friedl Purtscheller, Rotwand | 68—74 | VIII |
| 7. Wilhelm Lutz, Die Seiser Alm | 75—82 | IX |
| 8. Josef Prokesch, Licht und Schatten über der Monte-Rosa-Ostwand | 83—93 | X |
| 9. Hans Gsellmann, Berge im Kong-Christian IX.-Land (Grönland) | 94—98 | XI |
| 10. Kurt Diemberger, Dhaulagiri. Der weiße Berg des Himalaja | 99—116 | XII, Titelbild |
| 11. Hans Jochen Schneider — Rudolf Bardodej, Zwischen Karakorum und Hindukusch | 117—129 | XIII, XIV |
| 12. Harald Biller, Nürnberger Hindukusch-Rundfahrt 1959 | 130—136 | |
| 13. Marcus Schmuck, Hoggar, Bergland in der Sahara | 137—143 | XV |
| 14. Nikolaus Graf Blücher, Im Elbursgebirge in Nordiran | 144—155 | |
| 15. Friedrich Morton, Die Latsche | 156—159 | |
| 16. Friedrich Schaller, Neues vom Gletscherfloh | 160—168 | |
| 17. Ernst Newekłowsky, Die Trift im alpinen Raum der oberen Donau | 169—177 | XVI |
| 18. Georg Kotek, Über die Jodler und Juchezer in den österreichischen Alpen | 178—190 | |
| 19. Franz Graßler, Dr. Willo Welzenbach | 191—204 | |
| 20. Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen | 205 | |
| 21. Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten | 206—207 | |

## Bilder:


Titelbild: Dhaulagiri vom Mayangdi-Tal (Aufn. D. Hecker)

Tafel I a) Wetterſteingrat von der Schüſſelkarſpitze bis zum Hochwanner; im Hintergrund die Mieminger (Aufn. W. Fiſcher)
b) Blick ins Oberreintal (Aufn. W. Fiſcher)

Tafel II a) Südwand der Schüſſelkarſpitze (Aufn. W. Fiſcher)
b) Partenkirchener Dreitorſpitze und Muſterſtein von Süden. Im Vordergrund das Leutaſcher Platt (Aufn. W. Fiſcher)

Tafel III Partenkirchener Dreitorſpitze und Bayerländerturm von den Törlſpitzen (Aufn. F. Schmitt)

Tafel IV Öfelekopf, Arnſpitzen und Karwendel von der Leutaſcher Dreitorſpitze (Aufn. W. Fiſcher)

Tafel V Hohe Munde von Mösern aus (Aufn. R. Löbl)

Tafel VI Die Zimba (Aufn. W. Fiſcher)

Tafel VII Blick von der Druſenfluh-Nordflanke auf die Nordwände der Drei Türme; im Hintergrund die Sulzfluh (Aufn. W. Flaig)

Tafel VIII Die Rotwand vom Karerpaß aus (Aufn. R. Löbl)

Tafel IX a) Seiſer Alm mit Sella-Gruppe (l.) und Langkofel-Gruppe (r.) (Aufn. H. Heuberger)
b) Seiſer Alm mit Langkofel (Mitte) und Plattkofel (r.) (Aufn. R. Löbl)

Tafel X Dufourſpitze, Monte Roſa (Aufn. R. Löbl)

Tafel XI a) Unterwegs zum Knud Raſmuſſen-Gletſcher (Aufn. H. Gſellmann)
b) Namenloſe Gipfel am Kangerdlugsſuatſiaq (Aufn. H. Gſellmann)

Tafel XII a) Dhaulagiri-Nordflanke, 8222 m (Aufn. K. Diemberger)
b) Dhaulagiri; in der Bildmitte der Nordoſtſporn (Aufn. T. Hagen)

Tafel XIII a) Anmarſch zum Hauptlager auf dem Minapin-Gletſcher. Im Hintergrund der Diran, 7266 m (Aufn. Deutſche Karakorum-Expedition)
b) Der Gipfelaufbau des Diran, × Lager III. Links die obere Hälfte der Anſtiegsflanke (Aufn. Deutſche Karakorum-Expedition)

Tafel XIV Das Hauptlager auf dem Minapin-Gletſcher. Im Hintergrund der Rakaposhi, 7788 m (Aufn. Deutſche Karakorum-Expedition)

Tafel XV a) Der Jharen, ein Felsturm nördlich der Oaſe Tamanraſſet (Aufn. M. Schmuck)
b) Tezouai-Gruppe im Atakor, Zentral-Hoggar (Aufn. M. Schmuck)

Tafel XVI Chorinſky-Klauſe bei Iſchl (Nach einem Original von J. Leutner)


## Kartenbeilage:

Karte des Wetterſtein- und Mieminger Gebirges (Oſtblatt) 1:25.000, Neuaufnahme.
Gemeinſam herausgegeben vom Öſterreichiſchen und Deutſchen Alpenverein, 1960.
Druck Kartographiſche Anſtalt Freytag-Berndt und Artaria in Wien.

# Die Alpenvereinskarte des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges

Von Hans Kinzl

Dem Alpenvereinsjahrbuch 1960 liegt das Ostblatt des dreiteiligen Alpenvereinskartenwerkes des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges bei. Die folgenden Ausführungen wollen über seine Entstehung berichten, gleichzeitig aber auch den gegenwärtigen Stand der Alpenvereinskartographie beleuchten, nachdem in den beiden letzten Bänden des Jahrbuches bei der Besprechung der Dachstein- und der Langkofel-Sella-Karte zwei wesentliche Abschnitte dieser Kartographie behandelt worden waren: einerseits die Einführung der Stereophotogrammetrie in die Geländeaufnahme, andererseits der Übergang zu selbständigen Geländeaufnahmen durch den Alpenverein, nachdem er sich vorher im wesentlichen auf die kartographische Bearbeitung der schon vorliegenden topographischen Aufnahmen beschränkt hatte.

## Die Alpenvereinskartographie nach dem zweiten Weltkrieg

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen war die Alpenvereinskartographie besonders fruchtbar gewesen. Zwar war unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg eine mehrjährige Pause eingetreten, aber von 1926 an konnte der alte Deutsche und Österreichische Alpenverein eine stattliche Anzahl großer und inhaltsreicher Kartenblätter über die nördlichen Kalkalpen und die Zentralalpen veröffentlichen, die großenteils auf eigenen stereophotogrammetrischen Aufnahmen beruhten. Das größte Kartenwerk war den Ötztaler und Stubaier Alpen gewidmet, dessen erstes Blatt, Hochstubai, im Jahre 1937 erschien. 1939 folgte das Blatt Sellrain nach. Durch den Ausbruch des zweiten Weltkrieges geriet das Kartenwerk ins Stocken, obwohl die beiden Alpenvereinskartographen versuchten, allen Hindernissen zum Trotz doch daran weiterzuarbeiten. F. Ebster hatte sich einen schweren Lithographiestein unter abenteuerlichen Umständen sogar an die Eismeerfront geholt und E. Schneider saß viele Bombennächte in Berlin am Stereoautographen, um seine Geländeaufnahmen auszuwerten. Das geplante Blatt Gurgl konnte aber trotzdem während des Krieges nicht mehr fertiggestellt werden. Keinesfalls hätte es aber, als nicht kriegswichtig, veröffentlicht werden können. Obwohl unsere Kartographen den Krieg heil überstanden hatten, war es auch in den ersten Nachkriegsjahren nicht möglich, die gewohnte Friedensarbeit sofort wieder aufzunehmen. Nun war es ihr Auftraggeber selbst, der in Schwierigkeiten geraten war. In Deutschland wurde der Alpenverein überhaupt verboten und auch in Österreich hatte er jahrelang um seinen ungeschmälerten Bestand zu ringen. Aber auch als sich die Verhältnisse geklärt hatten, blieb die Alpenvereinskartographie noch gefährdet, weil viele Vereinsmitglieder fürchteten, den dafür nötigen Personal- und Sachaufwand nicht mehr bezahlen zu können. Zunächst erforderten ja die großenteils beschädigten, ausgeraubten oder verwahrlosten Schutzhütten alle verfügbaren Mittel, um wieder zu ordentlichen Bergsteigerstützpunkten zu werden. Dies lag besonders den verantwortlichen Männern in der Leitung der Zweigvereine am Herzen, und es war in den ersten Hauptversammlungen der Nachkriegszeit nicht leicht, von ihnen die Zustimmung für die Weiterführung der Alpenvereinskartographie zu erlangen, deren Lasten ja damals allein auf den Schultern des Österreichischen Alpenvereines lagen. Insbesondere auf der Hauptversammlung in Spittal an der Drau

im Jahre 1950 entbrannten darüber hitzige Redegefechte. Als sie aber zugunsten der Alpenvereinskartographie entschieden waren, gab es keine Schwierigkeiten mehr; Hauptausschuß und Hauptversammlung förderten in der Folgezeit die Kartographie in verständiger und großzügiger Weise.

Die rasche Zunahme der Mitgliederzahlen und die dadurch wachsenden Haushaltsmittel entspannten die Lage auch bei der Kartographie, die sich dazu mancher Hilfe von seiten staatlicher Stellen erfreuen konnte. Als der Deutsche Alpenverein im Jahre 1950 wiedererstanden war, half er alsbald durch Zuschüsse zu den Druckkosten bei der Herausgabe der Karten mit, bis im Jahre 1958 die Kartographie als gemeinsame Aufgabe des Deutschen Alpenvereins und des Österreichischen Alpenvereins endgültig auf einen tragfähigen Boden gestellt wurde.

Abgesehen von den Kosten, hatte sich nach Kriegsende noch die schwerer wiegende grundsätzliche Frage gestellt, ob die Alpenvereinskartographie noch Aufgaben habe, für die sich der große Einsatz lohne. Die Frage war nicht unberechtigt. Von Anfang an hatte es sich darum gehandelt, die wichtigsten Gebirgsgruppen auf einzelnen Blättern genauer und in einem größeren Maßstab darzustellen, als das auf den staatlichen Kartenwerken möglich gewesen war, die ja einerseits große Gebiete einheitlich erfassen mußten, andererseits in erster Linie die wirtschaftlich wichtigeren Ebenen und Täler zu berücksichtigen hatten. In den Ostalpen lief das praktisch darauf hinaus, die Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1:75.000 durch klarer gezeichnete Karten größeren Maßstabes, später überhaupt durch neu aufgenommene Blätter zu ersetzen. Die neue Österreichische Karte 1:50.000, herausgegeben durch das frühere Kartographische Institut und das jetzige Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien, stellt nun in Inhalt und Ausführung ein so hervorragendes Kartenwerk dar, daß es den bergsteigerischen und wissenschaftlichen Anforderungen weitgehend genügt. Für mehrere Gebirgsgruppen ist außerdem auch die Österreichische Karte 1:25.000 erschienen, und der Alpenverein konnte sich darauf beschränken, diese Blätter zu übernehmen und seinen Mitgliedern in Form von Jahrbuchbeilagen zu vermitteln.

Es wäre kaum vertretbar, mehr oder minder gleichzeitig solche Gebiete neu aufnehmen zu lassen. Der Österreichische Alpenverein hat daher schon begonnene Aufnahmen eingestellt, wo er hoffen konnte, daß in absehbarer Zeit eine staatliche Karte im Maßstab 1:25.000 von der betreffenden Gebirgsgruppe vorliegen würde.

Wenn trotzdem die Alpenvereinskartographie nicht nur im vollen Einvernehmen mit den zuständigen Stellen, dem Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien und dem Bayerischen Landesvermessungsamt in München, sondern auch mit deren Unterstützung weitergeführt wird, so waren dafür folgende Tatsachen bestimmend:

1. Für bergsteigerische und wissenschaftliche Zwecke reicht der Maßstab 1:50.000 nicht aus. Es kann aber nicht damit gerechnet werden, daß Karten 1:25.000 in absehbarer Zeit für alle ostalpinen Gebirgsgruppen vorliegen werden.

2. In den Grenzgebieten umfassen die staatlichen Aufnahmen jeweils nur das eigene Hoheitsgebiet. Der ausländische Teil des Kartenblattes bleibt entweder überhaupt weiß oder wird aus den Karten des Nachbarlandes übernommen. Gerade in diesen Gebieten ist ein über die Grenze hinwegreichendes einheitliches Kartenwerk besonders erwünscht. Ein solches fehlt bisher noch beim Wetterstein-Gebirge, beim Rofan, beim Steinernen Meer und beim Hochkönig.

3. Es gibt Gebiete mit so verwickelten Landschaftsformen, daß sie auch besondere Methoden der Aufnahme und Darstellung erfordern, wie sie im Rahmen eines viele Blätter umfassenden Kartenwerkes kaum möglich sind (Totes Gebirge, Steinernes Meer).

4. Die Veränderungen im Hochgebirge sind besonders wegen des andauernden Gletscherrückganges so groß, daß innerhalb von wenigen Jahrzehnten eine Neuaufnahme

mindestens der vergletscherten Gebiete notwendig erscheint, was aber im Rahmen der staatlichen Kartographie nicht ohne weiteres möglich ist. Hier wird vielleicht die Alpenvereinskartographie einspringen können.

5. Die selbständige Alpenvereinskartographie erwies sich als besonders wertvoll bei der Herstellung von Karten außereuropäischer Gebirge, wodurch die Hochgebirgsforschung wesentlich gefördert wurde. Ohne eigene Kartographie wäre es dem Alpenverein kaum möglich gewesen, solche Karten, wie etwa die Mount-Everest-Karte 1:25.000, herauszubringen.

Diese Hinweise dürften zeigen, daß die Alpenvereinskartographie auch jetzt noch sinnvoll ist und daß sie selbst neben einer hochstehenden staatlichen Kartographie noch besondere Aufgaben erfüllen kann. Von entscheidender Bedeutung ist natürlich, daß ihr dabei auch bewährte Fachkräfte zur Verfügung stehen.

In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg waren unsere Kartographen noch mit der Fertigstellung des Kartenwerkes der Ötztaler und Stubaier Alpen voll beschäftigt. Rasch hintereinander konnten dann aber die restlichen Blätter erscheinen, 1949 Gurgl, 1951 Weißkugel und Wildspitze, 1953 Kauner Grat und Geigenkamm. Als kleiner Nachzügler erschien 1954 das Kärtchen der Rauderer Berge. Auf das ursprünglich geplante Nordblatt, das das untere Pitz- und Ötztal umfassen und bis zum Inntal reichen sollte, wurde verzichtet.

Bei der Wahl eines neuen Arbeitsgebietes hätte man gern dort fortgesetzt, wo man schon vor dem zweiten Weltkrieg begonnen hatte, im Rätikon. Dort waren, erstmals in der Alpenvereinskartographie, luftphotogrammetrische Aufnahmen gemacht und auch ausgewertet worden. Die Schichtenpläne waren aber nach dem Krieg nicht mehr aufzutreiben, obwohl sie verschiedenen Stellen gegen hohe Summen zum Kauf angeboten worden waren.

Inzwischen waren Rätikon und Silvretta durch das Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen aufgenommen worden und die fertiggestellte Silvretta-Karte 1:25.000 konnte im Jahre 1955 als Beilage für das Jahrbuch erworben werden.

Unter diesen Umständen empfahl es sich, ein ganz anderes Arbeitsgebiet zu suchen. Wenn dabei der Blick auf das Wetterstein- und das Mieminger Gebirge fiel, so in erster Linie deshalb, weil es sich hier um ein sehr abwechslungsreiches Hochgebirge mit prachtvollen Gipfeln und Wänden handelt, die aus waldreichen Tälern und Becken aufsteigen. Eine solche Landschaft zieht in gleicher Weise den tatendurstigen Kletterer wie den besinnlichen Bergwanderer an, zumal wenn sie trotz ausgezeichneter verkehrsmäßiger Erschließung noch weitgehend unberührt ist. Durch die Aufnahme des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges sollte auch die Lücke zwischen den Alpenvereinskarten der Lechtaler Alpen und des Karwendels geschlossen werden.

Das neue Kartenwerk soll anregen, Landschaft und Geschichte im Bereich zwischen Seefelder Senke und Fernpaß in Jahrbuchbeiträgen zu behandeln, denn hier ist gegenüber dem Karwendel noch viel nachzuholen. Einen Anfang dazu will der folgende kurze Abriß der kartographischen Geschichte dieses Raumes bilden, der die neue Alpenvereinskarte als vorläufiges Endglied einer langen Entwicklung zeigen soll.

## Wetterstein- und Mieminger Gebirge auf den älteren Karten

Die Geschichte der Kartographie des bayerisch-tirolischen Grenzraumes reicht bis in die Römerzeit zurück. Freilich handelt es sich zunächst nur um die Seefelder Senke, die als nördliche Fortsetzung des Brennerweges sehr wichtig war. Der Fernpaß wurde erst viel später beachtet. Schon in der Weltkarte des Castorius aus dem 3./4. Jahrhundert n. Chr., heute als Peutingersche Tafel bekannt, erscheinen Tarteno (Partenkirchen), Scarbia (Scharnitz) und Betonina (bei Zirl oder Wilten gelegen). Die gleichen Orte sind auch im Itinerarium Antonini aus der Zeit des Kaisers Diokletian genannt. Hier heißt das heutige Partenkirchen Parthano.

In den mittelalterlichen Urkunden begegnen uns erſtmals Cyreola (Zirl) 799, Telphis (Telfs) 1113, Sevelt (Seefeld) 1022, Liutaske (Leutaſch) 1166. Als älteſter Landſchaftsname erſcheint der Scharnitzwald im Jahre 1176. Durch ihn lief die Grenze zwiſchen den Bistümern Brixen und Freiſing. Die erſten Bergnamen finden ſich in den alten Grenzbeſchreibungen, ſo um 1300 Gerbintla (Karwendel), im Jahre 1452 und 1467 „Weterſtain". Auf den mittelalterlichen Karten ſind dieſe Namen noch nicht verzeichnet. Nur auf der Ebſtorfer Weltkarte aus dem Ende des 13. Jahrhunderts iſt neben dem In fl. und dem Lech fl. auch der Piſara fl. (verſchrieben aus Yſara) als einziger Name dieſer Gegend eingetragen.

Die erſte kartographiſche Darſtellung der Seefelder Senke ſamt ihrem Gebirgsrahmen enthält die bahnbrechende Deutſchland-Karte des Kardinals Nikolaus von Kues aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, die in mehreren Nachzeichnungen auf uns gekommen iſt. Hier iſt Tirol mit ſeinen wichtigſten Tälern und Gebirgszügen überraſchend gut erfaßt, insbeſondere die Brennerfurche und die Seefelder Senke, obzwar beide in weſt-öſtlicher Erſtreckung gezeichnet ſind.

Entlang der Iſar ſind die Orte Seefeld, Mittenwald und Tölz genannt, außerhalb des Gebirges monaco (München). (Abb. 1.)

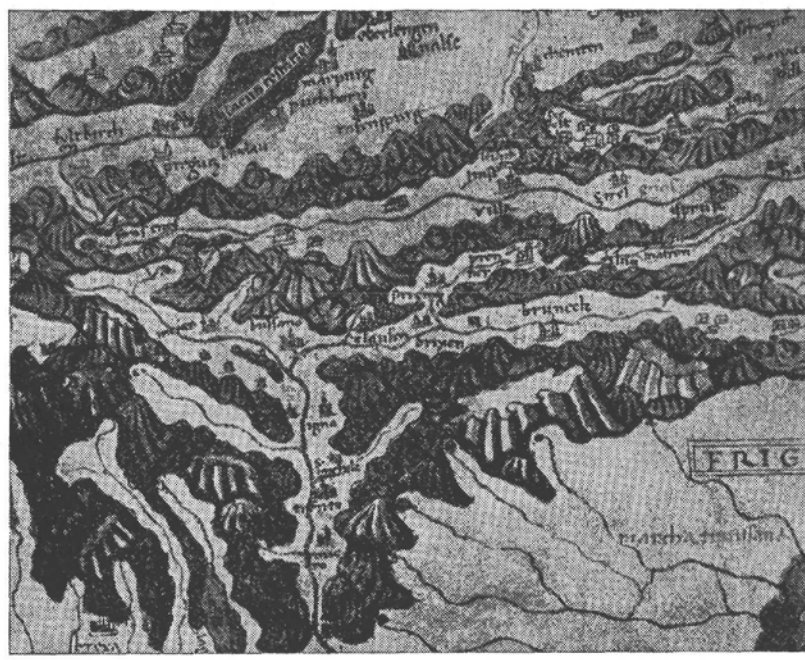



Abb. 1. Aus der Karte des Nikolaus von Kues, Mitte des 15. Jahrhunderts: Erſte Wiedergabe der Seefelder Senke mit ihren Randgebirgen.

Es dauerte ungefähr ein Jahrhundert, ehe zum mindeſten der Wetterſtein wieder abgebildet wurde, in überraſchender Weiſe nicht durch eine Karte, ſondern durch ein Relief. Etwa zur Zeit, als Paul Dax ſeine Karwendelkarte ſchuf (1544), die erſte Spezialkarte einer Hochgebirgsgruppe, dürften die ſieben Holzreliefs („Stöcke") von den Gebirgsgruppen der nördlichen tiroliſchen Kalkalpen entſtanden ſein, die ſich im Beſitz des Alpinen Muſeums in München befanden, jetzt aber leider als verloren gelten müſſen. J. J. Hibler hat ſie erſtmals in ſeinem Buche über den Plansee und ſeine Umgebung (Innsbruck, 1921) beſchrieben und drei davon abgebildet, darunter auch das des Wetterſtein-Gebirges auf

Seite 115. Nach seinem Urteil ist der Verlauf der Kammlinie zwar allzu phantastisch ausgefallen, die Wiedergabe der vorgelagerten Landschaft mit ihren Schluchten, Klammen und Bergwaldungen wäre aber gut gelungen und sorgfältig.

Im übrigen müssen wir uns für diese Zeit damit begnügen, daß die Seefelder Senke wenigstens durch ihre Hauptorte auf den Karten erscheint. Die Romwegkarte, 1500, und die Landstraßenkarte, 1501, des Erhard Etzlaub sind dafür die besten Beispiele. Auf ihnen sind partenkirch, mittenwald und sefeld eingetragen. Das Gebirge ist nur schematisch angedeutet. Ähnliches gilt für die verschiedenen Deutschlandkarten des 16. Jahrhunderts, die großenteils Etzlaub nachahmen.

Leider können wir in dieser Zeit für unser Gebiet auch nicht viel mehr von den bayerischen Kartographen erwarten, obwohl sie damals geradezu führend waren. Man darf aber nicht vergessen, daß die Gebiete an der oberen Loisach und Isar zur Grafschaft Werdenfels gehörten, die im Jahre 1294 an den Bischof von Freising gefallen war und erst 1803 an Bayern kam. So enthält die Karte von Bayern 1:800.000 des Johannes Turmaier, genannt Aventin, vom Jahre 1523 für Werdenfels nur einige Namen von Flüssen und Siedlungen (Yser, Loysa, Mittwald, Bartenkirch).

Auch die berühmten „Bayrischen Landt-Taflen" im Maßstab 1:144.000 des Philipp Apian vom Jahre 1566 reichen nicht bis zur heutigen bayerischen Grenze. Partenkirchen ist nur noch außerhalb des Kartenrandes eingetragen. Nur in seiner Descriptio Bavariae nennt Apian den Wetterstein und den Wexelstein (Wachsenstein).

Unter diesen Umständen müssen wir die Landeskarten von Tirol heranziehen, wenn wir frühe kartographische Darstellungen von Wetterstein- und Mieminger Gebirge finden wollen. Hier muß an erster Stelle die Karte von Tirol des Wolfgang Lazius vom Jahre 1561 genannt werden (Abb. 2). Er stammte aus Wien und hat Tirol wohl nur sehr flüchtig bereist. Deshalb weist seine Karte schon im Kernstück des Landes große Fehler auf, wie die falsche Darstellung der Brennergegend. Noch größer sind aber die Verzerrungen und Irrtümer in den Randgebieten, insbesondere auch im Bereich der Seefelder Senke. So bezeichnet Lazius einen See südlich von Seefeld als Isarursprung (fons Isarae). Von hier weg läßt er den Fluß nordwärts fließen, an Mittenwald vorbei. Den Seefelder Schloßberg setzt er aber ein großes Stück nach Osten. Westlich von Seefeld zeichnet er einen RINCKSE und einen RUCKSE. Der WALHENSE liegt bei ihm südlich von Partanu — Partenkirchen, der KOCHELSE gleich nördlich davon. Außer einem Orte Myeningen (Mieming) findet sich noch der Name MIENINGERPERG, der durch die Großschreibung als Landschaftsname gekennzeichnet ist. Man könnte hier also an einen ersten Hinweis auf die Mieminger Gruppe denken, wenn nicht Miemingerberg in den Urkunden sonst als Siedlungsname für alle Orte auf der Hochfläche verwendet würde, wie dies auch noch im heutigen Sprachgebrauch geschieht.

Von den Siedlungen der Mieminger Hochfläche sind noch barbis (Barwies), irrtümlich gleich südlich von Seefeld, und Holczleiten weit im Westen eingezeichnet. Wie der Name Ambras in die Gegend westlich von Mittenwald kommt, ist unerklärlich.

Die Lazius-Karte von Tirol wurde sehr bekannt und konnte daher auch lange nachwirken, weil sie von Abraham Ortelius in sein Atlaswerk Theatrum terrarum, Antwerpen, 1570, aufgenommen wurde. Durch eine vollständige Umzeichnung ist sie dabei zwar leichter lesbar, aber inhaltlich nicht besser geworden. Eine Vorstellung von den Gebirgsgruppen hatte Lazius noch nicht. Indem er das Wort „Berg", im zeitgenössischen Sprachgebrauch noch für „Paß" verwendet, mißversteht, erscheinen bei ihm gerade die niedrigsten Pässe als die mächtigsten Gebirgsstöcke, so der Brenner (Pireneus Mons hodie Brenner) oder der gleich südwestlich von Innsbruck eingezeichnete Taufen.

Ähnlich wie auf der Karte von Tirol ist die Seefelder Senke auch auf der Lazius-Karte von „Baiern" dargestellt.

Auf sichereren Grund kommen wir bei der Kartographie des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges mit der Karte von Tirol des Warmund Ygl vom Jahre 1604/05.

Abb. 2. Aus der Karte von Tirol des Wolfgang Lazius, 1561. Nordwestliches Tirol und angrenzende Gebiete.

Ihr Schöpfer war ein Tiroler und ein guter Kenner seiner Heimat. Das zeigt sich am besten darin, daß neben den Namen der wichtigsten Siedlungen nun erstmals auch Bezeichnungen für Berge erscheinen. In der Umrahmung der Seefelder Senke sind genannt: M(ons) Garwendel, Wetterstain M., Alberstain M., Wachsenstain M., Remtalstein.

Im Bereich der Mieminger Gruppe findet sich der Mariaberg M. und der Lengenperg M.

Die Ygl-Karte hat durch anderthalb Jahrhunderte hindurch die Darstellung Tirols auf den Atlaskarten beherrscht. Das hängt vor allem damit zusammen, daß sie in Prag, einem der wichtigsten kulturellen Mittelpunkte der damaligen Zeit, erschienen ist. Dadurch wurde sie weithin bekannt und daher auch immer wieder als Vorlage verwendet.

Eine solch nachhaltige Wirkung scheint den Karten des Mathias Burgklehner versagt geblieben zu sein, die im wesentlichen wohl unabhängig von Ygl entstanden sind. Die Karten sind zwar zeichnerisch viel reicher ausgestaltet als die Ygl-Karte, im topographischen Inhalt aber eher ärmer. Auf der großen Landtafel von 1611 ist das Gebiet der Seefelder Senke wegen der Randlage schon etwas vernachlässigt. Immerhin ist weit östlich von Scharnitz das „Garwendel", westlich von Mittenwald der Wetterstein eingezeichnet. Die Hohe Munde erscheint als Monta. Daneben ist die „Loytasch" und das „Gaisthal" angeführt. Der Lageplan ist auch bei Burgklehner noch sehr fehlerhaft; z. B. liegt Mittenwald weit westlich von Scharnitz. Die Isar wird zwar nicht mehr von Seefeld, sondern aus dem Karwendel hergeleitet, sie fließt aber von Scharnitz gegen Westen, bis sie durch die Wolkenzeichnung des oberen Kartenrandes verdeckt wird (Abb. 3).

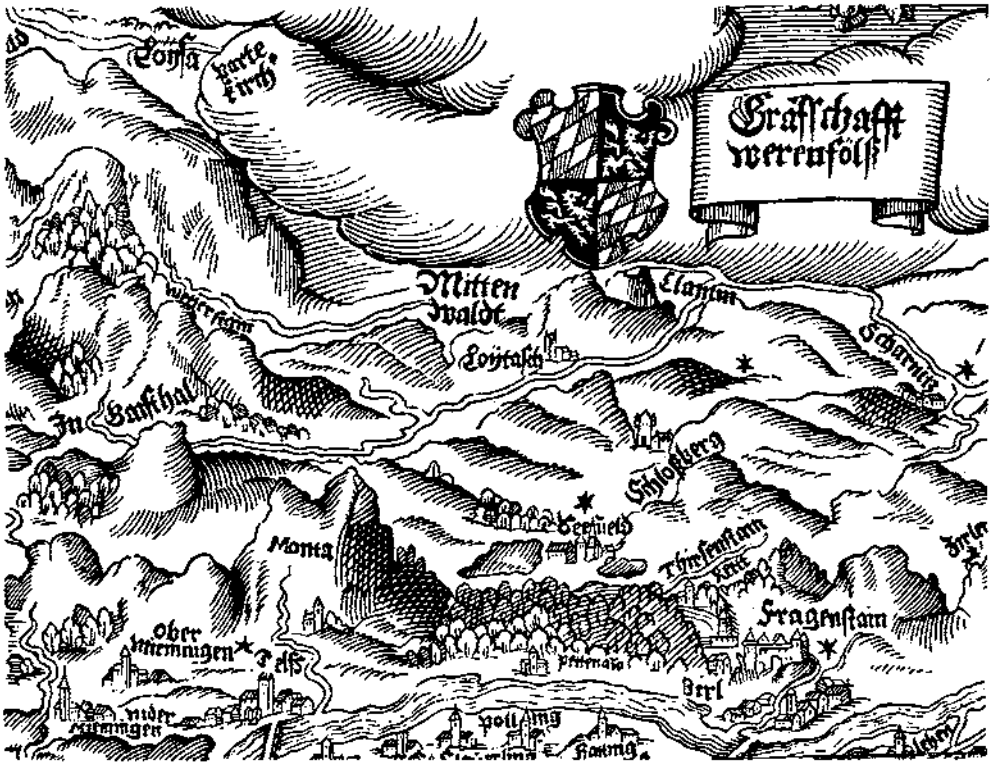



Abb. 3. Aus der tirolischen Landtafel des Mathias Burglehner, 1611. Wetterstein- und Mieminger Gebirge (etwas verkleinert)

In den verschiedenen Atlaskarten des 17. und 18. Jahrhunderts ist für das nordwestliche Tirol über Ygl und Burglehner hinaus in kartographischer Hinsicht nicht viel Neues zu finden, nicht einmal in den Karten des Bistums Freising von Mathias Seutter und Tob. Conrad Lotter. Wohl aber gibt es Karten, die in topographischer Hinsicht einen argen Rückschritt bedeuten. Am schlimmsten ist in dieser Hinsicht die Karte von Tirol im Buche des Franciscus Nigrinus vom Jahre 1703. Hier liegen Zirl und Reith zwar westlich von Innsbruck, Seefeld und Scharnitz hingegen nordöstlich davon. Mittenwald ist wieder weit nach Westen verschoben.

Wie für die anderen Teile von Tirol stellt auch für Wetterstein- und Mieminger Gebirge die Karte von Tirol des Peter Anich und des Blasius Hueber vom Jahre 1774 die erste Spezialkarte mit reichem und genauem Inhalt dar (Abb. 4). Die Wiedergabe des Geländes ist zwar noch schematisch, aber zahlreiche Berge sind bereits namentlich hervorgehoben. Im Wetterstein-Zug finden sich folgende Namen: Krienkopf, Wetterstein, Thor S. B., Scharnitz Thal Spiz, Teufls Gsäs B., Hohe Kamp, Wetter Schrofen, Wetter Stein B. Mit einer besonderen Signatur ist der „Blattacher Ferner" gezeichnet. Im Gaistal sind zahlreiche Seitenbäche und Almen benannt. In der Mieminger Gruppe erscheinen Munde B., Nieder Munde B., Frauen Schritt, Mieminger B., Grünstein B., Sonnen Spiz, Maria B., Wanek B. Leider enthält die Anich-Karte noch keine Höhenzahlen.

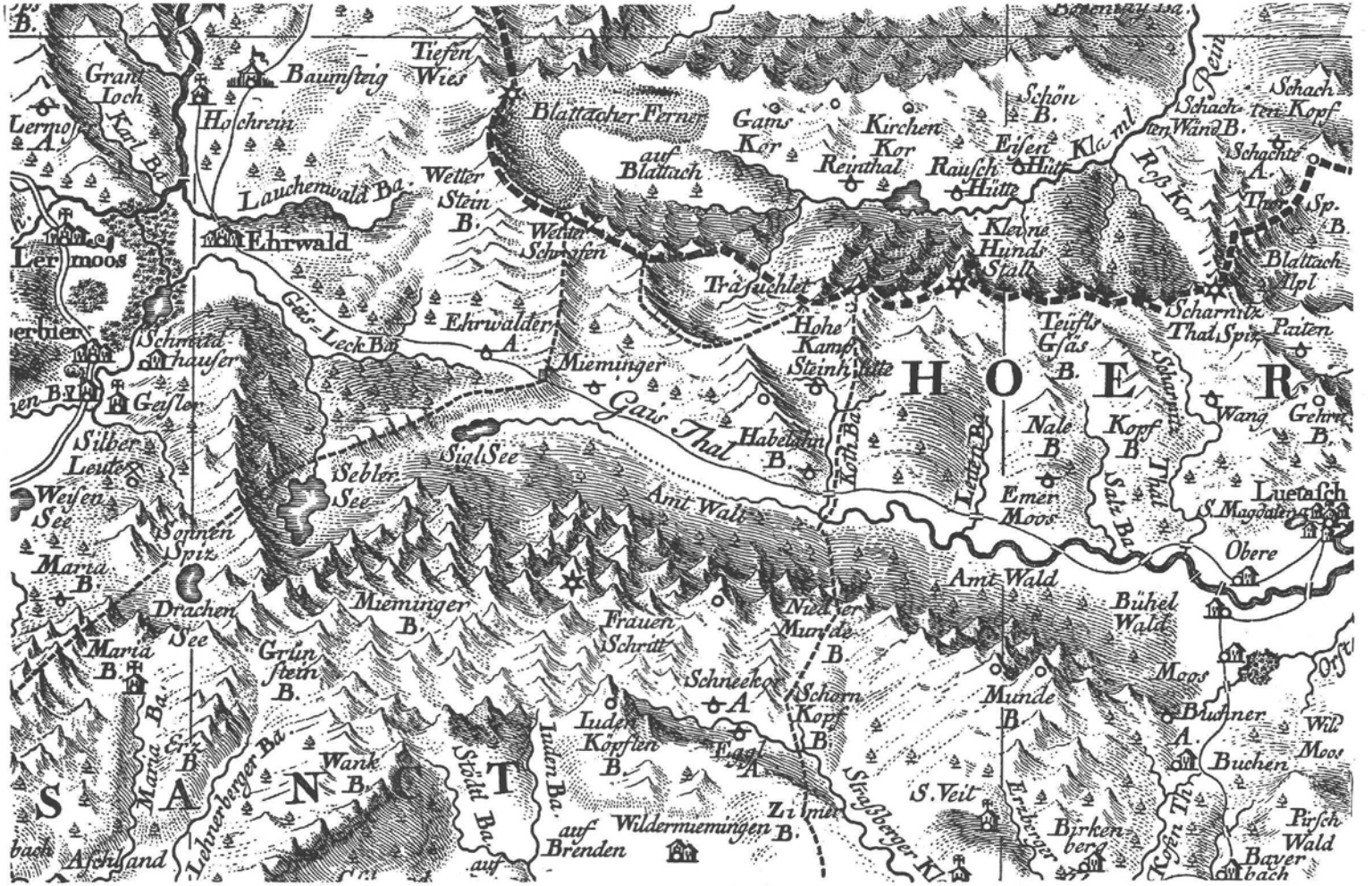



Abb. 4. Aus der Karte von Tirol des Peter Anich und des Blasius Hueber, 1774. Wetterstein- und Mieminger Gebirge.

Es war vorläufig nicht beabsichtigt, außer den gedruckten Karten auch nach handschriftlichen zu suchen. Dank der freundlichen Hilfe durch Herrn Archivrat Dr. E. Krausen war es aber immerhin möglich, eine Anzahl solcher Blätter im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München einzusehen. Darunter war für das Wetterstein-Gebirge besonders die Karte der Grenzen von Werdenfels von Mathias Paur aus dem Jahre 1718 bemerkenswert („Copia nach Auszaigung der von denen Löbl. Hochfürstl. Freysingischen Marchts"). Es handelt sich dabei um eine perspektivische Zeichnung der Grenzkämme, wobei die Berge beiderseits des Tales nach außen umgelegt erscheinen. Die Grenzpunkte sind benannt, gleichzeitig aber auch mit Nummern versehen, nach denen sie in einer Liste nochmals zusammengestellt sind. Es finden sich folgende Namen: Weterstain Spitz, Crantzberg, Wetterstein Walt, Schachendor, Frauen Albl, Deifisgsäs, ober Reindall, Hinders Derl, Auf dem Plät. Unter Nummer 124 heißt es zwischen dem ober Reindall und dem Hindern Derl: grät sein die Landt March.

Im Reintal („Rheindal") kommen folgende Namen vor: Ursprung des Reinbachs, auf dem Anger, Alm hitten, Fallthlämel, plauer gumben (in der Liste die Plaue gumpen). Von der „Loidäsch" ist nur das unterste Talstück mit der „Clam" auf der Karte enthalten. Nördlich davon liegt die „Wörtsbrug platen". Der „Iserflus" wird nicht von „Seevelt" hergeleitet.

Bemerkenswert ist auch die „Situationskarte über die Churfürstl. Grafschaft Werdenfels" von Joseph Wepfer vom Jahre 1803, weil sie noch nach Süden geortet ist. Auf ihr ist neben einer Reihe anderer benannter Berge auch die Zugspitze angegeben.

## Die neueren staatlichen Karten

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wandelte sich die Kartographie in grundlegender Weise. Für die Landesaufnahme wurden nun staatliche Vermessungsämter eingerichtet, um Kartenwerke großen Maßstabes für das ganze Staatsgebiet zu schaffen, die einheitlich angelegt waren und bis zum Abschluß meist eine jahrzehntelange Arbeit erforderten. Damit änderte sich neben dem Inhalt auch das äußere Bild der Landkarten. Die künstlerische Note trat zugunsten einer genauen geometrischen Darstellung zurück. Dies gilt insbesondere für die Geländezeichnung, die gerade vor Beginn des 19. Jahrhunderts auf eine neue Grundlage gestellt wurde. Die Schraffe, bisher als zeichnerisches Mittel einer freien perspektivischen Abbildung der Berge verwendet, wurde durch die Lehre des sächsischen Majors J. G. Lehmann zu einem Element einer geometrisch genauen Wiedergabe der Böschungen umgestaltet, unter Anwendung der sogenannten senkrechten Beleuchtung. Fürderhin gilt bei den meisten Kartenwerken der Grundsatz: Je steiler, desto dunkler, wodurch freilich das kartographische Bild des Hochgebirges ziemlich düster wurde.

Ungefähr gleichzeitig begann sich ein anderes Mittel der Geländedarstellung durchzusetzen: die Höhenlinien. Die Möglichkeit dazu boten die sich mehrenden trigonometrischen und barometrischen Höhenbestimmungen.

Eine Voraussetzung für die Anwendung dieser neuen Methoden in der Wiedergabe der dritten Dimension stellten die großen Kartenmaßstäbe dar, zu denen man im 19. Jahrhundert überging.

Auf diese Weise entfaltete sich gerade auch in Bayern und Österreich die Kartographie zu einer hohen Blüte. Im Zuge der staatlichen Landesaufnahme wurde jetzt auch das Wetterstein- und das Mieminger Gebirge mit seinem überaus vielfältigen Gelände erstmals auf Karten größeren Maßstabes dargestellt. Da die Aufnahme von beiden Seiten her jeweils nur bis zur Staatsgrenze reichte, muß die Entwicklung getrennt besprochen werden. Wir können uns dabei kurz fassen, weil die wesentlichen Tatsachen schon von E. Oberhummer in den Jahrgängen 1902 und 1903 dieses Jahrbuches (früher: Zeitschrift) in ausgezeichneter Weise zusammengestellt wurden.

Auf der bayerischen Seite haben gleich nach der Gründung des Bayerischen Topographischen Bureaus im Jahre 1800 die Vorarbeiten zum Topographischen Atlas 1:50.000 eingesetzt. Schon in den Jahren 1805 und 1806 arbeitete Alois von Coulon im Karwendel und im Wetterstein-Gebirge und stellte eine Originalzeichnung 1:28.000 davon her. Genauer wurden die bayerischen Alpen in den Jahren 1817 bis 1823 vermessen. Den damaligen Topographen ist auch die bergsteigerische Erschließung des Gebirges zu verdanken, deren berühmteste Tat die Ersteigung der Zugspitze durch Leutnant Karl Naus am 27. August 1820 war. Die Aufnahmen wurden in der Form der sogenannten Positionsblätter im Maßstab 1:25.000 ausgeführt, aber damals nicht veröffentlicht. Sie bildeten die Grundlage für das im Jahre 1835 erschienene Blatt Mittenwald des Bayerischen Topographischen Atlas 1:50.000, das ein halbes Jahrhundert lang die beste Karte des Wetterstein-Gebirges war. Das Blatt umfaßte auch das tirolische Gebiet mit der Mieminger Gruppe, wobei die österreichische Aufnahme übernommen worden war. Es handelte sich zuerst um eine Schraffenkarte in Schwarzdruck. Im Jahre 1904 erschien das Blatt Mittenwald, völlig neu bearbeitet, in zwei Blättern (West und Ost) und wurde in der Folgezeit in dieser Form auf dem laufenden gehalten. Das Gelände ist darauf durch Höhenlinien mit einem Abstand von 20 m, bei Verstärkung der 100-m-Linien, und mit einer Schummerung bei nord-westlicher Beleuchtung dargestellt. Im Bereich der Steilformen, die durch eine Felszeichnung wiedergegeben sind, fehlen die Höhenlinien. Die Signaturen sind für das ganze Kartenblatt einheitlich. Auf diese Weise ist eine geschlossene Darstellung des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges im Mehrfarbendruck entstanden, die als Wanderkarte sehr geeignet ist. Dem Bergsteiger kann sie freilich im Bereich der hohen Gipfel und Wände nicht nur wegen des zu kleinen Maßstabes, sondern auch wegen der schematischen Zeichnung des Felsgeländes nicht genügen. Gegenwärtig wird eine neue Ausgabe dieser Karte 1:50.000 vorbereitet, deren Geländedarstellung sich auf dem österreichischen Gebiet teilweise auf den Schichtlinienplan der Alpenvereinskarte stützen wird.

Neben den Topographischen Atlas 1:50.000 ist noch vor dem Ende des 19. Jahrhunderts die Topographische Karte von Bayern 1:25.000 getreten. Ihre den bayerischen Anteil des Wetterstein-Gebirges umfassenden Blätter Eibsee (878), Garmisch-Partenkirchen (879), Mittenwald (880), Dreithorspitz (889) und Scharnitz (890) sind im Jahre 1891, das Blatt Zugspitze (888) im Jahre 1892 aufgenommen worden. Das Gelände ist mit braunen Höhenlinien bei einem Schichtenabstand von 10 m, im Bereich der Steilformen mit einer schwarzen Felszeichnung ohne Höhenlinien dargestellt. Gewässer und Gletscher sind blau gedruckt. Diese Karten stellen durch ihren großen Maßstab, ihre Genauigkeit und leichte Lesbarkeit einen großen Fortschritt dar. Als Hochgebirgskarten können sie freilich nicht völlig befriedigen. Insbesondere ist der Übergang von der Höhenliniendarstellung zur Felszeichnung zu schroff und die ganze Geländedarstellung noch zu schematisch. Schlimmer ist der Umstand, daß die drei südlichen Blätter dieser Reihe auch in ihrem Inhalt ungleich sind. Der österreichische Anteil ist nämlich nur eine Vergrößerung aus dem Bayerischen Topographischen Atlas 1:50.000 und daher trotz aller äußeren Angleichung nicht so genau wie das neu aufgenommene bayerische Gebiet. Der Höhenlinienabstand ist auf 20 m vergrößert, wodurch das Gelände im Vergleich zum bayerischen Anteil viel flacher wirkt. Die Signaturen sind zwar im wesentlichen einheitlich, doch wird die vierfache bayerische Waldsignatur (Latsche, gemischter Wald, Laub- und Nadelwald) auf der österreichischen Seite zu einer einzigen zusammengefaßt. Der Unterschied in der Darstellung sowohl der Höhenlinien wie auch des Waldes fällt besonders im Raum entlang der Grenze auf, insbesondere im Gebiete nördlich von Scharnitz und in der Eibsee-Gegend. Er wirkt sich aber auch im ganzen Kartenbild beim Vergleich des Geländes nördlich und südlich des Wettersteins aus. Einen systematischen Unterschied weisen die Höhenangaben auf. Sie beziehen sich in den bayerischen Karten auf N. N. (Normalnull), in den österreichischen auf den Spiegel der Adria, der um rund 2 m niedriger angenommen ist. Dazu kommen freilich die viel größeren Unterschiede in der trigonometrischen Bestimmung der Gipfelhöhen. Die hier genannten

Blätter der Topographischen Karte 1:25.000 sind während des ersten Weltkrieges und unmittelbar nachher mehrmals ergänzt worden.

Einen besonderen Hinweis verdient die im Jahre 1892 aufgenommene Karte der Zugspitze 1:10.000. Sie ist nämlich unter der Leitung von S. Finsterwalder photogrammetrisch aufgenommen worden und zählt zu den ersten Hochgebirgskarten, die auf diese Weise entstanden sind. Die Feldarbeiten wurden im August 1892 in vier Tagen erledigt, die meßtischphotogrammetrische Bestimmung von 500 Punkten und die Zeichnung der Karte erforderten drei Monate.

Nicht minder bemerkenswert ist die Zugspitzkarte durch die Darstellung des Geländes. Sie ist eine Höhenlinienkarte mit einer „Aequidistanz der Niveau-Curven" von 10 m. Zum Unterschied vom Topographischen Atlas sind aber die Höhenlinien, wenn auch nur mit einem Abstand von 50 m, in brauner Farbe auch im schwarz gezeichneten Felsgelände durchgezogen, bei Verstärkung der 100-m-Linie. Damit ist die Karte wohl eines der ersten Beispiele einer Verbindung von photogrammetrisch gewonnenen Höhenlinien und Felszeichnung, eine Wiedergabe der Hochgebirgsformen, wie sie erst auf den neuen Alpenvereinskarten durch F. Ebster allgemein angewendet und weiterentwickelt wurde. Diese Darstellung macht auf der Zugspitzkarte freilich noch keinen so befriedigenden Eindruck wie auf der 1889 von S. Finsterwalder aufgenommenen und 1895 veröffentlichten Karte des Vernagt-Ferners 1:10.000, die in Inhalt und Darstellung ein Meisterwerk war, das bis zum heutigen Tage mustergültig ist. Trotzdem stellt die Zugspitzkarte einen wichtigen Meilenstein auf dem Wege der Hochgebirgskartographie dar.

Im Rahmen der Karte des Deutschen Reiches 1:100.000 erschien im Jahre 1898 das Blatt 672 Mittenwald, auf dem das Wetterstein- und das Mieminger Gebirge erfreulicherweise zufällig gerade im Mittelpunkt stehen. Wie beim ganzen Kartenwerk handelt es sich um eine Schraffenkarte bei senkrechter Beleuchtung, die aber zusätzlich noch Höhenlinien im Abstand von 100 m aufweist. Eine für den Bergsteiger ausreichende Wiedergabe des Hochgebirges kann bei diesem kleinen Maßstab nicht mehr erwartet werden. Später ist die Karte 1:100.000 auch in einer mehrfarbigen Ausgabe herausgekommen, die bei gleichem Inhalt viel gefälliger wirkt.

In Österreich sind im 19. Jahrhundert zwei Kartenwerke größeren Maßstabes entstanden, auf denen das Wetterstein- und das Mieminger Gebirge enthalten sind. Das erste ist die Spezialkarte 1:144.000, die für den Raum von Tirol in den Jahren 1825 bis 1831 erschienen ist. Sie ist eine Schraffenkarte mit senkrechter Beleuchtung, die aber bei der Kleinheit des Maßstabes für unser Gebiet ohne Bedeutung ist. Das andere ist die vom Militärgeographischen Institut in Wien herausgegebene Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1:75.000, deren Blatt Zone 16 Kolonne IV (später 50 46) Zirl und Nassereith als Gradabteilungskarte genau dem Blatt 672 Mittenwald der Karte des Deutschen Reiches 1:100.000 entspricht. Das erstmals im Jahre 1875 herausgegebene, später mehrmals überarbeitete Kartenblatt ist, entsprechend seinem Gegenstück, eine Schraffenkarte bei senkrechter Beleuchtung und mit Höhenlinien im Abstand von 100 m. Die Steilformen des Hochgebirges sind durch eine schematische Felszeichnung wiedergegeben. Der topographische Inhalt ist hier für das Inland reichhaltiger, schon wegen des größeren Maßstabes. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Karte auf den Maßstab 1:50.000 vergrößert und auf die beiden Blätter 116 Telfs und 117 Zirl der Provisorischen Ausgabe der Österreichischen Karte 1:50.000 aufgeteilt. Die Herausgabe der neuen Österreichischen Karte 1:50.000 im Mehrfarbendruck wird für dieses Gebiet noch einige Zeit auf sich warten lassen. Die der Spezialkarte 1:75.000 zugrunde liegende Originalaufnahme 1:25.000 ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht veröffentlicht worden; die neue Österreichische Karte 1:25.000 liegt hingegen für einzelne Gebiete schon vor. So viel über die Kartenwerke der staatlichen Kartographie auf beiden Seiten der Grenze.

Die amtlichen Kartenwerke kleineren Maßstabes und die Erzeugnisse der Privatkartographie sollen hier nicht besprochen werden. Nur des Kärtchens „Wettersteingebirg und Mieminger Gruppe" 1:125.000 von A. Waltenberger (1882) soll noch gedacht werden.

Es ist eine Übersichtskarte des nordwestlichen Tirol und der angrenzenden bayerischen Gebiete in einem Umfang, der fast genau dem des geplanten Alpenvereinskartenwerkes entspricht. Nur im Süden greift Waltenberger etwas stärker darüber hinaus. Das Gelände ist mit braunen Höhenlinien im Abstand von 200 m und mit einer leichten grauen Felszeichnung dargestellt. Die Gewässer sind blau gedruckt. Der Lageplan gründet sich auf die bayerischen und österreichischen Aufnahmen. Für die Zeichnung der Höhenlinien hat Waltenberger viele eigene Aneroidmessungen herangezogen. Die Zugspitze mit ihrer Umrandung hat er in einem sehr sauber gezeichneten Schraffenkärtchen bei schiefer Beleuchtung im Maßstab 1:50.000 dargestellt.

## Die neue Alpenvereinskarte

Die kurze Übersicht über die vorliegenden Karten zeigt, daß zwar für das Wetterstein- und das Mieminger Gebirge brauchbare topographische Karten vorliegen, bei denen das jeweilige Staatsgebiet besser dargestellt ist als das ausländische, daß aber ein einheitliches Kartenwerk großen Maßstabes von diesen Grenzbergen bis zum heutigen Tage noch fehlt. Es zu schaffen, war eine dankbare Aufgabe für die Alpenvereinskartographen. Im besonderen sei noch erwähnt, daß die Abweichungen im Bereich des engeren Hochgebirges bei den vorliegenden Karten sehr bedeutend sind, da teilweise weder die Namen, noch die Höhen der Berge übereinstimmen.

Über die Aufnahme und die Herstellung des neuen Kartenwerkes werden die Alpenvereinskartographen später wohl selbst berichten. An dieser Stelle sollen nur ein paar einführende Hinweise gebracht werden. Die Grenzen des aufgenommenen und noch aufzunehmenden Gebietes ergeben sich aus der Landschaft. Wenn auch das Hochgebirge engeren Sinnes im Mittelpunkt stehen sollte, so mußte man doch auch seine Außenabfälle berücksichtigen. Das erforderte, daß die Karte im Norden bis an das Becken von Garmisch, im Süden bis zur Mieminger Hochfläche erstreckt wurde, ohne allerdings allzuviel von den reich besiedelten Flächen einzuschließen, deren Landschaft sich gerade jetzt schnell verändert. Im Osten mußte die Seefelder Senke mit den Hauptorten Seefeld, Scharnitz und Mittenwald einbezogen werden. Das ergab eine stärkere Überschneidung mit dem Westblatt der Alpenvereinskarte des Karwendels, dessen Schichtenplan übernommen wurde. Im Westen ist es wünschenswert, den landschaftlich und verkehrsgeographisch in gleicher Weise wichtigen Fernpaß zu erfassen und den Anschluß an die Alpenvereinskarte der Lechtaler Alpen herzustellen. Um die Größe der einzelnen Blätter in erträglichen Grenzen zu halten, mußte man sich zu einer Dreiteilung des ganzen Kartenwerkes entschließen. Das Ostblatt wurde zuerst fertiggestellt. Seine Grenzen lassen sich in folgender Weise kennzeichnen: Im Süden Telfs, im Norden Garmisch, im Westen Kreuzeck—Hohe Munde, im Osten Mittenwald, Scharnitz und Eppzirler Alm. Der Karteninhalt umfaßt 310 qkm, davon sind 55 qkm vom westlichen Karwendelblatt übertragen worden; der Rest wurde neu vermessen. Die Aufnahme des Geländes lag in den Händen von E. Schneider.

Die Hauptvermessungspunkte wurden vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen zur Verfügung gestellt. Die trigonometrischen Punkte niederer Ordnung wurden von E. Schneider selbst beobachtet und gerechnet. Im bayerischen Teil wurde ein eigenes Netz beobachtet, das an die Grenzpunkte angeschlossen wurde; die Punkte der bayerischen Landesaufnahme klaffen gegenüber den österreichischen Punkten um etwa 150 m. Die äußersten Randpunkte in Bayern waren: Schellschlicht (Kreuz), Kramer (Kreuz), Ziegspitz (Kreuz), Wank (Kreuz), Gebirgsjägerdenkmal und westliche Karwendelspitze (Kreuz). Mit der Triangulation und der stereophotogrammetrischen Aufnahme war schon im Sommer 1953 begonnen worden. Die Geländearbeiten wurden dann aber nicht fortgesetzt, weil die Vorbereitungen zur Ausgabe der Alpenvereinskarte des Arlberggebietes (erschienen 1956) mehr Zeit beanspruchten, als man dafür vorgesehen hatte. Erst im Jahre 1957 konnte E. Schneider die Geländearbeit im Wetterstein- und Mieminger Gebirge wieder weiterführen. Er versuchte, das ganze Gebiet terrestrisch aufzunehmen;

es stellte sich aber heraus, daß das waldreiche Gelände zwischen Seefeld und Leutasch und die Wälder um Elmau nicht mit genügender Genauigkeit erfaßt werden konnten, weshalb sie später aus Luftbildern ergänzt wurden. Auch sonst erschwerten die weiten Flächen mit Wald und Krummholz die photogrammetrische Auswertung, weil es hier kaum gelungen war, ausdrucksvolle Meßbilder zu erzielen. Teilweise waren auch die Wetterverhältnisse bei der Aufnahme sehr schwierig, namentlich im bayerischen Anteil. Dort mußten ja einerseits die Aufnahmen im Gegenlicht gemacht werden, andererseits wurden sie wochenlang durch starken Dunst behindert, der sich durch das Loisachtal und von Norden her gegen den Gebirgsabfall erstreckte und ihn bis zu einer bestimmten Höhe einhüllte. Selbst mit der Sonne im Rücken war es an vielen Tagen unmöglich, brauchbare Aufnahmen zu erhalten. Zeitweilig war es sogar ausgeschlossen, mit dem 28fach vergrößernden Theodoliten auf etwa 4 km Luftlinie den vergoldeten Knauf einer Kirchturmspitze als Ziel zu erkennen. Besser waren die Verhältnisse nur unmittelbar nach Regentagen oder bei Föhn, der aber wieder wegen der Windstärke unangenehm war. Bei der Geländeaufnahme wurde E. Schneider durch wechselnde Meßgehilfen unterstützt, von denen Toni Göbl und Toni Egger hervorgehoben seien, die inzwischen den Bergtod erlitten haben.

Im Spätherbst 1959 lagen die Schichtenpläne fertig vor, die von E. Schneider am Institut für Photogrammetrie, Topographie und Allgemeine Kartographie an der Technischen Hochschule in München (Prof. Richard Finsterwalder) ausgearbeitet worden waren.

Die kartographischen Arbeiten im engeren Sinne führt beim Kartenwerk des Wetterstein und des Mieminger Gebirges in bewährter Weise wieder F. Ebster aus. Um das Gelände möglichst naturgetreu und anschaulich abzubilden, beschränkt er sich nicht auf die ihm vorliegenden Schichtenpläne und Meßbilder, sondern er beobachtet und zeichnet die Formen des Hochgebirges zuerst in der Natur, ehe er sie auf dem Kartenblatt darstellt.

Erstmals wurde bei der Wetterstein- und Mieminger Karte eine wichtige technische Neuerung in die Alpenvereinskartographie eingeführt, die „Glasgravur". Auf einer etwa 5 mm starken Glasplatte, die mit einer besonderen Schicht versehen ist, wird die Zeichnung eingeritzt. Es werden dazu, je nach Strichstärke, verschieden geschliffene Nadeln verwendet. Auf dem vorliegenden Blatt wurden die Höhenlinien im bewachsenen Gelände (in brauner Farbe), die Höhenlinien auf Fels und Geröll sowie die gesamte Felszeichnung auf diese Art ausgeführt. Gegenüber dem Steinstich hat die Glasgravur den großen Vorteil, daß sich ein Umdruckverfahren erübrigt. Der Karteninhalt wird von der Glasplatte unmittelbar auf den Druckträger (Zink-Aluminium-Platte) übertragen, was einen reineren Druck ermöglicht.

Als Neuerung beim Karteninhalt ist die Wiedergabe der Krummholz- (Latschen-) Gebiete durch eine besondere Zeichnung in einer zweiten Grünfarbe zu erwähnen. Der Hochwald wird nun in einem dunkleren Grün, bestehend aus größeren Kreisen, das Krummholz in einem etwas helleren Grün und mit kleineren Kreisen dargestellt und gedruckt. Zur Erhöhung der Plastik wurde eine eigene geschummerte Geländeplatte hergestellt, die in einem neutralen Grauton aufgedruckt wurde. Insgesamt enthält die Karte also sechs Farben:

| | |
|---|---|
| Schwarz: | Felsschichtlinien und Felszeichnung, die gesamte Situation sowie alle Namen und der Randtext. |
| Braun: | Höhenlinien im bewachsenen Gelände, Böschungen. |
| Blau: | Flüsse, Bäche, Seen, Sümpfe. |
| Dunkelgrün: | Hochwald. |
| Helleres Grün: | Krummholz. |
| Grau: | Geländeschummerung. |

Ein wesentlicher Teil des Karteninhaltes sind die Namen; ohne sie bleibt die beste Karte stumm. Bei unseren Karten kommt es aber nicht nur darauf an, daß sie überhaupt

zu uns sprechen, sondern wir wollen, daß sie das in der Sprache des Volkes tun, das in dieser Landschaft lebt. Aus diesem Grunde werden für die Alpenvereinskarten die Namen an Ort und Stelle bei den einheimischen Bewohnern, insbesondere bei den Bauern, Hirten und Jägern, durch einen so hervorragenden Ortsnamenkenner erhoben, wie es Professor Dr. Karl Finsterwalder ist. Da er bei seinen vielen Begehungen jeweils auch das Gelände kennenlernt, das die Namen trägt, kann er uns den Sinn vieler alter Ortsnamen erschließen und dabei manche landläufige Irrtümer berichtigen. Durch seine Forschungen sind die Alpenvereinskarten auch zu sprachlichen Urkunden geworden, durch die viel wertvolles Namensgut gerettet wurde, ehe es in Gefahr kam, vergessen zu werden.

Einige Fragen, die sich dem Namenforscher im Bereich des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges stellten, behandelt Karl Finsterwalder, der sich im übrigen auch um die Aufnahme der Wege verdient gemacht hat, selbst in den folgenden Ausführungen:

„Namenarbeit an den Alpenvereinskarten, das bedeutet Originalaufnahme der richtigen Grundlage, die im bodenständigen Volk zu finden ist — nicht bequemes, unkritisches Übernehmen aus älteren Karten mit all ihren Irrtümern. Außerdem nicht ein von Fall zu Fall willkürliches Zurechtmachen der Namen, sondern ihre Schreibung nach einem folgerichtig durchgeführten System — diese Grundsätze freilich eingeschränkt durch die Regel, daß die praktische Benützbarkeit der Karte nicht durch Namenänderungen in Frage gestellt und daß vor allem amtliche Namen nicht abgeändert werden. Bei den beharrsamen Mundarten der Zentralalpen, die von äußeren Einflüssen wenig in ihrem Gefüge erschüttert oder sonst aufgespalten sind, war solch ein System verhältnismäßig leicht durchzuführen. Am jetzigen Kartengebiet haben Mundarten teil, die bei allem Reiz des Bodenständigen, den sie bewahrt haben, doch viel mehr an Umschichtungen als jene erfahren haben; zu den Grenzfällen und Problemen, die sich bei Bearbeitung ihrer Namen einstellten, einige Beispiele:

Seit langem eingeführte Namen von größter touristischer Wichtigkeit können heute, selbst wenn sie offenkundige Irrtümer enthalten, nicht mehr auf ihren Stand vor der bergsteigerischen Erschließung des Wettersteins zurückgeführt werden. Der Name „Dreitorspitz" ist so etwas Anfechtbares, „Partenkirchener Dreitorspitz" eigentlich unsinnig. Denn nicht von drei Toren oder Pässen, Scharten hat der — von Norden gesehen — dreigipflige Berg den Namen, sondern nur von einem Tor, dem Tor oder der Scharte, die man später nach dem Almgatter bei der Meilerhütte „s'Gatterl" benannt hat. Später, wohl im Zeitalter der völligen Erschließung, als auch die östlich vom Gatterl stehenden unbedeutenden Zacken einen Namen verlangten, hat man nach dem gleichen „Tor" oder „Törl" noch einmal auch diese benannt, daher der Name „Törlspitzen". Richtig wäre also z. B. „Partenkirchener Torspitz", nicht „Dreitorspitz", doch kann dies selbstverständlich nicht mehr geändert werden. In einem anderen Fall ist ein solcher Namenirrtum unbeschadet der Benützbarkeit der Karte noch zu berichtigen. Was man vielfach als „Öfelekopf" liest, der Name des mächtigen Gipfels über dem Leutaschtal, heißt im Volksmund „Ofelekopf" und enthält nicht eine Verkleinerung „Öfele", sondern einen „aufgewanderten" Namen „Ofenlehn", den unsere Karte am Ostfuß des Berges zeigt. Dort hat sich über der wasserführenden Grundlage aus Mergeln und Aptychenschichten, auf der die aufgeschobene Masse des Wettersteinkalkes ruht, durch den Austritt des unterirdischen Wassers ein mächtiges Höhlenportal gebildet, das ist „der Ofen". In der alten Leutascher Mundart, die das -n am Schlusse des Wortes auswarf, hat man den Lahner (Lawinenstrich) unter diesem „Ofen" die „Ofeläh" genannt; so heißt die Stelle heute noch. Darnach hat der Berg den Namen „Ofelekopf", nicht „Öfelekopf". Diese annähernd richtige Schreibung haben auch noch moderne Karten, nämlich die bayerischen Meßtischblätter 1:25.000 und der bayerische Topographische Atlas 1:50.000 (Zumsteinkarte des Wettersteingebirges). Daher kann auch unsere Karte nicht an dem irrigen „Öfelekopf" festhalten.

Alle Karten des Alpengebietes sind voll von Namen, die Verkleinerungen enthalten, „Hafelekar", „Seblaspitz" usw. Kein amtliches Kartenwerk hat es unternommen, solche Namen in eine offizielle schriftsprachige Form zu gießen, hier bleibt man am besten bei

der volkstümlichen — oft von Tal zu Tal verschiedenen — Verkleinerungsform. Auch bei der vorliegenden Karte ist es nicht ein Versehen des Namenbearbeiters, wenn das eine Mal Namen auf -li dort stehen, „Aubödeli, Reigeli, Köcheli", das andere Mal Namen auf -la vorkommen, „Ebetla" (d. i. „kleine Ebene"), „Gschwantla", „Wiesla" und dergleichen. Beides ist bodenständige Mundart, nur verwendet der Dialekt bei dem einen Wort diese, bei dem anderen jene Verkleinerungsform — Auswirkung einer nicht mehr ganz ungestörten Mundartentwicklung. Man ist in solchen Fällen nicht berechtigt, die Verschiedenheiten gewaltsam einzuebnen oder gar das in diesem bayerischen Gebiet nicht übliche tirolische -le einzuführen.

Soviel zur grundsätzlichen Gestaltung der Namen; über ihre Entstehungsgeschichte wird für einen späteren Band des Jahrbuches ein Beitrag vorbereitet."

Wie die meisten neueren Alpenvereinskarten wurde auch das Ostblatt der Wetterstein-Mieminger Karte in der Kartographischen Anstalt Freytag-Berndt und Artaria in Wien in bekannt technischer Vollendung gedruckt.

Die Arbeit an den beiden anderen Blättern ist inzwischen auch schon weit fortgeschritten.

Das Mittelblatt soll im Jahre 1962, das Westblatt 1963 veröffentlicht werden.

Möge einstweilen schon das Ostblatt den Bergsteigern und Wanderern ein zuverlässiger Begleiter und Führer auf ihren Wegen durch eine schöne und einsame Hochgebirgslandschaft sein, möge es darüber hinaus aber auch alle Zweige der Hochgebirgsforschung fördern und die kartographische Darstellung ihrer Ergebnisse erleichtern.

## Hinweise auf das Schrifttum

Für Leser, die sich näher mit den hier behandelten Fragen beschäftigen wollen, seien im folgenden einige Veröffentlichungen angeführt, die weitere Tatsachen und Fingerzeige enthalten.

a) Alpenvereinskartographie:

R. Finsterwalder, Alpenvereinskartographie und die ihr dienenden Methoden. Berlin, 1935.

R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, 12, Innsbruck, 1952; ein ähnlicher Bericht über die Jahre 1920 bis 1935 ist in den Mitteilungen des D. u. OeAV 1936 erschienen.

b) Geschichte der Kartographie des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges:

Hier ist in erster Linie auf die leicht erreichbaren Abhandlungen von E. Oberhummer über die Alpenkarten in der Zeitschrift des D. u. OeAV hinzuweisen, insbesondere Jg. 1901 (Allgemeines), Jg. 1902 (Bayern), Jg. 1903 (Österreich), Jg. 1907 (älteste Karten der Ostalpen). Die Abhandlungen enthalten auch zahlreiche Kartenproben. Ferner seien empfohlen:

A. Feuerstein, Die Entwicklung des Kartenbildes von Tirol bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, 55. Band, 1912, S. 328—385. Aus dieser Veröffentlichung ist Abb. 1 (Cusanus-Karte) übernommen.

Chr. Gruber, Die landeskundliche Erforschung Altbayerns. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. VIII; 1894. S. 283—359.

O. Jaeger, Zwei Sommer im Wettersteingebirge (u. a. Bericht über die Zugspitzkarte). Zeitschrift des D. u. OeAV, 1883, S. 321—361.

A. Waltenberger, Orographie des Wettersteingebirges und der Miemingerkette. Augsburg, 1882.

Über einzelne alte Kartenwerke unterrichten folgende Veröffentlichungen:

K. Miller, Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutingersche Tafel. Ravensburg, 1887.

E. Oberhummer und F. v. Wieser, Die Karten des W. Lazius. Innsbruck, 1906.

L. Rangger, Warmund Ygl und seine Karte von Tirol. Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. Jg. 1904, S. 183—207.

E. Richter, Mathias Burglehners tirolische Landtafeln. Wien, 1902.

H. Hartl, Die Aufnahme von Tirol durch Peter Anich und Blasius Hueber. Mitteilungen des Militärgeographischen Institutes, Wien, V. Band, 1885, S. 106—160, mit einem Anhang: Beiträge zur Kartographie von Tirol.

K. Paulin, Tiroler Bauern als Landmesser und Kartographen. Zeitschrift des D. u. OeAV, 1937, S. 140—151.

c) Geschichte des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges und der angrenzenden Gebiete:

Hier ist vor allem auf die folgenden Arbeiten von O. Stolz hinzuweisen:

O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. Erster Teil: Nordtirol. Archiv für österreichische Geschichte, 107. Band, 2. Hälfte, Wien, 1925.
(Darin wird auch nachgewiesen, wann die verschiedenen geographischen Namen erstmals auftreten).

O. Stolz, Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols. Zeitschrift des D. u. OeAV, 1927, S. 8—36; 1928, S. 14—66. (Hier Abdruck des Wildbannes zwischen Tirol und Werdenfels aus dem Jahre 1430 auf S. 52 f. und Wiedergabe in Faksimile auf S. 18, mit Nennung von Namen im Wettersteingebirge).

O. Stolz, Geschichtskunde des Karwendelgebietes. Zeitschrift des D. u. OeAV, 1935, S. 39—71, 1936, S. 15—47, 1937, S. 90—101 (auch für das Wetterstein-Gebirge wichtig).

O. Stolz, Die Darstellung der politisch-administrativen Räume und Grenzen auf den Landkarten Tirols. Schlern-Schriften, Band 150, 1956, S. 207—214.

Zur Geschichte von Werdenfels:

D. Albrecht, Grafschaft Werdenfels. Historischer Atlas von Bayern, Heft 9. München, 1955. Dort weitere Quellenhinweise.

d) Bergsteigerische Erschließung des Wetterstein- und des Mieminger Gebirges:

Die Abschnitte Wetterstein-Gebirge von M. von Prielmayer, Mieminger Kette von F. Kilger, Arnspitzen von M. von Prielmayer im Werk von E. Richter, Die Erschließung der Ostalpen, I. Band, Berlin, 1893.

H. von Barth, Aus den Nördlichen Kalkalpen. Gera, 1874.

Zahlreiche Aufsätze in der Zeitschrift des D. u. OeAV.

---

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, Innsbruck, Fischergasse 31.

# Der geologische Bau des Wettersteingebirges und seiner Umgebung

Von Hellmuth Bögel

Mit der Herausgabe des östlichen Blattes Wetterstein beginnt sich eine letzte große Lücke in der langen Reihe der Alpenvereinskarten zwischen Allgäu und Dachstein zu schließen. Das in drei Einzelblättern geplante Kartenwerk wird das Wettersteingebirge und die südlich vorgelagerten Mieminger Berge umfassen. Eine kurze geologische Erläuterung dürfte das Interesse vieler Leser finden. Da die Karte in drei Blättern erscheint, soll in einer ersten Mitteilung vor allem die in Betracht kommende Gesteinsfolge etwas ausführlicher beschrieben werden. Eine geologische Kartenskizze gibt einen Überblick über das Gebiet. Durch den Bereich des Ostblattes, das bereits als Unterlage bei Geländearbeiten teilweise Verwendung fand, werden drei Profile gelegt, um den tektonischen Bau zu veranschaulichen. — Die Darstellung der verbreiteten Quartärgebilde sowie der quartären Geschichte des Wettersteingebirges und seiner Umgebung soll in einem späteren Jahrbuch bei der Herausgabe der restlichen Blätter Platz finden.

Seit über 100 Jahren sind im Wettersteingebirge geologische Arbeiten durchgeführt worden. Besonders zu erwähnen sind die Untersuchungen des auch in Bergsteigerkreisen bekannten österreichischen Geologen Otto Ampferer, die vor allem den südlichen Teil des Wettersteingebirges und die Mieminger Gruppe betreffen und ihren Niederschlag in einer 1912 erschienenen geologischen Karte im Maßstab 1 : 75.000 gefunden haben. Das Wettersteingebirge selbst und sein nördliches Vorland hat der Münchner Geologe O. M. Reis auf einer geologischen Karte im Maßstab 1 : 25.000 (1910) dargestellt. Die Aufnahmearbeiten zu beiden Karten fanden um 1900 statt. Obwohl beide Karten von ausgezeichneter Qualität sind, sind durch die inzwischen verfeinerten Arbeitsmethoden bei Neuaufnahmen auch neue Ergebnisse zu erwarten. Daher ließ der bekannte Münchner Geologe P. Schmidt-Thomé in den letzten zehn Jahren neue geologische Aufnahmen im Wettersteingebirge und seiner Umgebung durch seine Schüler ausführen. Diese Arbeiten sowie solche von H. J. Schneider und Mitarbeitern sind derzeit noch im Gange. — Soviel zur geologischen Erforschung des Gebietes.

## 1. Die Gesteinsfolge

Sieht man von den Ablagerungen des Quartärs ab, so beteiligen sich am Aufbau des Wettersteingebirges und seiner Umgebung Schichten der Trias-, Jura- und Kreide-Formation, wobei die Gesteine der Trias die weitaus größte Verbreitung aufweisen[1]. Zum leichteren Verständnis wird hier eine Tabelle der geologischen Formationen (Geologische Zeittafel) eingeschaltet:

---

[1] Eine gute, gemeinverständliche Beschreibung der kalkalpinen Gesteinsfolge findet sich in dem Buch von G. Haber, „Bau und Entstehung der bayerischen Alpen", München 1934. Die dort gegebene Darstellung der tektonischen Verhältnisse entspricht allerdings den derzeitigen Anschauungen nicht mehr.

Geologische Zeittafel

| Zeitalter | Formation | Abteilung | Absolutes Alter in Millionen Jahren |
|---|---|---|---|
| Känozoikum = Erdneuzeit | Quartär | Holozän = geolog. Gegenwart<br>Pleistozän = Eiszeitalter | 1 |
| | Tertiär | Jungtertiär<br>Alttertiär | 60 |
| Mesozoikum = Erdmittelalter | Kreide | Oberkreide<br>Unterkreide | |
| | Jura | Malm<br>Dogger<br>Lias | |
| | Trias[2] | Keuper { Rät, Nor, Karn<br>Muschelkalk { Ladin, Anis<br>Buntsandstein Skyth | 200 |
| Paläozoikum = Erdaltertum | Perm<br>Karbon<br>Devon<br>Silur<br>Kambrium | | 500 |
| Azoikum = Erdurzeit | | | |

Die Trias beginnt in den nördlichen Kalkalpen mit einem Konglomerat[3], dem sogenannten Verrucano. Diese Schichten reichen wahrscheinlich z. T. noch ins Erdaltertum, in die Perm-Formation hinunter. Darüber folgen die Gesteine der skythischen Stufe, der Buntsandstein und die Werfener Schichten. Diese Serien sind in unserem Gebiet nirgends erschlossen, sollen jedoch der Vollständigkeit halber erwähnt werden. — Der Verrucano ist weiter westlich an der Basis der Kalkalpen häufig zu finden (vgl. v. Klebelsberg, AV-Jahrbuch 1956). Ebenso wie der Verrucano sind die bunten Sandsteine, Quarzite und Tonschiefer, die man als Buntsandstein zusammenfaßt, festländischer Entstehung. Von Innsbruck aus ist der Buntsandstein am Südfuß des Karwendels an der Färbung schon von weitem gut zu erkennen. Die gleichaltrigen Werfener Schichten finden sich gleichfalls im Karwendel; ihnen gehören die Haller Salzlager an. Die Salzgesteine werden als „Haselgebirge" = Salzgebirge bezeichnet. Die — nunmehr durchgehend marine — Schichtenfolge der Trias beginnt in unserem Gebiet mit der anisischen

[2] Die Unterteilung der Trias-Formation in Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper ist nur im außeralpinen Raum gültig; in den Alpen sowie im Bereich der anderen jungen Kettengebirge der Erde ist die Einteilung Skyth bis Rät üblich.

[3] Konglomerate sind Gesteine, die aus verbackenen Geröllen bestehen; die Komponenten sind mehr oder weniger abgerollt.

Unter Breccien versteht man Gesteine, die aus verfestigtem Schutt bestehen, wobei die Komponenten eckig bleiben, d. h. nicht abgerollt worden sind; z. T. sind solche Breccien sedimentärer Entstehung. Es gibt aber auch tektonische Breccien; diese entstehen dann, wenn ein Gestein tektonisch zerrieben wird, die Bruchstücke dann aber wieder verkittet werden.

Stufe. Zu unterst finden sich hier die Reichenhaller Schichten, die auch nur spärlich vertreten sind. Es handelt sich um dunkle Kalke, bunte Breccien[3] und Rauhwacken, sowie Dolomite, die man besser im Dammkar, also schon im Karwendel, beobachten kann. Erst der darüber folgende alpine Muschelkalk weist im Wetterstein- und Mieminger Gebirge weite Verbreitung auf und wird bis zu 600 m mächtig. Charakteristisch sind dickbankige graue Kalke, sowie dünnbankige, dunkle Kalke, die z. T. mit Hornsteinknollen erfüllt sind und auffällige wellige Schichtflächen aufweisen. Tonschiefer können zwischengeschaltet sein. Gelegentlich finden sich Bänke, die ganz aus Stielgliedern von Seelilien bestehen. — Die beste Beobachtungsmöglichkeit bietet die Partnachklamm, die eine sattelförmige Muschelkalkaufwölbung durchschneidet. — Über dem Muschelkalk folgen zwei gänzlich verschiedene Gesteinsarten, die sich gegenseitig ersetzen und vertreten können; beide gehören der ladinischen Stufe an. Es handelt sich um Wettersteinkalk einerseits und die Partnachschichten andererseits; beide Gesteine haben — wie ersichtlich — ihre Namen im Wettersteingebirge erhalten. Die Erscheinung, daß Gesteine verschiedener Ausbildung gleichzeitig nebeneinander zur Ablagerung kommen, findet man häufig. Man spricht dann von unterschiedlicher Facies. — Der Wettersteinkalk, welcher bekanntlich ein wichtiger Gipfelbildner in den bayrisch-tirolischen Kalkalpen ist (nahezu sämtliche Gipfel des Wettersteins, der Mieminger, des Karwendels und des Kaisergebirges sind aus ihm aufgebaut), ist ein durchwegs heller, oft massiger Kalk, dessen Bankung — soweit überhaupt erkennbar — oftmals nur aus der Ferne zu sehen ist. Er wird bis 1200 m mächtig. Jedem Bergsteiger, der Grattouren im Bereich von Wettersteinkalk-Bergen macht, fallen die roten und gelben, äußerst brüchigen Türme und Scharten auf. Die Verfärbung und Zertrümmerung ist jedoch keine ursprüngliche Eigenschaft dieses Gesteins; vielmehr liegen hier nachträgliche Zerrüttungen an Störungszonen vor. An vielen Stellen, auch in unserem Gebiet, sind im Wettersteinkalk Vorkommen von Blei- und Zinkerzen bekannt geworden, die wiederholt zu Bergbau Anlaß gegeben haben. — Häufig kann man im Wettersteinkalk Röhrchen von Kalkalgen finden, seltener auch Schnecken und Korallenreste, gelegentlich — besonders an der Westseite des Zugspitzplatts — auch Ammoniten. Diese Funde, namentlich die Kalkalpen, lassen darauf schließen, daß der Wettersteinkalk in Form von Riffen entstanden ist. Zwischen solchen großen Riffstöcken kämen dann die Partnachschichten zur Ablagerung, deren Charakter ein ganz anderer ist. Verschiedentlich schalten sich die schwarzen Mergel der Partnachschichten zwischen Muschelkalk und Wettersteinkalk ein, können jedoch an anderen Stellen — wie bereits bemerkt — den Wettersteinkalk völlig vertreten. Dies ist im Gebiet von Wamberg der Fall. Entsprechend dem Charakter der Partnachschichten finden sich hier sanfte Hügel mit Wiesen und Wäldern im scharfen Gegensatz zu dem sich südlich davon erhebenden eigentlichen Wettersteingebirge. An der Straße nördlich der Partnachklamm sind die Partnachschichten gut zu beobachten. Mit etwa 600 m erreichen sie nur die halbe Mächtigkeit des Wettersteinkalkes. — Über das Ladin, also je nachdem über den Wettersteinkalk oder die Partnachschichten legen sich die eigenartigen Gesteine der karnischen Stufe, die man als Raibler Schichten zusammenfaßt. Besonders auffällig sind braun verwitternde Sandsteine und Tonschiefer, die — soweit sie den Wettersteinkalk überlagern — stets zu Löchern und Almen Anlaß geben. Über den Sandsteinen und Schiefern folgen verschiedenartige Kalke, weitere Sandsteine und Mergel sowie Dolomite. Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Gesteinen der Trias finden sich in den Raibler Schichten sehr reichlich Versteinerungen aller Art. Von den zahlreichen Vorkommen im Wettersteingebirge seien Frauenalpl und Kreuzeck genannt. Nach oben schließen die Raibler Schichten mit sogenannten Rauhwacken ab. Diese löcherig zerfressenen Gesteine zeigen sehr unterschiedliche Mächtigkeit und leiten durch Einschaltung von Dolomitenbänken allmählich zum Hauptdolomit[4] und damit zur norischen Stufe über. Der Hauptdolomit ist eines der weitverbreitetsten Gesteine der Bayerischen Alpen überhaupt. Die eintönigen Massen des über 2000 m mächtigen Gesteins bauen in unserem Gebiet den Kramer, den Kranzberg und andere Gipfel auf. Auch die Berge beiderseits von Seefeld gehören hierher. —

Wie der Name sagt, handelt es sich um einen sogenannten Dolomit, also ein Gestein, das zu etwa gleichen Teilen aus Magnesium-Carbonat und Calcium-Carbonat besteht. Das graue oder bräunliche Gestein ist oft schlecht geschichtet und zerfällt in charakteristischer Weise in kleine eckige Bruchstücke, was auf einer intensiven Zerrüttung beruht. Häufig finden sich im Hauptdolomit bitumenreiche Mergel oder sogenannte Ölschiefer eingeschaltet, z. B. auf der Nordseite des Kramers. In der Umgebung von Seefeld und auch an anderen Orten wird auf diesen Ölschiefern ein Bergbau zur Gewinnung von Ichthyol-Öl betrieben. Hierbei werden nicht selten Fischreste gefunden. — Nach oben zu geht der Hauptdolomit in den sogenannten Plattenkalk über, indem sich in den Dolomit Kalkbänke einschalten, bis schließlich der Kalk überwiegt. Wie der Name sagt, handelt es sich um plattige Gesteine, die eine besonders deutliche Bankung zeigen. Das Plateau bei den Törlen westlich vom Eibsee ist aus Plattenkalk aufgebaut. In den oberen Lagen des bis 400 m mächtigen Schichtpaketes schalten sich Mergel und Tonschiefer ein, die schließlich zum Rät mit den sogenannten Kössener Schichten überleiten. Von diesen sind in unserem Gebiet nur geringe Reste erhalten geblieben. Als sehr tonreiche Gesteine fallen sie jedoch — ähnlich wie die Raibler Schichten — als Quellhorizonte auf, was z. B. am Kramerplateauweg an der Südwestseite des Kramers gut zu sehen ist. Die schwarzen Tonschiefer und Mergelkalke dieser Schichten sind stets reich an Versteinerungen. Die anderwärts bekannten korallenreichen rätischen Riffkalke fehlen in unserem Gebiet. — Mit den Kössener Schichten schließt die Trias-Formation ab.

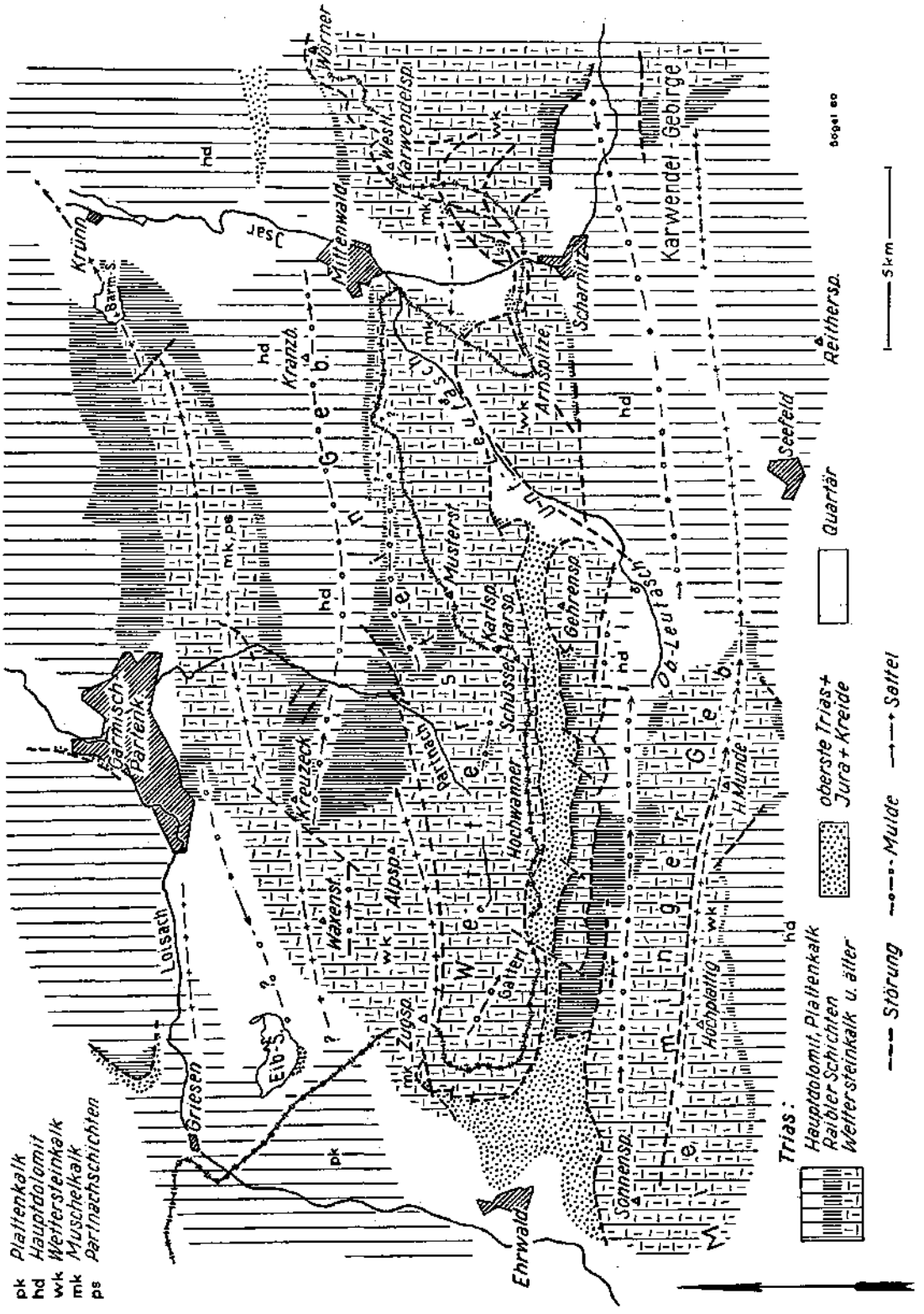
Die Gesteinsfolgen der Trias lassen trotz tektonischer Bewegungen aller Art in unserem Gebiet ihren ursprünglichen Verband im großen und ganzen noch erkennen. Die nunmehr folgenden Schichten des Jura und der Kreide sind dagegen nirgends mehr in ihrem früheren Zusammenhang erhalten, sondern vielmehr zwischen die mächtigen Kalkmassen der Trias eingequetscht und z. T. von diesen überschoben. Von wenigen unbedeutenden Vorkommen abgesehen, beschränken sich die Schichten des Jura und der Kreide (auch kurz als „Jungschichten" zusammengefaßt) auf einen schmalen Streifen am West- und Südfuß des Wetterstein-Gebirges (siehe Karte).

Der Jura ist vertreten durch bunte Kalke, fleckige Kalke und Mergel, in denen sich nicht selten Ammoniten finden, sowie durch die auffälligen roten Hornsteinschichten (auch „Radiolarit" genannt) des Malm, über die sich noch die bunten sogenannten Aptychenschichten[5] legen. Die Gesamtmächtigkeit des Jura dürfte 200 m nicht überschreiten, also ein krasser Gegensatz zu der ungleich viel mächtigeren Trias. — Nach oben zu gehen die Malm-Aptychenschichten über in graugrüne, stets stark zerflaserte Kalke und Mergel der Unterkreide (Neokom), aus denen z. B. der Hohe Kamm beim Gatterl aufgebaut ist. Dieser von den übrigen Gipfeln des Wettersteinhauptkammes so völlig abweichende Berg verdankt seine Form den Eigenschaften dieser Kreideschichten. Der von den Kalkmassen der Trias völlig abweichende Charakter der Jura- und Kreidegesteine kommt in den Almwiesen südlich des Wettersteinhauptkammes auffällig zum Ausdruck. Auch der Talkessel von Ehrwald und Lermoos steht im Zusammenhang mit der leichten Ausräumbarkeit der Jura- und Kreideschichten. — Mit den Gesteinen der Unterkreide endet die Schichtenfolge in unserem Gebiet.

Als Seltenheit innerhalb der nördlichen Kalkalpen treten in unserem Gebiet noch zwei Gesteine vulkanischen Ursprungs auf. Eingeschaltet in den Muschelkalk in der Gegend von Wamberg, sowie unter den Nordabstürzen des Waxensteinkamms wurden vor einigen Jahren dünne Bänke eines grünen Gesteins entdeckt, das sich bei näherer Untersuchung als vulkanischer Tuff erwiesen hat. Die Entstehung ist durch untermeerische Vulkanausbrüche zu erklären, wobei das vulkanische Material ziemlich fein verteilt ins Meer-

[4] Es ist eine innerhalb der triassischen Schichtfolge der Kalkalpen fast allgemeine Erscheinung, daß die einzelnen Schichtglieder nicht scharf gegeneinander abzugrenzen sind, sondern vielmehr durch fließende Übergänge miteinander verbunden sind, so z. B. Muschelkalk — Wettersteinkalk oder Hauptdolomit — Plattenkalk.

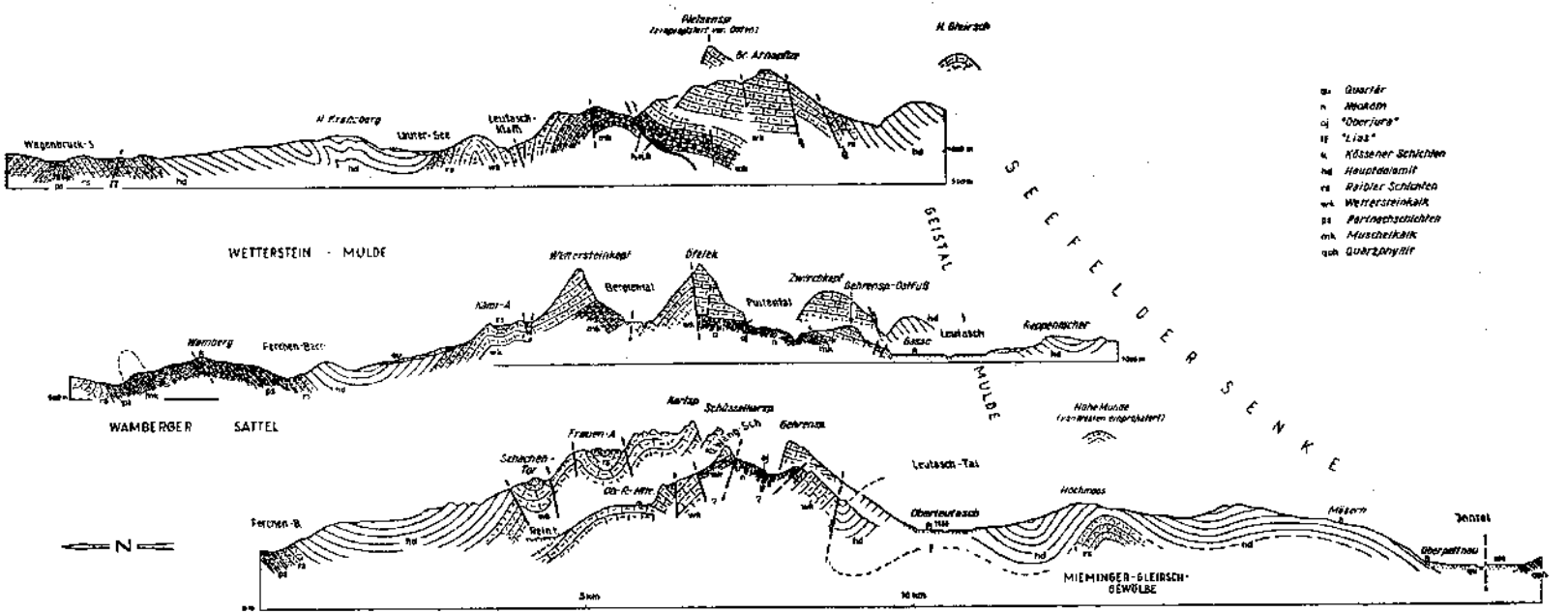
[5] „Aptychen" sind die Deckel von Ammoniten.


pk Plattenkalk
hd Hauptdolomit
wk Wettersteinkalk
mk Muschelkalk
ps Partnachschichten
Trias:
Hauptdolomit, Plattenkalk
Raibler Schichten
Wettersteinkalk u. älter
Störung
Mulde
Sattel
oberste Trias + Jura + Kreide
Quartär
5 km
Karwendel-Gebirge
Wörner
Westl. Karwendelsp.
Mittenwald
Jsar
Krünn
Barm.S.
Kranzb.
Scharnitz
Arnspitze
Reithersp.
Seefeld
Musterst.
Karlsp.
Karsp.
Gehrensp.
Schüssel
Ob-Leutasch
Garmisch-Partenk.
Kreuzeck
Partnach
Hochwanner
H. Munde
Waxenst.
Alpsp.
Gatter
Hochplattig
Zugsp.
Loisach
Eib-S.
Griesen
Ehrwald
Sonnensp.
Mieminger Gebirge
Wetterstein Gebirge
Bögel 80

wasser gelangte und sich in Schichten wieder absetzen konnte, so daß diese Gesteine äußerlich die Erscheinungsform von Sedimenten annehmen. Gleiche Gesteine sind aus den Südalpen in weitester Verbreitung bekannt, man bezeichnet sie dort als „Pietra verde" = Grüne Erde. Ebensolche Gesteine sind auch in den Lechtaler Alpen gefunden worden. — Auf der Südseite des Wettersteins wurde vor 100 Jahren in den obengenannten Jungschichten ein grünes basaltartiges Gestein entdeckt und als „Ehrwaldit" bezeichnet. Eigenartigerweise halten sich die Vorkommen — es handelt sich immer nur um quadratmetergroße Stellen — durchwegs an die Hornsteinschichten des Oberjura. Das Eruptivgestein schaltet sich schichtparallel in diese Hornsteine ein, wobei sowohl die darüber- als auch die darunterliegenden Gesteine durch Hitzeeinwirkung eine auffällige Veränderung erkennen lassen. Den Vorgang solcher Veränderungen bezeichnet man als „Kontakt-Metamorphose". Besonders schön ist diese Erscheinung nächst der Wasserstelle der Erinnerungshütte zu sehen. Im vergangenen Jahr fand sich nun südlich des Hohen Kamms ein weiteres Vorkommen von Ehrwaldit, das im Gegensatz zu allen bisher bekannten in unmittelbarer Berührung mit den Schichten der Kreide steht. Daraus kann auf das Alter des Ehrwalditz wenigstens insoweit geschlossen werden, als er jünger sein muß als Unterkreide. Andererseits ist jedoch das Gestein in die Faltungsvorgänge mit einbezogen, und da die erste Faltung in unseren Alpen etwa zu Beginn der Oberkreide stattgefunden hat, läßt sich die Zeit des Aufdringens nun ziemlich einengen.

## 2. Der tektonische Bau

Die Ablagerungen von Sedimentgesteinen erfolgen im großen und ganzen, wenigstens soweit es sich um marine Sedimente handelt (und dies trifft in unserem Gebiet für sämtliche Sedimente zu), in der Weise, daß sich auf dem Meeresboden Schicht auf Schicht übereinanderlegt, wobei sich der Meeresgrund etwa in demselben Maße absenkt, wie die Sedimente zunehmen. So können unter Umständen mehrere tausend Meter mächtige flachliegende Gesteinspakete zustandekommen. Nach ihrer Verfestigung bleibt jedoch die ursprünglich flache Lagerung nur in seltenen Fällen erhalten. Vielmehr werden die Gesteinsmassen gehoben, verstellt, zu Sätteln und Mulden gefaltet, zerbrochen und gegeneinander bewegt, ja sogar übereinander geschoben. So kommt die Erscheinung zustande, daß jüngere Gesteine direkt neben älteren liegen, oder daß Schichtfolgen auf den Kopf gestellt werden, d. h. das Älteste liegt oben, das Jüngste unten, oder daß ältere Schichten auf jüngere hinaufgeschoben werden. Solche Vorgänge spielen in unserem Gebiet — wie in den Alpen überhaupt — eine wichtige Rolle. — Quert man das Mieminger und Wettersteingebirge von Süden nach Norden, so durchschreitet man eine ganze Reihe von z. T. kompliziert gebauten Sätteln und Mulden. Es ist in der Geologie üblich, solche Strukturelemente mit Namen zu belegen; diese sind aus der Profiltafel zu entnehmen. Von Süden kommend, ist besonders auffällig in der Hohen Munde der aus Wettersteinkalk bestehende Sattel des Mieminger Gebirges erkennbar. Nach Norden zu folgt im Bereich des Gais-Tales eine deutliche Mulde mit Raibler Schichten und Hauptdolomit. Daran schließt sich eine Wettersteinkalk-Sattelzone an, zu der einerseits die Arnspitze, die Gehrenspitze und die sogenannten Vorberge nördlich des Gais-Tales gehören, sowie andererseits der Wetterstein-Hauptkamm. Dieser Sattelzug erfährt nun eine Komplizierung dadurch, daß er — vermutlich bei Beginn der Aufwölbung — im First eingebrochen ist, so daß die überlagernden Schichten des Jura und der Kreide zwischen die aus Trias bestehenden Flügel des Sattels abgesunken sind. Die Zone wird dann noch stark eingeengt, und z. T. sind die Triasmassen auf Jura- und Kreidegesteine aufgeschoben, z. B. am Ofele-Kopf. Nach Norden zu folgt ein großes Muldensystem, das den Hauptteil des Wettersteingebirges umfaßt. Die Achse dieses Muldensystems fällt deutlich nach Osten ein. Dieses „Muldensystem" besteht aus einer ganzen Anzahl einander zugeordneter Teilmulden. Nach Norden schließt sich eine wichtige Sattelzone an, die nach der Ortschaft Wamberg als sogenannter „Wamberger Sattel" bekannt geworden ist.



Wagenbruck-S
H. Kranzberg
Lauter-See
Leutasch-Klaff
Pleisenspitze
Gr. Arnspitze
H. Gleirsch
WETTERSTEIN - MULDE
Wettersteinkopf
Öfelek
Bergental
Kämi-A
Zwirchkopf
Gehrensp.-Ostfuß
Puitental
Gasse
Leutasch
Reppenlocher
Wamberg
Ferchen-Bach
WAMBERGER SATTEL
GEISTAL MULDE
SEEFELDER SENKE
Karlsp.
Schüsselkarsp.
Frauen-A
Schachen-Tor
Gehrensp.
Leutasch-Tal
Ferchen-B.
Reint.
Oberleutasch
Höchmoos
Mösern
Jenzel
Oberpettnau
MIEMINGER-GLEIRSCH-GEWÖLBE
N
5 km
10 km
qu Quartär
n Neokom
oj "Oberjura"
lf "Lias"
k Kössener Schichten
hd Hauptdolomit
rs Raibler Schichten
wk Wettersteinkalk
ps Partnachschichten
mk Muschelkalk
qph Quarzphyllit

Dieser Sattel besteht nun im Bereich von Wamberg aus Muschelkalk, Partnachschichten und Raibler Schichten, wohingegen — wie oben bereits besprochen — der Wettersteinkalk fehlt. Damit steht auch die Weitung des Talkessels von Garmisch im Zusammenhang. Während sich dem Wamberger Sattel im Ester-Gebirge wieder ein normales Muldensystem anschließt, sind die Verhältnisse westlich davon im Gebiet des Kramers komplizierter und nicht ohne weiteres zu deuten.

Dieses Bauschema ist naturgemäß stark vereinfacht. Vor allem ist die ursprünglich einfache Folge von Ost-West streichenden Faltenstrukturen durch spätere tektonische Ereignisse stark verwischt. Hier ist zunächst eine auffällige Westbewegung der Hauptmasse des Wettersteingebirges zu erwähnen, durch die die tiefere Trias bei Ehrwald auf Kreideschichten aufgeschoben ist, wie man schon vom Tal aus ohne weiteres sehen kann. Weiterhin ist das Gebiet mehrfach von Querverbiegungen betroffen worden. Die auffälligste Erscheinung dieser Art ist die bereits morphologisch sehr deutlich ausgeprägte Senke von Seefeld, wobei von Westen und Osten kommende Wettersteinkalkstrukturen unter den Hauptdolomit der Seefelder Senke abtauchen. Ferner ist z. B. die Jungschichtenzone, die — wie oben beschrieben — zwischen Puitental und Ehrwald zwischen nördlich und südlich vorgelagerte Triasmassen mit nur randlichen Überschiebungen eingequetscht ist, im Gebiet der Arnspitze durch die südliche Triasmasse vollkommen überschoben worden und kommt erst im Isartal am Riedbodeneck in Spuren, ebenso auch im westlichen Karwendel, wieder zum Vorschein. Auf die außerordentlich zahlreichen Verwerfungen und Querstörungen, die meist als jüngste Ereignisse gelten, kann hier nicht mehr eingegangen werden. — Der vorstehend beschriebene Bau ist in drei durch das Ostblatt gelegten Profilen recht gut erkennbar, weitere Profile, die den später erscheinenden Blättern beigegeben werden sollen, werden die Verhältnisse noch etwas deutlicher machen.

## Literatur

Ampferer, O.: Geologische Beschreibung des Seefelder, Mieminger- und südlichen Wettersteingebirges. — Jb. k. k. geol. R.-A., 1905, **55**, S. 451—562, Wien 1905.

v. Klebelsberg, R.: Geologie von Tirol. Berlin 1935.

Leuchs, K.: Tektonische Untersuchungen im Wettersteingebirge. — Z. deutsch. geol. Ges., **87**, S. 703 bis 719, Berlin 1935.

Reis, O. M.: Erläuterungen zur Geologischen Karte des Wettersteingebirges, I. Teil. — Geogn. Jh., **23**, 1910, S. 61—114, München 1911.

Anschrift des Verfassers: Hellmuth Vögel, München-Aubing, Streitbergstraße 29

# Grate und Wände im Wetterstein

Von Fritz Schmitt

(Mit 7 Bildern, Tafel I, II, III, IV und V)

Wetterstein! Graue himmelhohe Wandfluchten nordseits über tiefen, waldgrünen Talfurchen und Bergseen. Gelbgefleckte Plattenwände auf der Südseite, toten Geröllströmen entragend — das sind die beiden Gesichter des Gebirges mit dem höchsten Gipfel des deutschen Alpengebietes: der Zugspitze. Und über allem der rund 20 Kilometer lange Grat des Hauptkammes, aufgespalten in eine Reihe von Gipfeln und Türmen. Fritz Müller-Partenkirchen schrieb einmal angesichts dieser Berge: „Die Berge sind die Akzente auf der Erde. Ohne sie wäre die Erde nur oberflächlich. Mit ihnen bekam sie Höhen und Tiefen und einen Rhythmus ..."

Dies gilt für die buckelige Landschaft von Werdenfels, für das Talbecken von Ehrwald, für die grüne Leutasch. Der graue Zug des Wettersteins ist mehr als Hintergrund und Kulisse, er gibt den Niederungen ringsum das Gepräge.

Die bergsteigerische Erschließung des Wettersteingebirges beginnt mit dem Jahre 1820, der ersten datenmäßig bekannten Ersteigung der Zugspitze durch den kgl. bayer. Vermessungsoffizier Karl Raus mit seinem Burschen und einem Partenkirchner. Obwohl die Zugspitze noch lange Zeit Hauptanziehungspunkt blieb, brachte sie es um die Zeit der Alpenvereinsgründung alljährlich nur auf etwa 50 Besteiger, im Jahre 1923 aber verzeichnet die Chronik rund 30.000.

Als erste Hütte im Wetterstein gilt die 1855 mit einem Kostenaufwand von 260 Gulden auf dem Zugspitzplatt erbaute Knorrhütte. In jenen Jahren ein primitiver Stützpunkt der Zugspitzbesteiger aus dem Reintal. Der Alpenverein begann seine Bautätigkeit im Wetterstein 1897 mit der Errichtung des Münchner Hauses auf der Zugspitze. Damals in Bergsteigerkreisen ein heftig umstrittenes Objekt, heute — wie auch das Adolf-Zoeppritz-Haus auf dem Kreuzeck — mit einer Seilbahn erreichbar. Im Laufe der Zeit entstanden 7 Alpenvereinshütten im Wetterstein; davon sind 4 Eigentum der Sektion München. Hinzu kam eine Reihe von kleineren, sektionseigenen Stützpunkten. Außer einem Wegnetz wurden Kletterstege ausgebaut, von denen der bekannteste jener durch das Höllental auf die Zugspitze ist.

Hören wir, wie Hans Leberle die Ersteigungsgeschichte des Wettersteingebirges skizzierte: „Die ersten 50 Jahre (ab 1820) waren dem Austreten des Zugspitzweges gewidmet. Bloß die Bezwingung der Dreitorspitze durch Forstwart Kiendl störte im Jahre 1851 diesen ruhigen, einförmigen Ablauf. Im Jahre 1871 trat Hermann von Barth hervor. Zehn Jahre später versuchte eine kleine Gruppe Münchner Alpinisten abermals, das Augenmerk auf die Berge des Wettersteingebirges abzulenken. Auch ihnen war die erhoffte Genugtuung, Nachfolger zu finden, versagt. Anfangs der 90er Jahre erstieg Dr. Mainzer aus Karlsruhe, meist begleitet von den Führern Dengg, die letzten unbetretenen Punkte und eröffnete eine Menge schöner Touren. Ungefähr ein Dutzend Münchner und Innsbrucker Studenten waren es, die im letzten Jahrzehnt das Erbe Hermann von Barths und seiner Nachfolger antraten. Durch sie erst fielen die stundenlangen Grate und die mächtigen Wände, interessante Wege wurden eröffnet, schwere, verwegene Leistungen wurden in den grauen Felsen vollbracht ... Die Aufzählung der treibenden Faktoren für die Erschließung des Gebietes ist hiermit erschöpft." Das schrieb und glaubte Hans Leberle, der selbst zum Erschließerkreis gehörte, im Jahre 1904.

Aber die Entwicklung blieb im Fluß. Ein Markstein der Vorkriegszeit war die Erstdurchsteigung der Schüsselkarspitze-Südwand im Jahre 1913. Und auch weiter blieben neben einigen einheimischen Kletterern, wie zu Leberles Zeiten, Münchner und Innsbrucker führend. Ein großer Name der Nachkriegszeit: Willo Welzenbach. Im Vorwort zu seinem Wettersteinführer schrieb 1949 Wolfram Spindler — der mit seinem Bruder zahlreiche neue Wege beging: „Die bergsteigerische Erschließung schien 1927 zu einem Abschluß gekommen zu sein. Unmittelbar danach leiteten Franz und Toni Schmid eine neue Entwicklung der Erschließung ein. Eine neue Generation trat an, im Wetterstein verkörpert in Rudolf Peters, Leo Rittler; es folgten die Brüder Hausstätter, Adolf Göttner und Martin Meier, dann in den letzten Jahren vor dem Kriege überragend, Michel Schober. Von Innsbruck wirkten im Wetterstein vor allem Matthias Auckenthaler, Hans Frenademetz, Kuno Rainer, Wastl Mariner, die Brüder Peter und Paul Aschenbrenner und Hias Rebitsch. Die neue Generation bezwang mit neuer Problemstellung und geschärfter Technik die Wände, die vor 1926 noch für unmöglich angesehen wurden. Und seit 1945 hat wiederum eine neue Generation unter Außerachtlassung des Begriffes ‚unmöglich' das Werk ihrer Vorgänger fortgesetzt und zum Abschluß gebracht."

Typisch für den letzten Erschließungsabschnitt sind die Winterbegehungen der Grate und Wände, so eine schon zweimal unternommene, fast expeditionsmäßige Winterüberschreitung des Wetterstein-Hauptkammes.

Diese Vorbemerkung soll und kann kein Ersatz für eine Fortführung der 55 Jahre alten Wetterstein-Monographie von Hans Leberle sein; eine solche wäre längst fällig. Es war nur beabsichtigt, durch einige Daten eine Verbindung von den Erschließern der Frühzeit zum eigenen Erleben und zur jungen Generation herzustellen.

Die nachfolgenden Schilderungen von Wettersteinfahrten liegen etwa in der Mitte. Sie sind nicht am Schreibtisch entstanden, sondern wurden noch unter dem Eindruck des Erlebens niedergeschrieben.

## Hochwanner-Nordwand — die höchste Felsmauer des Wettersteins

„Wo die junge Partnach sich zur ‚Blauen Gumpe' weitet, steigt aus grauen Steinwüsten und dunklen Tannen eine gewaltige, wie aus Erz gefügte Wand gen Himmel, die Nordwand des Hochwanners. Das ganze hintere Reintal beherrscht dieser mächtige Felsbau, ihm gegenüber erscheinen die Abstürze bis zum Gatterl als klein und unbedeutend. Mit der Bezwingung dieser Riesenwand treten wir in die letzte Periode der Ersteigungsgeschichte ein. Mit der Durchkletterung dieser Wand ist das letzte große Problem des Wettersteinkamms gefallen ..." Diese Sätze schrieb Heinrich Leberle, der in der Erschließung des Wettersteins einen bedeutenden und ehrenvollen Rang einnimmt, der Verfasser der grundlegenden Wetterstein-Monographie in den Bänden 1904 und 1905 der „Zeitschrift des D.u.Ö.A.V." und Bearbeiter des Wettersteinführers, der in den Bergsteigerkreisen kurz als „Leberle" bekannt wurde. Er schrieb diese Charakterisierung aus der Sicht des Jahres 1905. Viele Probleme wurden später noch gefunden und gelöst, der Nimbus der Schwierigkeit ist im Laufe und Wandel von fünf Jahrzehnten beträchtlich gesunken, aber dennoch zählt die Durchsteigung der Hochwanner-Nordwand, die mit 56° Durchschnittsneigung und 1400 m Höhe eine der höchsten Wände der Nördlichen Kalkalpen ist, immer noch zu den großzügigen und klassischen Felsfahrten. Welch ein Gegensatz zu den sportlich betonten Klettereien der jungen Generation! Hier entscheidet nicht der Mauerhaken, hier gilt perfekte Technik nichts. Anmarsch, Biwak und ein langer Weg im gestuften Fels führen hier zum Erlebnis.

Wer den Anmarsch durchs Reintal langweilig nennt, weil er langgewährend ist, in dessen Berggefühl ist etwas erstorben. Etwas Wesentliches sogar! Geh einmal offenen Auges diesen Weg! Es ist die Zeit, da die Ebereschendolden rot im gefiederten Laub hängen und die Herbstzeitlosen in ihrer Zartheit unversehrt den ersten Reif ertragen. In die Schatten im Fels fließt etwas vom Kobaltblau des Himmels.

**Partnachklamm:** Wäre hier nicht ein Steig ausgesprengt, man könnte befürchten, dem Drachen zu begegnen, wie ihn Böcklin in seiner „Felsenschlucht" dargestellt hat. Stattdessen Dirndlgewänder, Strohhüte und aufgespannte Regenschirme. Dazwischen einige Kletterer, die aus dem Oberreintal kommen und noch von den Wänden sprechen: Zundernkopf, Berggeistturm, Schüsselkarturm ... Das Wasser beherrscht die Szene. Tosend und strudelnd unten im Bachbett, von turmhohen Felswänden niederrieselnd wie Glasperlenspiel, von Überhängen tickend und tropfend. Die Mittagssonne sticht steil nieder, vergoldet hoch oben das Laub der Sträucher und verbrämt einen Schleierfall mit Regenbogenfarben. Nur etliche Schritte lang, dann wirkt der Schatten der Klamm wieder um so beklemmender. Vor dem Zusammenfluß der Partnach und des Ferchenbaches weitet sich die Klamm. Durch die Wälder singt eine Melodie in Grün und Gold. Ein Zitronenfalter gaukelt in die Dämmerung der Klamm. Fast möchte ich ihn zurückrufen ...

Im Ausschnitt des Oberreintals zeigt sich der Westgipfel der Dreitorspitze. Rotgefleckte Wände und der Eichhorngrat. Die hohen Nordabstürze vom Zundernkamm bis zum Gatterl schieben sich vor, wild, mit Karen oder Latschengeflechten und Höhlen im Gewänd. Die Blaue Gumpe wird nur von dünnen Rinnsalen der Partnach spärlich gefüllt.

**Und nun die Wand:** Wir stehen ihr gegenüber, sie wirkt hoch, sehr hoch. Wir suchen den vermeintlichen Pfad und bemühen uns den Täuschungen der verkürzten Sicht durch Erfahrung gerecht zu werden. Wie ausgesetzt das Einstiegsband aussieht! Wie steil die Latschenzunge, die vom Band hoch hinaufleckt. Dann kommt der große Absatz mit dem Biwakblock. Und nun bäumt sich die Flanke noch volle 1000 Meter hoch auf, ohne Grün, nur grauer Kalk mit gelblichen Narben.

Hohes Gewölk überzieht den Himmel. Das Wetter sieht nicht gerade günstig aus. Wir wollen bis zum Biwakblock aufsteigen. Sollte sich das Wetter während der Nacht verschlechtern, können wir immer noch umkehren.

Es ist 18 Uhr abends. Durch Latschen, Humus und verschmiertes, plattiges Geschröf steigen wir hinauf zum Biwakblock, dessen nieder vorspringendes Dach bequem Platz für uns zwei bietet. 25 Jahre gehen wir nun schon gemeinsam in die Berge, da wird so ein freiwilliges Biwak zur Feierstunde. Ein Schneefleck spendet Teewasser, abgestorbene Latschenäste dienen als Brennholz. Bis nach Mitternacht lodert unser Feuer. Zeitweilig steigt die Mondsichel rotgolden aus den Wolken. Es ist sehr ruhig. Die Riesenmauer schläft. Nur eine Maus besucht knabbernd unseren Proviant.

Um 6 Uhr kriechen wir aus dem Zeltsack. Die Bewölkung hat zugenommen, die Zugspitze nebelt sich ein. Umkehren? Ich kenne diese Stimmung zur Genüge, wenn das Verzichten schwer fällt. Man will nur zurück, wenn ernstlich Gefahr droht. Wir einigen uns, weiterzugehen.

Über zunächst plattigen, allmählich rauher und zerhackter werdenden Fels klettern wir höher. In einer gerölleerfüllten Mulde, aus der wir rechts haltend dem großen Band zustreben, beginnt es zu regnen. Wir haben noch 800 Meter Wand über uns. Bei einer Höhle betreten wir das Band; es kommt von Westen herüber, wo bei einem begrünten Absatz der Einstieg zur direkten Nordwand ist. Auch der Weg des Erstbegehers Ludwig Heis (5. 6. 1904) trifft mit der Route von Ludwig Distel und den Brüdern Schulze (drei Tage nach Heis' Alleingang) zusammen. Das Band führt leicht begehbar links aufwärts und endet auf einem kleinen Sattel mit Steinmann und Holzpflock. Nun wird das Gelände wieder interessanter. Es gilt einen Durchschlupf durch einen ziemlich steilen Wandgürtel zu finden. Gerade klettern wir aufwärts, kommen wieder an einer tiefen Höhle vorbei zu einem Band, dessen Ausgesetztheit im Führer erwähnt ist. Wir spötteln über diesen Begriff, obwohl es an Tiefblick nicht fehlt. Ein kleiner Gerölkessel. Hier soll ein Wasserplatz sein. Heute ist unser Bedarf an Regen- und Schneewasser reichlich gedeckt. Noch 400 Meter bis zum Grat! Ich muß gestehen, dieses Stück hatte ich mir leichter und einfacher vorgestellt. Auf den Unebenheiten der plattigen Wandflucht liegen Graupelkörner und Neuschnee. Die eisverglasten Griffe machen die Finger klamm.

Ich treibe zur Eile. Wir frieren, obwohl der Schweiß unterm Mützenrand hervorquillt. Von Hansens durchweichten Kletterschuhen löste sich eine Sohle; sie wird mit Spagat geflickt. Die Sicherung wird fragwürdig und wir legen das Seil ab. Jeder geht vorsichtig auf eigene Verantwortung im winterlichen Gelände.

Jetzt ist der Grat erreicht. In heftigen Böen springt uns ein rauher Wind an. Wir eilen rasch hinüber zum nebelumrauchten Gipfel. Etwas mehr als 4 Stunden waren wir vom Biwakplatz aus unterwegs; dieses schnelle Steigen hatte uns warmgehalten. Die Kälte verleidet uns eine Gipfelrast. Sie treibt uns über den Kleinwanner hinüber zum Hohen Kamm. Hier pfeifen Murmeltiere und suchen zwei Gemsrudel Äsung im Grünen. Über das Gatterl steigen wir ins Reintal ab.

## Die Südwand der Schüsselkarspitze

Fünfhundert Meter hoch, fast senkrecht, strebt die Südwand der Schüsselkarspitze über dem Puitental empor. Über Gräben, Runsen und Geröll. Graue, gewellte Plattenschilder, gelbe Abbrüche, feine Schattenlinien von Rissen und Verschneidungen. Nach dem ersten Weltkrieg galt sie als die schwierigste Wand der Nördlichen Kalkalpen.

Wer sie damals durchstieg, der vergaß die prägnanten Kletterstellen nicht: die kraftfordernden Risse der Pfeilerverschneidung, das 8-Meter-Wandl, den Pendelquergang ... Auf dem langen Weg vom Gipfel der Schüsselkarspitze über den Plattenschuß und die Dreitorspitzen hinüber zur Meilerhütte redeten wir voll befriedigt und ein wenig stolz davon. Und wir sprachen anerkennend, ja voller Bewunderung von den Erstbegehern vom Jahre 1913, die einer Generation vor uns angehörten: Otto Herzog und Hans Fiechtl.

Der Zillertaler Bergführer Hans Fiechtl stürzte 1925 am Nordwandsockel des Totenkirchls ab. Warum? Wir wissen es nicht! Rieberl schrieb über ihn: „Er war ein sportlicher Kletterer höchster Vollendung und dazu ein Bergsteiger im besten Sinne des Wortes, der bestimmt viel mehr darauf ausging, mit gleichgesinnten Kameraden Bergfahrten auszuführen, als klingenden Führerlohn einzuheimsen. Ein Prachtkerl ..." Als Seilgefährte Hans Dülfers durchkletterte er erstmals manche schwierige Wand: Guffert-Südkante, Hochiß-Nordwand, Lärcheck-Ostwand. Auch nach dem ersten Weltkrieg versuchte er, trotz ergrauter Schläfen, mit der Jugend Schritt zu halten. So erklomm er mit Franz Weinberger die Westwand des Predigtstuhls im Wilden Kaiser auf neuer Führe. Die Kletterer verdanken ihm den aus einem Stück geschmiedeten Fiechtlhaken an Stelle des alten Ringhakens. Wie oft saß ich mit ihm auf dem Stripfenjoch beisammen, angetan mit einem ehemals blauen, verschossenen Leinenjanker, die Kaiserjägermütze auf dem Kopf. Er war eine eigenartige Persönlichkeit, liebte Schach und Reisen und gab nie seine Geheimnisse preis. Als ich nach seinem Absturz, ihm zum Gedenken, seinen Anstieg über den Nordwandsockel aufs Totenkirchl wiederholte, fand ich an der Absturzstelle an einem Felszäckchen, an grüner Kordel das Mundstück seiner Pfeife. Ein letztes Andenken an Hans Fiechtl, Herzogs Weggefährten in der Schüsselkar-Südwand.

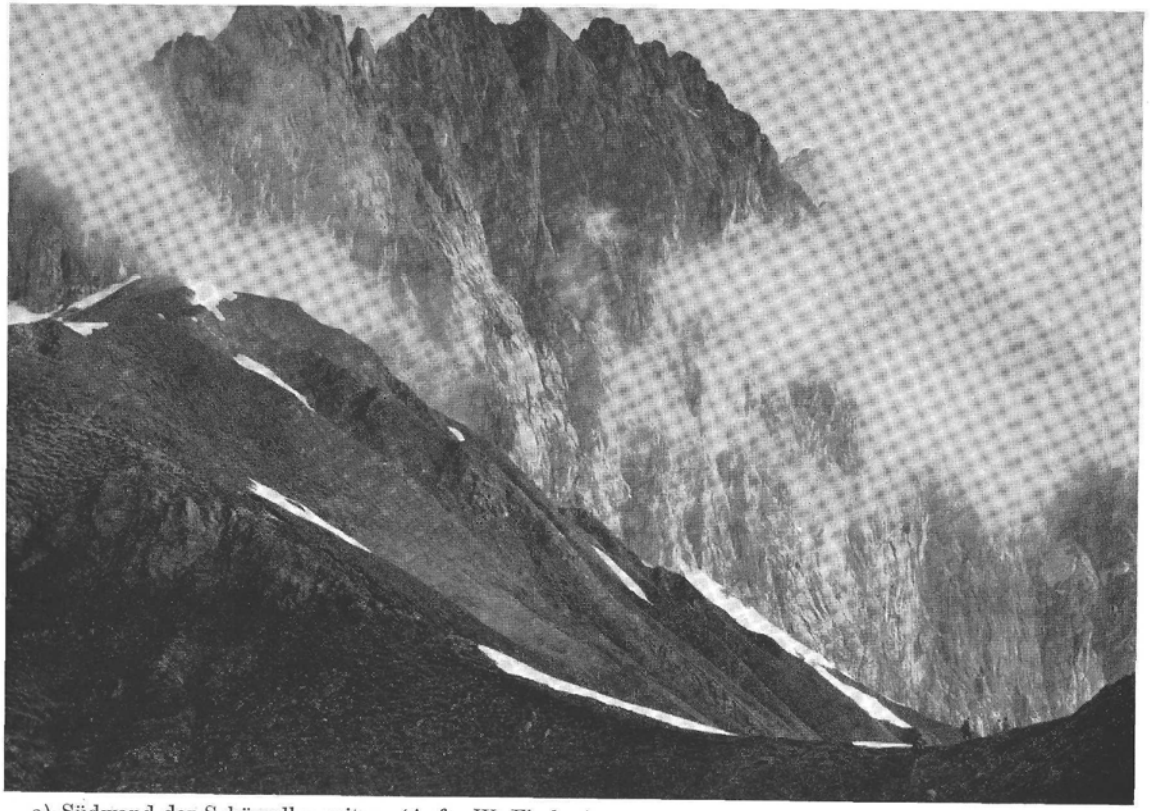
Nun kurz zu Otto Herzog, der jetzt 72 Jahre alt ist. Er wurde in Fürth geboren, wuchs aber in München auf. Im Turnsaal war er bald ein verwegener Artist, auf Gebirgsmärschen ein Kilometerfresser. Dutzenden von Karwendelwänden hat der Zeitgenosse von Dülfer und Preuß seinen Willen aufgezwungen. Am 1. Oktober 1913 gelang dem damals 25jährigen Otto Herzog der Durchstieg durch die Schüsselkar-Südwand. Zu dritt — mit Hans Fiechtl und Georg Kuglstatter — gings in die Leutasch und hinauf ins Puitental. Den Einstieg vermittelte, wie bei früheren Versuchen, der auffallende Pfeiler rechts der Gipfelfallinie. Ein Seil hing herab; von wem mochte es wohl stammen? Herzog ging bis über den Pfeilerkopf hinauf voraus. Der Weiterweg sah problematisch aus. Herbsttage sind kurz und die Biwaknächte kalt, so entschloß man sich, umzukehren.

Anderntags versuchten Fiechtl und Kuglstatter höher zu kommen. Herzog hatte sich den Magen verdorben; ein Wurstzipfel hatte ihn kampfunfähig gemacht. Aber es litt

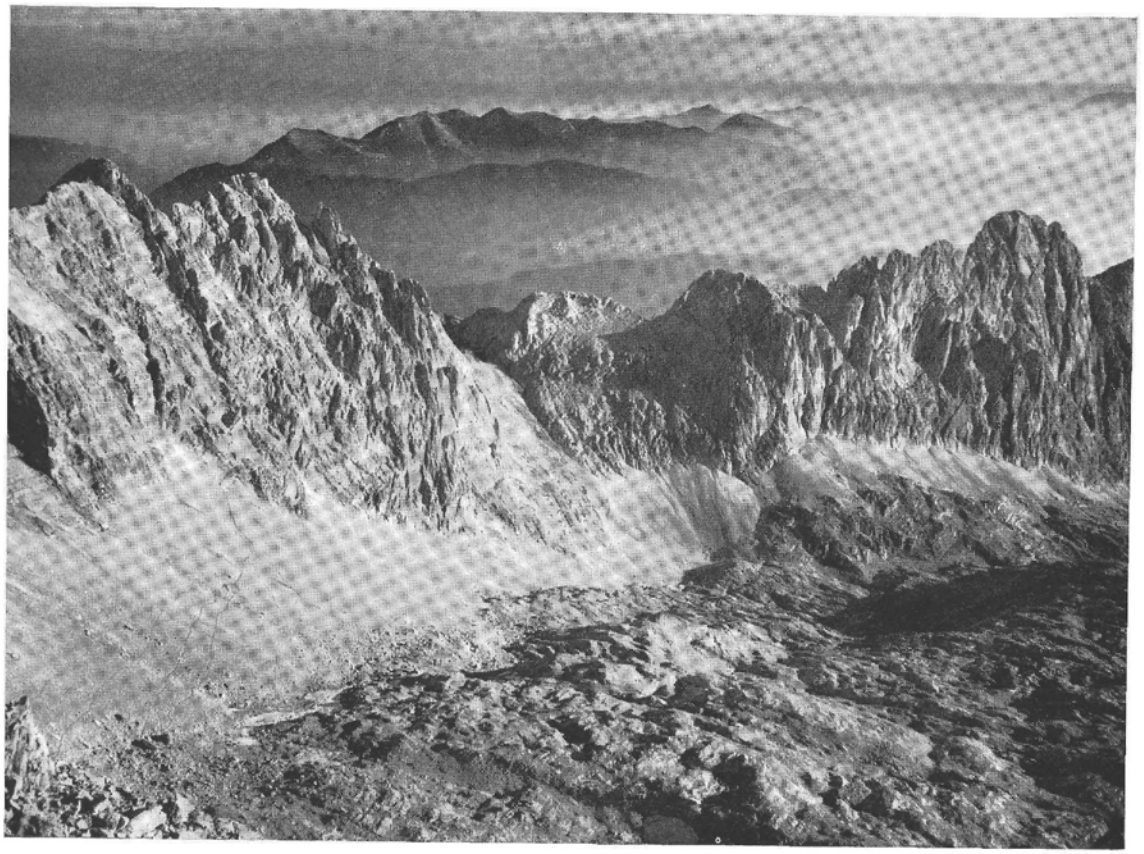
a) Wettersteingrat von der Schüsselkarspitze bis zum Hochwanner; im Hintergrund die Mieminger (Aufn. W. Fischer)

b) Blick ins Oberreintal (Aufn. W. Fischer)

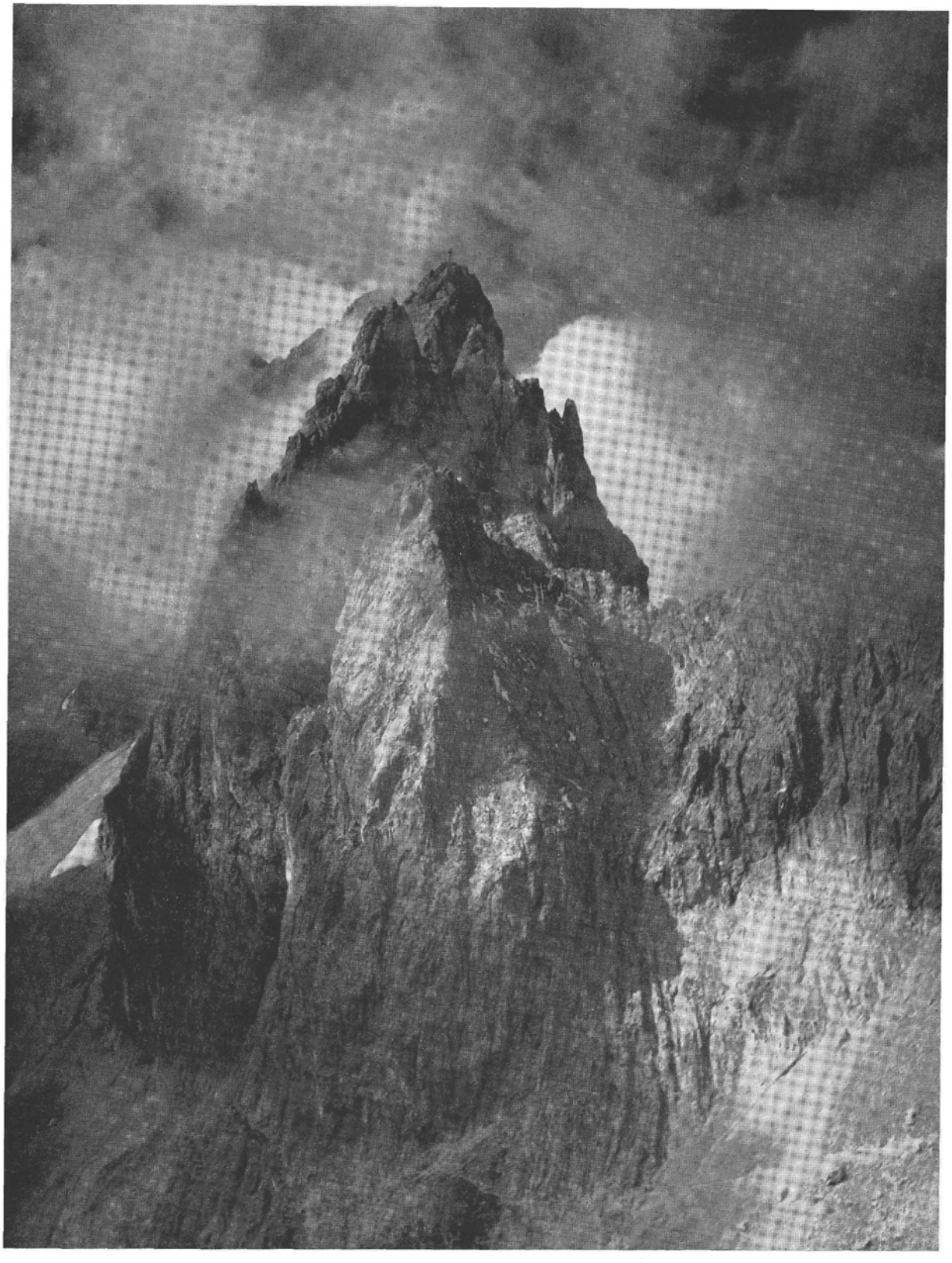
TAFEL I



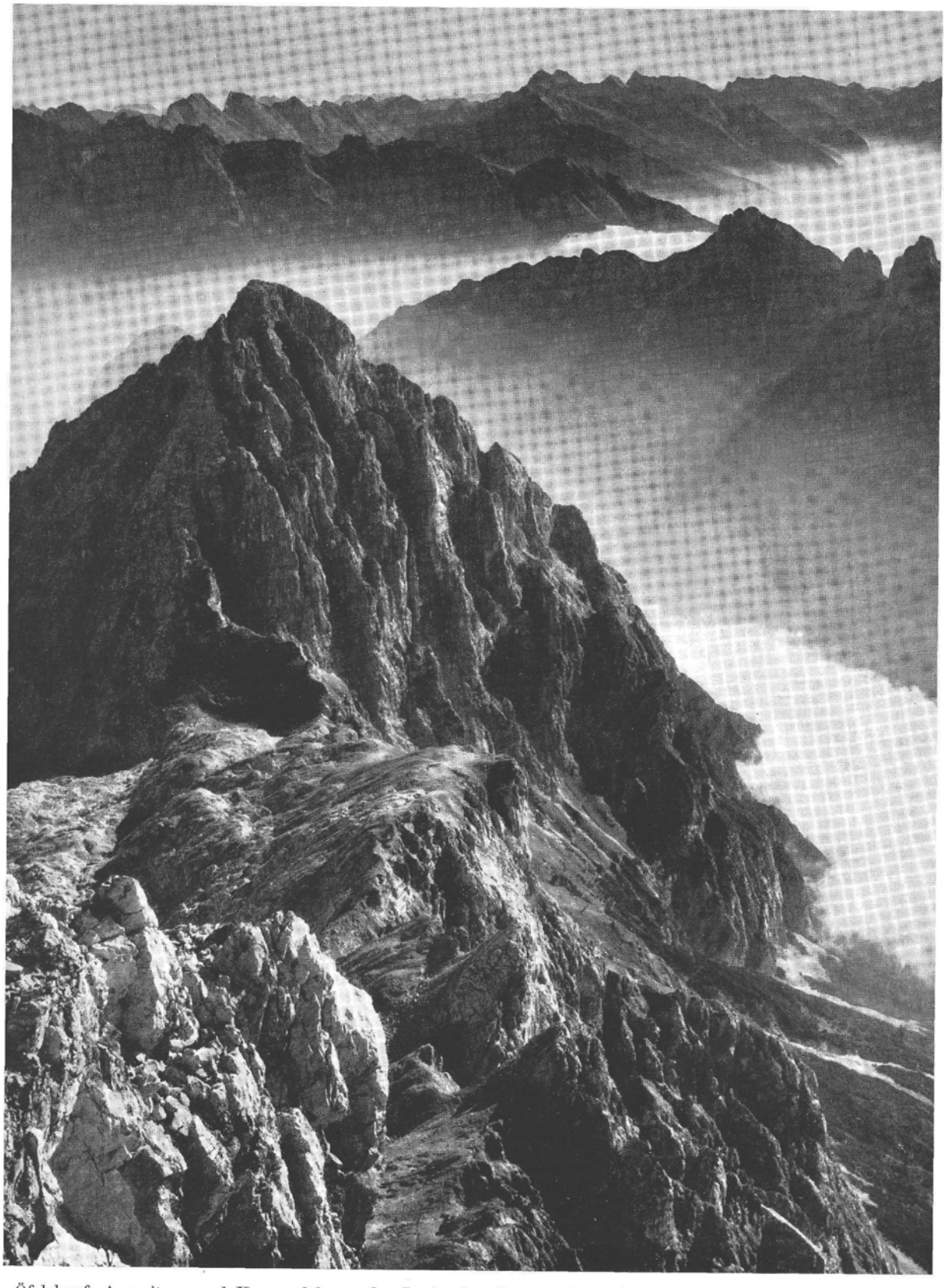
a) Südwand der Schüsselkarspitze (Aufn. W. Fischer)



b) Partenkirchener Dreitorspitze und Musterstein von Süden. Im Vordergrund das Leutascher Platt (Aufn. W. Fischer)



Partenkirchener Dreitorspitze und Bayerländerturm von den Törlspitzen (Aufn. F. Schmitt)



Öfelekopf, Arnspitzen und Karwendel von der Leutascher Dreitorspitze (Aufn. W. Fischer)
TAFEL IV

ihn trotzdem nicht in der Leutasch. Er beschloß eine Roßkur zu machen, beginnend mit einem Bad im kalten Puitenbach, dem ein schweißtreibender Dauerlauf über die steilen Wegserpentinen folgte. Als er den beiden Kameraden begegnete, fühlte er sich wieder ganz wohl. Fiechtl war in der Wand nur wenige Meter höher gekommen als Herzog am Vortag.

Aber die beiden gaben sich nicht geschlagen. Am nächsten Morgen erkletterten sie als Zweierseilschaft wieder den Wandpfeiler. Herzog führte bis über das 8-Meter-Wandl. Nun packte Fiechtl der Ehrgeiz. Obwohl er nicht gut in Form war, forderte er die Führung, pendelte aber am Quergang, von oben durch einen Mauerhaken gesichert, dreimal zurück. Was dem Tiroler nicht gelungen war, bewältigte Herzog mit eiserner Ruhe. Dann galt es die lange Kaminreihe zu erreichen, die vom Westgrat herabzieht. Aber wie auf kletterbares Gelände hinüberkommen? Pendeln am Doppelseil? Oft hatte Herzog das im Münchner Klettergarten schon geübt. Aber Fiechtl wünschte den Vortritt. Einen Mauerhaken zwischen den Zähnen trat er die Luftreise an, und nach einigen Versuchen glückte es ihm, sich nach dem Pendelschwung zu verkrallen und den Haken in den Fels zu treiben. Die schwierige Kletterei und das Akrobatenstück hatten viel Zeit gekostet. Der Tag ging zur Neige. Also biwakieren! Es wurde eine kalte Oktobernacht auf einem abschüssigen Grasfleckchen. Im Morgengrauen kamen drei Männer über das Geröll herauf zum Fuße der Wand; es waren Leutascher Bergführer, die nachschauen wollten, ob ein Unglück geschehen sei. „Habt's an Schnaps, Mander?" rief der trinkfeste Fiechtl hinunter und bedauerte, daß sein Flaschl längst leergetrunken war.

Mit anfangs steifen Gliedern querten die beiden Kletterer weiter zu den Kaminen. Durch diese führte Fiechtl die Seilschaft, das Ausstiegswandl gehörte Herzog, dann freuten sich die zwei auf dem Gipfel ihrer gemeinsamen Tat.

In Bergsteigerkreisen diskutierte man über die Schüsselkar-Südwand hitzig, sachlich und fachlich. In der Sektion Bayerland hielt Hans Dülfer, der Felskünstler, einen Vortrag und sagte ein wenig von oben herab, die Routenführung sei nicht ideal und die Wand, wegen der Abseil- und Pendelstelle, streng genommen, gar nicht durchklettert. Tita Piaz sprach im gleichen Kreise über seine Versuche und rief am Schluß impulsiv aus: „Und diese Wand hat Otto Herzog gemacht — Hut ab!"

Herzog redete und schrieb nicht über die Schüsselkar-Südwand. Aber es wurmte ihn doch, was Dülfer gesagt hatte, und deshalb stand er am 11. Juni 1914 mit seinem Bruder Christian wieder am Pfeilereinstieg. Diesmal querte er oben aus den Kaminen rechts in die Wand und stieg, statt zum Westgrat, zum Gipfel hinauf. War nun die Route genehm? Aber nein, auch die Abseilstellen waren kritisiert worden! Unmittelbar vor Kriegsausbruch, am 28. Juli 1914, stiegen Otto und Christian Herzog direkt vom Gipfel über die Südwand ab, um dabei die Abseilstellen zu erklettern. Eine tollkühne Angelegenheit! Auf dem Westgrat saß Piaz mit einigen Bergsteigern als Zuschauer. Die beiden Brüder hingen in der unheimlich ausgesetzten Gipfelwand. Otto bemühte sich, einen Abseilhaken zu schlagen, aber nachdem er ihm nicht recht traute, meinte er, Christian solle ein Seilende abschneiden, um damit den Haken zu sichern. Das Seil war bereits durch den Haken gezogen, Otto hatte sich losgebunden und warf den Seilring über einen etwas höher befindlichen Felszacken. Dann machte er an dem Seilring einen Klimmzug — das heißt, er wollte ... Als er sich kraftvoll hochzog, riß der Seilring, den Christian versehentlich angeschnitten hatte, entzwei. Otto stürzte frei und ohne Seilsicherung rücklings in die Luft. Da zeigte sich nun der Turner, der Salto und Riesenschwung beherrschte. Ein Überschlag und dann festgekrallt am senkrechten Gewänd! Das Doppelseil, da hing es! Ein Griff und mit seiner Bärenkraft klammerte sich Otto fest und bremste den 10-Meter-Sturz ab. Kein Wunder, daß die Zuschauer auf dem Westgrat aufgesprungen waren und daß Christian nicht weiter absteigen wollte. Aber Otto ging seinen Weg zu Ende, die letzte Kletterei, bevor er einrücken mußte.

Das war Otto Herzogs Ringen um die damals schwierigste Wand im Wetterstein. Und wie schätzt der junge Kletterer von heute die Südwand der Schüsselkarspitze ein?

Der Herzog-Fiechtl-Durchstieg gilt immer noch als eine schwierige Fahrt. 1932 erzwangen die Mittenwalder Krinner und Kosler mit zwei kalten Biwaks die erste Winterbegehung. Die Brüder Spindler eröffneten vorher den Plattenschußweg hinauf zum Westgrat. Bertl und Göttner erklommen 1933 vom Spindlerquergang weg die senkrechte Südverschneidung. Aschenbrenner und Rainer erzwangen vom Pendelquergang der Herzog-Fiechtl-Route einen direkten Gipfelanstieg und Peters und Haringer erkletterten die Südostwand. So haben Kletterer aus Bayern und Tirol in die Südwand der Schüsselkarspitze eine Geschichte des modernen Felsgehens geschrieben.

## Im Fahrtenbereich der Meilerhütte

An die Felsen geschmiegt steht die Meilerhütte der Sektion Bayerland in der Enge des Dreitorspitzgatterls. Fast 2400 Meter hoch. Auf der Tiroler Seite der Grenze das alte, schindelgedeckte Holzhüttchen mit eisernem Herd, rußigen Töpfen und wenigen Lagern; einige Schritte entfernt, auf bayerischem Boden, der fast zu große Steinbau der neuen Hütte mit dem nordseitigen Ausblick zum grünen Frauenalpl, zum Schachen, auf die Alpspitze und den Hochblassen. Ganz nahe reckt sich schroff gezinkt die Dreitorspitze empor. Der schöne Hüttenberg!

Es will Tag werden. Der Himmel wird so hell, daß die Sterne in seiner Bläße erlöschen. Jetzt entzündet die Sonne die fahlen Felsen der Dreitorspitze. Der Ofelekopf, an dem einst Hermann von Barth beinahe tödlich abgestürzt wäre, steht als mächtige, gezackte Kulisse im Süden. Karwendelgrate staffeln sich dunstverschleiert im Gegenlicht.

Das Teewasser summt. Man kramt im Rucksack, stopft die Taschen voll, hängt das Seil lässig über die Schultern und geht. Es ist kein weiter Weg zum Fels. Er wartet draußen vor der Hüttentür ...

## Die Ostwand der Dreitorspitze

Diese Steilwand, 1916 von Herbert Eichhorn und Hans Theato erstmals durchstiegen, gehört zu den Genußkletereien im Gebiet der Meilerhütte. Wie oft habe ich sie erlebt, mit alten Freunden am Seil oder alleingehend in schwereloſem, doch angespanntem Spiel. Den Einstiegskamin ... freie Wand ... den prächtigen Quergang ... die Türme des Ostgrates ... Die Kletterei in diesem festen, griffgesegneten Gestein ist ungetrübte Freude. So muß es einer Lerche zumute sein, wenn sie sich trillernd emporschraubt.

Ich erinnere mich an die Begegnung mit einem unserer schönsten Bergvögel, dem Mauerläufer. Ja, das war damals: An die Wand gelehnt, hole ich über die Schulter das Seil ein, während der Gefährte nachsteigt. Er lacht. Tief unten flimmert das Geröll in der Sonne. Ein Schafglöckchen bimmelt vom Leutascher Platt. Hoch oben, an den gelben Grattürmen, sprechen Menschen. Es klingt, wie wenn man in einem leeren Dom flüstern würde. Auf ein leises Geräusch hin wende ich den Kopf. Ein Vogel, ein Mauerläufer! Sein Gefieder ist ein rot leuchtender, silbergrau und schwarz eingefaßter Fächer. Er hängt am Steilfels, sich mit gespreizten, abgerundeten Flügeln und mit den Schwanzfedern abstützend. Die Flügel zucken, heben und senken sich, flatternd klettert der Vogel über eine ausgebauchte Platte. Die Glasperlenaugen suchen nach Spalten, der lange, spitze Schnabel sondiert nach Kerbtieren.

Steine, hoch oben an den Grattürmen gelöst, durchpeitschen die Luft, zerspritzen im Aufprall und scheppern metallisch im Geröll am Wandfuß. Erschrocken und verscheucht taumelt der Mauerläufer in den Schatten einer Kluft. Ich aber trage, dank dieser Begegnung, eine bescheidene Freude mehr zum Gipfel.

## Die Ostkante

Sie ist steiler, rassiger und stellt höhere Anforderungen als die Ostwand. 1920 wurde sie von Karl Hannemann, der damals eine Reihe neuer Wettersteinfahrten erschloß, und Eberhard Hoesch erstmals begangen. Aus der engen Schlucht zwischen Nordostgipfel und Bayerländerturm strebt sie, nicht besonders markant ausgeprägt, empor.

Bereits nach einer halben Seillänge der erste Haken, der erste Überhang. Dann erholsameres Gelände, in dem man, nach links aufwärts, nach Griffen angelt. Schwarze Plattenwülste sind jedem, der diesen schönen Kletterpfad begeht, ein Alpdruck. Wo ist der Durchschlupf? Ja, da sind noch zwei Stellen, an denen Karabiner einklinken und wo die Finger mit geringem Entgegenkommen der Felsen vorlieb nehmen müssen: die Verschneidung und die erodierte Platte. Dann bewegt man sich auf der Galerie eines großen Bandes nach rechts zur stumpfen Kante und klettert ziemlich gerade hinauf zu den vertrauten Türmen des Ostgrates.

Denkwürdiger als der Felsgang ist mir jene Gipfelrast mit Bertl Pflugmacher und Albert Heizer. Drei grundverschiedene Menschen sitzen allein wie auf einer Insel im All und sprechen über Begriffe und Unbegreifliches, über Kosmos und Technik, über Religion und die Sonnentempel der Inkas, über die geheimnisvollen Phasen des Mondes ... Ist es nicht, als ob man versuche, die Wolken zu steuern, die irgendwohin treiben?

Wir bleiben und reden lange, aber die Uhr tickt. Und wir unterliegen dem Zwang der Weltgesetze. Sie zwingen uns, bei sinkender Sonne zur Hütte abzusteigen.

## Bayerländerturm-Ostwand

Der Bayerländerturm, das ist keine Guglia, kein großartiger Felsturm, sondern nur ein Nebenzacken der Partenkirchner Dreitorspitze. Aber seine 1920 von Karl Hannemann, Ulrich Hoesch und Hertha von Preger erstmalig durchkletterte Ostwand kann sich sehen lassen. Dem jungen Extremen sind zwar die Schwierigkeiten zu geringfügig und die Griffe noch zu üppig. Er wird sich dem Westwandriß zuwenden. Früher hatte ich volles Verständnis für solche Denkweise, aber wenn man den Fünfziger in den Knochen spürt, dann gefällt einem die Bayerländerturm-Ostwand mit ihrer Schwierigkeit IV+ recht gut.

Als wir des 50jährigen Bestehens der alten Meilerhütte gedachten, gingen wir wieder einmal diesen Weg. In drei Seilschaften. Hinter föhnblauen Felsgraten schimmerten im Süden die Firne der Zentralalpen. Über uns die Platten der Ostwand, die mehr überlistet als bezwungen werden wollen. Es ist schön, keinen Ehrgeiz und keine Eile zu haben und so den Tag und den Fels genießen zu können. Wir erlauben uns sogar, auf dem breiten, überdachten Schuttband eine Weile liegen zu bleiben, während der erste um die folgende Kante schleicht. Es ist ein heiteres Klettern. „Ein großartiger Spaß", schrieb Henry Hoek einmal. Manchmal ein boshafter Witz, Karabinerklinken ... Nachkommen! In einem Kamin geht es hinauf bis unter ein gelbrotes Dach. Nun kommt die eindrucksvollste Stelle: Mittels einer hohl aufliegenden Plattentafel (wie lange wird sie noch halten?) geht es hangelnd nach links in die freie Wand. Man hat viel Luft unter den Beinen. Über einen kleinen Überhang kommt man nach einer knappen Seillänge zu Stand und erreicht durch die Kaminfortsetzung ein großes Grasband. Der Weiterweg an der sich zurücklegenden Kante aus edlem Fels ist ein Vergnügen.

Auf dem Turmgipfel rollen wir die Seile zusammen, stecken die Pfeife zwischen die Zähne und laufen nach kurzem, achtsamem Abstieg leichtfüßig über die Signalkuppe hinunter zur Meilerhütte. Keiner, der sich wünscht, es sei das letztemal gewesen.

## Die direkte Südkante

Sie hat eine Sechserstelle und ist nach einer schlaflosen Hüttenfeier kein Spaziergang. Das spürten wir zwei älteren Knaben gar bald. Wenn man in der Schlucht zwischen Bayerländerturm und dem Nordostgipfel der Dreitorspitze steht, neigt man den Kopf weit zurück: ein glatter, bauchiger Überhang, von dem eine Trittschlinge in die Luft baumelt, ein schräges Rißlein, das mit Griffen geizt, eine vertrackte Ecke, um die man sich schwindeln muß und dann ein langer Quergang nach links in den Schluchtgrund. Ist man hier oben, so hat man seinen Befähigungsnachweis erbracht. Die folgende Wandstufe, um einen Grad leichter, verlangt zwar noch einmal entschlossenes Zupacken,

aber man tut es im Gefühl wiedergewonnener Selbstsicherheit. Und dann kommt man an die eigentliche Kante, die im oberen Teil spielerisch dafür entschädigt, was sie im unteren an Kraft gefordert hat.

Während wir über den Signalkuppengrat absteigen, lachen oder gähnen die Kumpane der nächtlichen Feier vor der Hütte in der Sonne, je nach Temperament.

## Gewitter am Eichhorngrat

Der Eichhorngrat, das ist der Nordwestgrat des Westgipfels der Dreitorspitze, der in mächtigem Aufschwung über 1000 Meter Höhe aus dem Oberreintal emporstrebt. Er wurde erstmals von Eichhorn, Ehret und Theato im Kriegsjahr 1916 begangen, nach dem Krieg von jungen Kletterern wie Toni Schmid, Georg Wieber und Leo Rittler wiederholt und seine Schwierigkeit ist heute noch mit V— bezeichnet. Er ist ein steinernes Denkmal für Herbert Eichhorn, der aus Erfurt in die Alpen kam, hier 1600 Gipfel erstieg, und von dessen 40 Neutouren 5 auf das Wettersteingebirge entfielen. Im Sommer 1957 starb Herbert Eichhorn in Augsburg kurz nach seinem 70. Geburtstag als still gewordener Mann.

*

Unter den Nordwänden der Dreitorspitze laufen wir zu dritt über Geröll, Schneereste und steile Grashänge von der Meilerhütte ins Oberreintal hinunter. Ein Wasserlauf ist zu überschreiten, ein Gemswechsel führt uns zum Beginn des Grates. Vom Schornstein der Oberreintalhütte weht ein Rauchfähnlein. Dort regiert der Fischer-Franzl als Häuptling der rauhen Oberreintaler Klettergilde. Über Schuttströmen und Wänden dämmern die Schatten der Morgenfrühe, nur die Grate beginnen zu leuchten: Oberreintalschrofen, Schüsselkarspitze, Zunderköpfe ... Hinter der Alpspitze verheißt der Himmel nichts Gutes. Nun ja, ich bin nach Verlassen der Meilerhütte nochmals umgekehrt und habe den Beutel mit dem Biwaksack geholt. Da können wir schon ein Gewitter in Kauf nehmen. Ich schaue hinauf zu den Türmen des Grates und hätte beinahe einen lackschwarzen Salamander zertreten, der abwärts torkelt.

Eine Schlucht öffnet sich zwischen dem Grat und der prallen Nordwand des Oberreintaldoms. Hammerschläge ... Rufe ... dort oben ist schon eine Seilschaft an der Arbeit. Um 8 Uhr streifen wir am Einstieg die Seile durch die Hände und binden uns an. Steile, brüchige Felsen, stellenweise feuchte Graspolster, man muß aufpassen. Mit ganz geringen Abweichungen vom Grat klettern wir ohne Beschreibung gerade aufwärts. Noch fehlen charakteristische, einprägsame Stellen.

Wir klettern rasch, und, wo es das Gelände zuläßt, gleichzeitig. Zweimal sind Wandstufen zu nehmen, die Sicherung verlangen. Die Haken werden von mir wieder herausgeschlagen. Dabei stelle ich fest, daß wir nur über einen Hammer verfügen. Und noch etwas wird uns deutlich bewußt: daß das schöne Wetter der letzten Tage nicht anhält, sondern sich aus Westen düsteres Gewölk über die Berge schiebt. Schon hüllen sich Alpspitze und Hochblassen ein. Nebel kriecht durch das Oberreintal herauf über die Grünflur des Frauenalpls.

Aus der Nordwand des Oberreintaldoms rufen die beiden Kletterer zu uns herüber: „Was haltet ihr vom Wetter?" — „Es wird schlecht!" — „Wir kehren um!"

Jetzt ist der Nebel schon bei uns und verschlingt alles bis auf die nächste Umgebung. Wir sind zu Schattengestalten geworden, durch das Seil verbunden; kein Gipfel, kein Tal — nur Grat, das ist unsere Welt für Stunden.

„Wir gehen weiter!" Mit diesem Ruf an die beiden Abseilenden ist die Entscheidung besiegelt. Sie bedrückt uns nicht, als wären wir 20 Jahre jünger. Bertl Pflugmacher, damals der gute Geist der Meilerhütte, kennt den Grat und beherrscht noch das Letzte im Wettersteinfels. Aber wir haben eines vergessen: daß wir vom Hunger der Nachkriegszeit ausgemergelt und zudem leicht bekleidet sind. Der dritte Mann allerdings ist gut genährt und warm angezogen. Und für alle Fälle haben wir ja den Biwaksack.

Also weiter! Inzwischen haben wir uns an das trügerische Gestein und die Eigenart der Fahrt gewöhnt. Wir gehen rasch, aber vorsichtig. Ein phantastisches, waagrechtes Gratstück ist mir in Erinnerung geblieben. Fast ist man versucht, sich im Reitsitz auf das steinerne Roß zu setzen, so schmal ist die Schneide. Beiderseits schießen die Wände steil in die vernebelte Tiefe.

„Keinen Ruck am Seil", mahnt der Hintermann, während er zu meinem Stand herüberbalanziert. Die Luft wird bedrohlich düster. Gewitter oder Wettersturz? Es kann nicht mehr weit sein bis zur Schlüsselstelle, dem Turm mit der Fünfer-Verschneidung.

Regentropfen ... Der Fels wird dunkel und naß. Von einem Turm steigen wir ab in ein enges Schärtchen. Steil strebt der Grat auf. Ist das nun der glattwandige Abbruch? Immer näher rollt Donner. Auf einem schmalen, bandartigen Absatz unter der Verschneidung — ja, sie ist es, ein Haken bestätigt uns dies! — stoppt das Gewitter unser Vordringen. Eine halbe Stunde früher, und wir hätten die Schlüsselstelle noch hinter uns gebracht. So heißt es abwarten. Es gibt keinen besseren Platz. Eng zusammengedrängt stehen wir zu dritt im Regen. Zuversichtlich lächelnd packe ich den Zdarskysack aus. Aber welche Enttäuschung! Es war nicht jener, den ich kürzlich in der Watzmann-Ostwand dabei hatte; irgendjemand hatte diesen gegen ein ausgedientes Fragment ausgetauscht. Trotzdem schlüpfen wir in die löcherige, nicht mehr wasserdichte Hülle und lassen das Unwetter auf uns niederprasseln. Es wird kalt. Mit nassen Fingern bemühen wir uns eine Zigarette anzuzünden. Der Rauch täuscht etwas Wärme vor. Der Sturm peitscht Regengüsse über den Grat. Wir sind patschnaß, Bächlein laufen vom Nacken über den Rücken. Ungesichert stehen wir in der Gewitterwolke. Blitze erhellen die Düsternis, Donner knallt wie Kanonenschüsse. Es gibt Angenehmeres im Leben ...

Fast zwei Stunden lang warten wir und frieren erbärmlich. Jetzt hat der Regen etwas nachgelassen. Bertl will weitergehen. Also heraus aus dem Sack! Wie eisig der Wind einen anfährt! Als der Kamerad das Seil in den ersten Haken einklinkt, tobt das Gewitter von neuem los. Er muß zurück. Nun hängt auch noch das nasse Doppelseil wie ein Blitzableiter zu uns Dreien herunter. Hagelschlossen prasseln gegen die fragwürdige Batisthülle. Wir haben kaum ein trockenes Fleckchen auf dem Leib und sind machtlos gegen Nässe und Kälte. Biwak — zum erstenmal fällt dieses Wort! Ob wir es durchhalten würden? Wir stehen in eisigen Graupelkörnern und warten, immer noch hoffend, dann zweifelnd auf Besserung.

Der Tag geht zur Neige. Es ist 17 Uhr. Noch regnet es, aber es regnet eben nur noch. Weitergehen? Ja, versuchen wir es! Die Seile sind steif. Bertl, eben noch von Kälte geschüttelt, klettert weiter, während ich ihn am Beginn der Verschneidung sichere. Er weiß, worum es geht. Der zweite, der dritte Karabiner schnappt ein, die letzten Meter ... er hat es geschafft. Kein Vergleich, bei diesen Verhältnissen oder bei trockenem Fels und Sonne hier zu klettern! Ich gehe nach. Das Seil läßt sich nicht einziehen. Lange hält mich ein verklemmter Schnappring auf; eine elende Schinderei, den gordischen Knoten zu lösen.

Eine Weile später stehen wir zu dritt oben. „So, der Eichhorngrat gehört uns", sagt Bertl fast ein wenig feierlich. Das Lachen ist uns vergangen. Nun legt sich der Fels zurück. Auf Bändern und Gesimsen queren wir weit in die Nordseite. Felsgrieß und Hagelkörner liegen auf den Platten — Vorsicht, Freunde! Verbissen klettern wir gleichzeitig höher. Es ist noch weit, sehr weit bis zum Gipfel. Und die Zeit verfliegt. Eine Höhle. Ja, wir sind richtig! Nochmals queren wir zum Nordgrat und folgen ihm gipfelwärts.

Die Wolken reißen auseinander. Weißgesprenkelt liegt das Frauenalpl unter uns. Roland, der Mulitreiber, holt das verscheuchte Tragtier vom Weideplatz. In der Hütte werden sie sich um uns sorgen ...

Um 20.30 Uhr legen wir auf dem Westgipfel der Dreitorspitze die Seile ab. Wieder einmal gut gegangen! Der Abstieg auf dem Barthweg zur Meilerhütte ist kein Problem mehr. Über der Urweltlandschaft des Leutascher Platts geistern Nebelfetzen, da und dort ein Stern, die schwarze Silhouette des Ofelekopfs ... Ein letzter Geröllanstieg, das

Licht der Hütte ... Am Abend eines solchen Tages ist es herrlich, geborgen zu sein. Dankbar schließen wir hinter uns die Hüttentüre.

## Untere Wettersteinspitze-Nordwestwand

Das Jahr 1946 entgleitet mit manchem unerfüllten Wunsch. Es ist Herbst. Blätterfall ... Nachtfröste ... auf den Bergen Schnee. Ich bin schon auf Verzicht eingestellt, da fegt der Föhn noch einmal den Himmel rein, daß er in seinem ungetrübten Blau leuchtet und die Sonne schauspielert sommerlich. Der Mensch hat die Wahl: skeptisch abzuwarten, bis das nochmalige Aufleuchten der Natur in Nebel und Regenstürmen ertrinkt, oder sich täuschen zu lassen und sich selbst zu täuschen.

Noch sind goldene Tage! Ich packe meinen Rucksack. Nichts, was mich zurückhalten könnte. Ich weiß noch etwas „Neues" im Wettersteín: einen Durchstieg über die große Platte in der Nordwestwand der Unteren Wettersteinspitze, dem östlichsten Gipfel der Gebirgskette.

Im Talkessel liegt Mittenwald, mit seinen bemalten Häuserstirnen wie das Bühnenbild eines bayerischen Volksstückes. Darüber die mächtige Kulisse des Karwendels, das Stierhorn der Viererspitze, die „Westliche". Vom Wettersteín ist nur der östliche Eckpfeiler sichtbar, nichts Ungewöhnliches in Form und Aufbau. In den Bauerngärten bluſtern sich Hühner im sonnenwarmen Sand. Sonnenblumen und Astern feiern die späten schönen Tage. Gebückte Frauen klauben Kartoffeln aus der steinigen Erde wie auf einem Bild von Millet. Hinter den letzten Häusern steigt der Weg durch das Lainbachtal an. Das Wasser des Baches ist wie flüssiges Glas, mit Blasen und Strudeln. Es gischtet über Felsschwellen und schwammig vollgesogene Moospolster. Noch ist ein Waldstück zu durchschreiten, dann geleitet der ebene Weg ans Ufer des Lautersees. Aus seinem dunklen Spiegel ersteht Erinnerung an unbeschwerte Zelttage. Im Gasthaus am See leere Tische, knirschender Kies und kein Wirt, der zum Bleiben lädt. Über eine Geländestufe führt das Sträßlein zum Ferchensee hinauf.

Wie in der guten alten Bergsteigerzeit wird ein Heustadel bezogen. Die Auswahl ist groß; der schönstgelegene wird Nachtherberge. Alles, was ich brauche, ist geboten: die Hütte halbvoll mit frischem Heu, nebenan eine Bretterbude mit Feuerstelle und nicht weit entfernt eine Quelle. Wenn irgendwo mein eigenes Feuer raucht, pfeife ich auf das gastlichste Hotel! Es gibt Schlimmeres, als einmal nicht rasiert zu sein und nach Rauch zu riechen. Herrlich, die Nacht im Heu! Vor der offenen Lucke steht der Schattenriß des Karwendels, darüber Sternsplitter, schön, wie sie nur im Herbst funkeln.

Morgenkühle ... Heu im Haar ... Der Vagabund steigt von seinem Bett in den jungen Tag, ohne eine Türe aufzutun. Ihm lacht die Sonne in die blanken Augen. Über dem ruhigen See dampfen Nebelschleier. Der Fels ist ockergelb bestrahlt. In die Nordwände allerdings wird keine Sonne mehr scheinen. Schade! Aber allein der blaue Himmel ist ein Geschenk.

Hier oben hatte ich mich mit Kurt Hausmann verabredet. Er war für den 6. Grad gerüstet, schleppte einen mächtigen Igel von Mauerhaken mit. Vom kleinsten Stiftchen bis zum Eishakenungetüm fehlt nichts. Karabinerkette ... Doppelseil ... Ob es wirklich so wild wird? Ja, vielleicht am Dachüberhang oberhalb der großen Platte.

Die Nordwestwand der Unteren Wettersteinspitze ist etwa 500 Meter hoch. Das Gelände größtenteils nur schwierig, bis auf den oberen Teil. Da hängt eine etwa 80 Meter hohe, 50 Grad geneigte Riesenplatte im Gewänd, überdacht von überhängenden Abbrüchen. Nur diese Stelle reizt uns; sie allein ist Problem und Fragezeichen.

Über taunasse Wiesenbuckel stapfen wir dem Wald zu. Dürres Buchenlaub raschelt. Ein dürftiges Steiglein bringt uns ins Kar unter der Wand. Sie ist stark verkürzt und nicht gut überschaubar. Deshalb steigen wir noch etwas hinauf bis zu einer Lärche, bei der wir alles Überflüssige hinterlegen. Dann queren wir am Wandfuß über sehr steiles, lockeres Geröll bis zu einer Einbuchtung. Ob hier schon einmal ein Mensch begann, auf-

wärtszuklimmen? Es kann wohl sein. Dem extremen Kletterer von heute wird diese Flanke als „Schrofenwand" erscheinen, die ihn wegen der etlichen interessanten Seillängen kaum reizt. Das ist das Komische unserer Zeit, daß wir in vielem das Nahe- und Nächstliegende überspringen.

Aber nun ohne Philosophie aufwärts! Es geht flüssig dahin, meist sind wir gleichzeitig unterwegs. Dann und wann eine Stelle, die überlegtes Zugreifen verlangt. Der Fels ist besser als wir ihn einschätzten, manchmal sogar plattig und fest. Das Mauerhakenbündel rasselt; manchmal sticht mich der sperrige Eishaken wie ein Dolch in den Schenkel. Dieser eiserne Krempel ... Wir gewinnen rasch an Höhe. Ein turmartiger Vorbau zeigt uns dies deutlich. Da drüben pfeift ein Gemsbock, der wohl von Osten in die Flanke wechselte.

Über eine steilere Wandstufe kommen wir in eine Rinne, die unter die große Platte hinaufzieht. Die Spannung wächst. Verklemmte Blöcke, ausgespülte Gufeln. An der rechten Begrenzung der Platte klettern wir höher; hier bildet die Überdachung so etwas wie eine schräge Verschneidung und man muß nicht in die haltlose Glätte hinaus. Immer steiler spitzt sich die Platte zu, immer höher wachsen die Überhänge. Wir schätzen: 15, vielleicht 20 Meter. Rotgelb und brüchig am höchsten Punkt. Wenig einladend! Wir kleben eine Seillänge unterhalb. Kein Absatz, um richtig stehen zu können. Zu aller natürlichen Glätte wird der Fels feucht und glitschig. Keine Hakenritzen. Ich liebäugle mit einem feinen Riß in der Überdachung ober uns, aber Kurt will erst am höchsten Punkt versuchen. Ich merke bald: begeistert ist er nicht. Ich kenne dieses Durchnageln. Mehr Muskelarbeit als Kletterfreude. Einer schwitzt, der andere friert, denn der Fels ist kalt.

Ich lobe meine Lösung immer eindringlicher: schöner Fels, elegante Sache. Kurt ist noch schwerhörig. Der Rückzug über die Platte freut ihn nicht. Aber er entschließt sich doch dazu. Wir sind um jeden Meter froh, den er näherkommt. „Das war ein Sechser", meint er ein wenig abgespannt. Ich schmiede einige Haken gerade, dann versucht er die zweite Möglichkeit. Einige Meter geht es an abdrängendem Fels aufwärts. Hammerschläge. Karabiner und Seil klinken in den Haken. An fast senkrechter Platte mit kleinen Haltepunkten geht es nach rechts. Eine technisch feine Stelle! Ein rauherer Riß leitet höher. Das Seil läuft weiter. Ich sehe von unten weit gegrätschte Beine. Jetzt verschwindet Kurt hinter einer Kante, über der blauer Septemberhimmel strahlt. Ein lachendes Gesicht. Nachkommen! Ich bin froh. Meine Füße sind steif vom verkrampften Stehen. „Ein saftiger Fünfer" lobt Kurt den Quergang. Nun gehört uns die Wand. Das war bestimmt Neuland. An der luftigen Kante oberhalb der Überdachung gehe ich weiter. Nach einer Seillänge stehen wir dort, wo wir direkt heraufgekommen wären. Das sieht allerdings weniger schön aus.

Der Rest der Wand ist Genuß. Plattiger und doch rauher Fels, der uns unmittelbar zum Gipfelkreuz führt. Endlich Sonne nach vierstündigem Schattendasein. Nun ist der Blick frei, auch auf die andere Seite. Was sonst zur Gipfelrast gehört, ist geschehen: Händedruck, Anlachen („das hätten wir wieder!"), das Wühlen im Rucksack nach etwas Eßbarem, das Blättern im Gipfelbuch. Und dann schreibe ich hinein: 29. 9. 1946. Nordwestwand, erste Begehung über die große Platte.

„Freut's Dich, Kurt?" Und er, der Mann des 6. Grades, nickt überzeugend, so wie vor einigen Wochen, als wir gemeinsam die schöne alte Watzmann-Ostwand durchstiegen. Ja, so sollen unsere Jungen sein!

## Wettersteingrat

Grate sind die himmelnächsten Wege am Berg. Sie scheinen über den Scheitel der Erde zu führen. Hier oben fällt vom Menschen alle Schwere und Enge ab. Der Weit- und Tiefblick stimmt frei und vogelgleich.

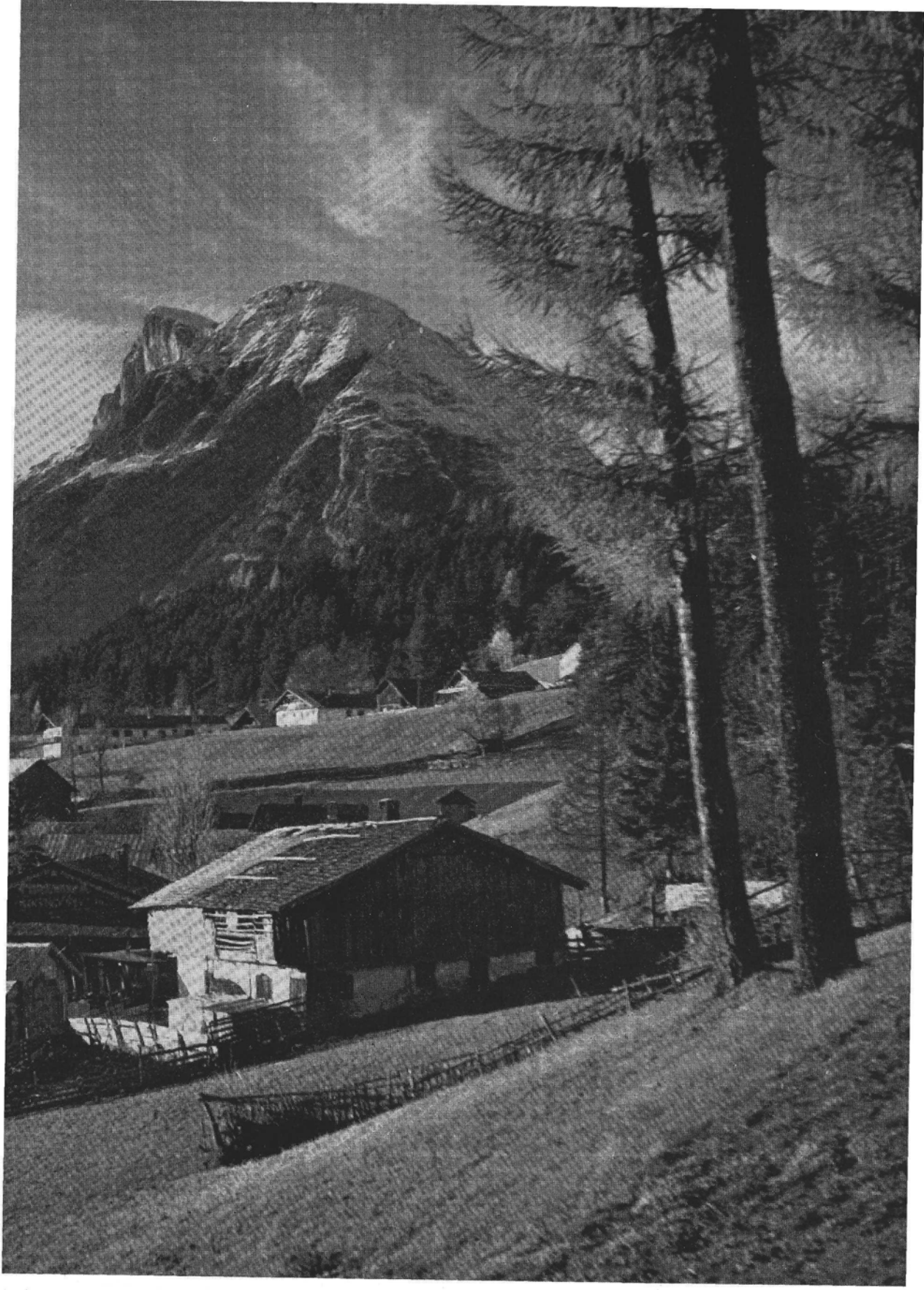
Wie viele solcher Grate bietet der Wetterstein!

Es war ein alter Herbstwunsch von Hans Kötterl und mir, einmal vom Dreitorspitzgatterl über den Musterstein zur Unteren Wettersteinspitze hinüberzuwandern. Verbanden uns doch schon mehr als zwei Jahrzehnte einer Bergkameradschaft und wir hatten uns auch als Menschen vieles zu sagen. Spät im Oktober entschlossen wir uns zu diesem langen, prächtigen Weg. Im Nebel brechen wir auf. Nordseitig Schneebelag und Eisglasur auf dem Fels. Der Musterstein-Westgrat macht uns warm und kletterfroh. Tiefblick über die Südwand ins Berglental — wie oft bin ich da heraufgestiegen! Nach schrofigem Abstieg kommen die Zacken und Türmchen der Drei Scharten. Wir gehen ohne Seil. Hans, der Träumer, bewegt sich ein wenig sorglos im verglasten Gelände. Trotz seines Protestes binde ich ihn an die doppelt genommene Reepschnur. Und es war gut so: wenige Minuten später bricht ihm ein Felstürmchen, das er mit beiden Händen umfaßte, und wirft ihn an ausgesetzter Stelle rücklings vom Stand. Eine Reepschnur reißt, die zweite hält. Mit seltsamen Augen sieht er mich an. Wer hätte daran gedacht, mein Freund, daß es dennoch unsere letzte gemeinsame Fahrt sein sollte. Kurze Zeit später erlag er einer Biwaknacht im Steinernen Meer.

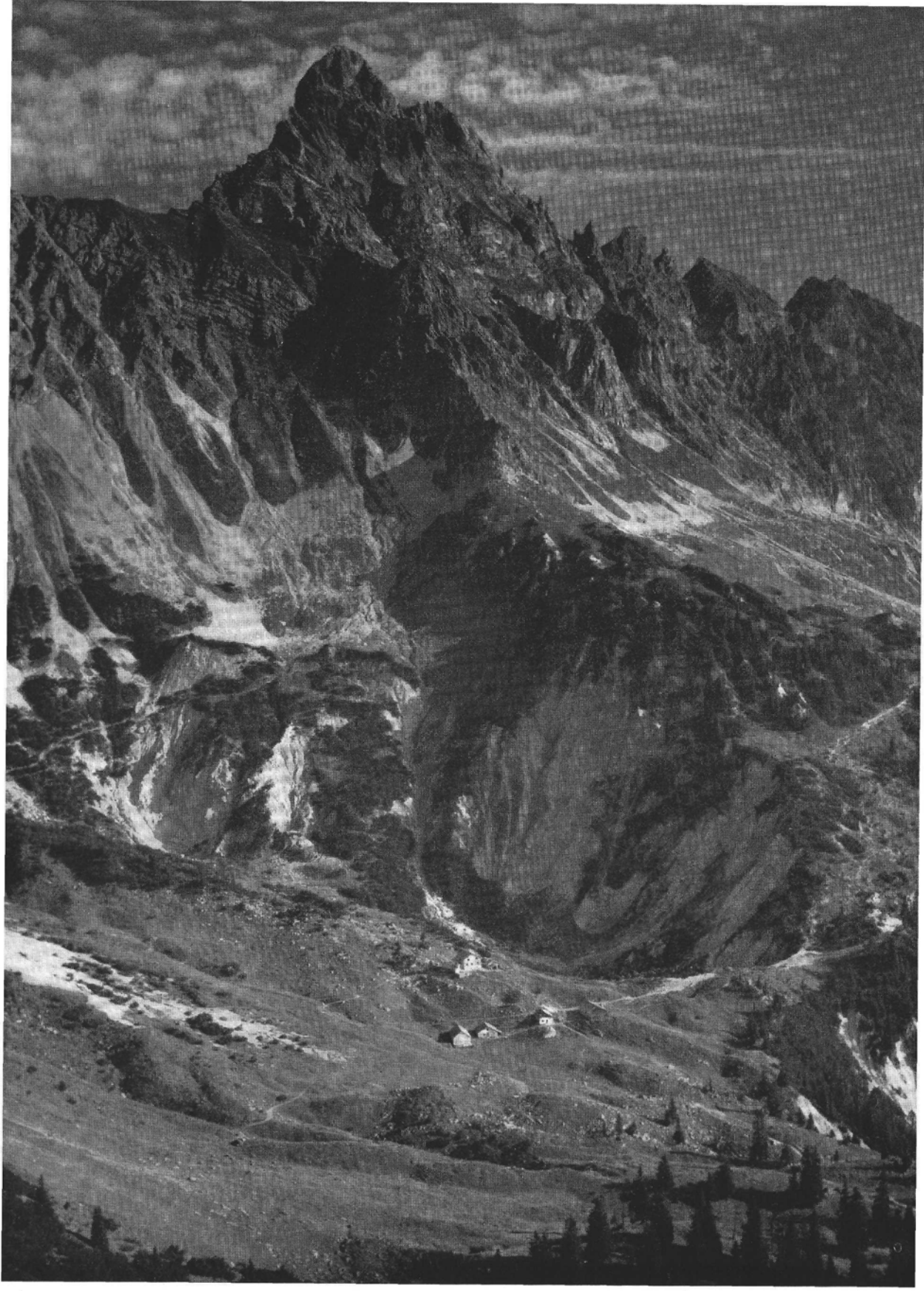
Stundenlang wandern wir dahin. Auf der Schneide mit herbstlich angerosteten Grospolstern, über Gipfel, über Felsabbrüche. In weiter Ferne funkelt ein blechbeschlagenes Kreuz in der Sonne. Und wieder Felszacken ... Endlich stehen wir drüben am letzten Ziel. Schauen, rasten, trinken und sind dankbar für das späte Geschenk zum Ausklang eines Bergsommers.

---

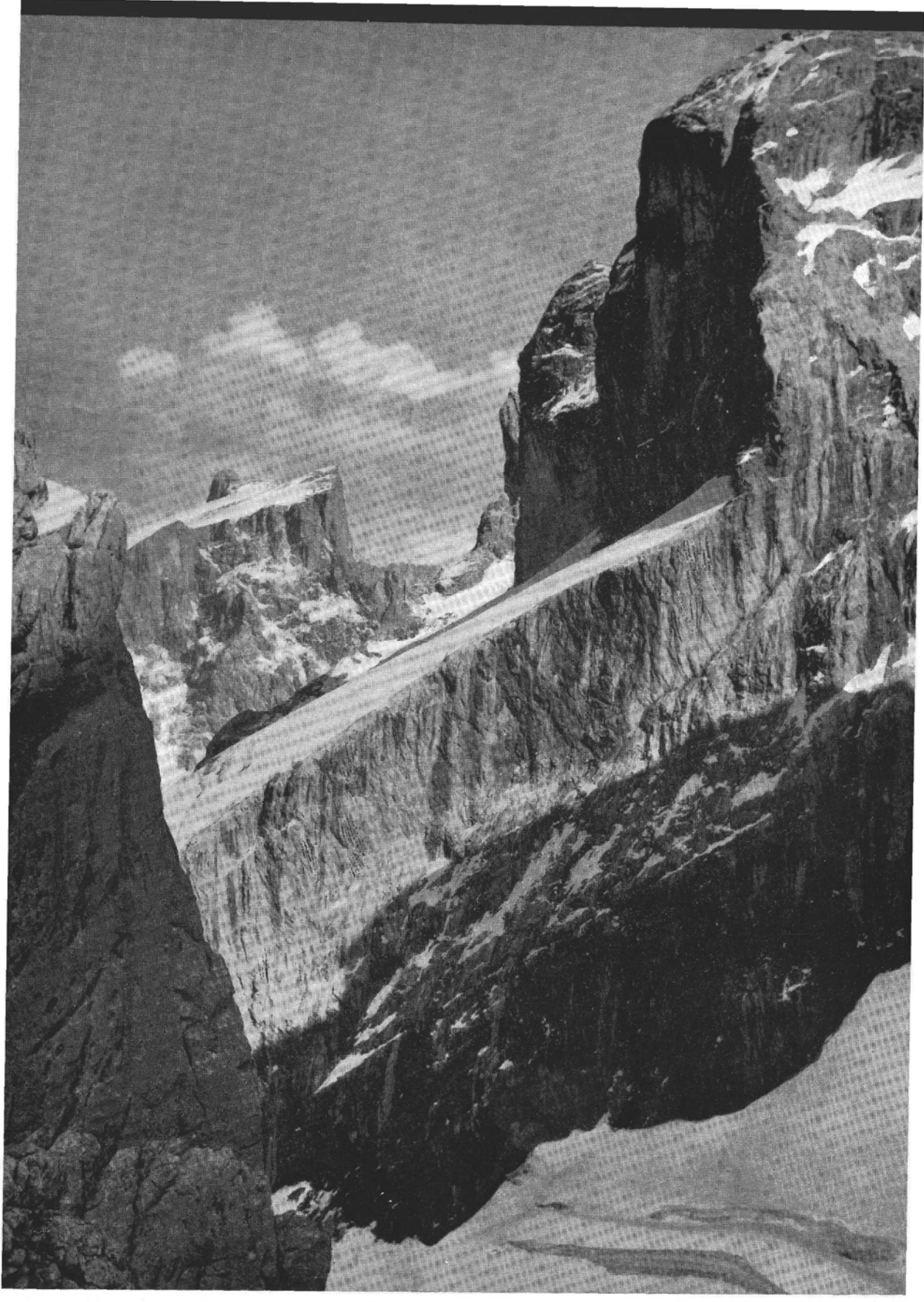
Anschrift des Verfassers: Fritz Schmitt, München, Düppeler Str. 20



Hohe Munde von Mösern aus (Aufn. R. Löbl)

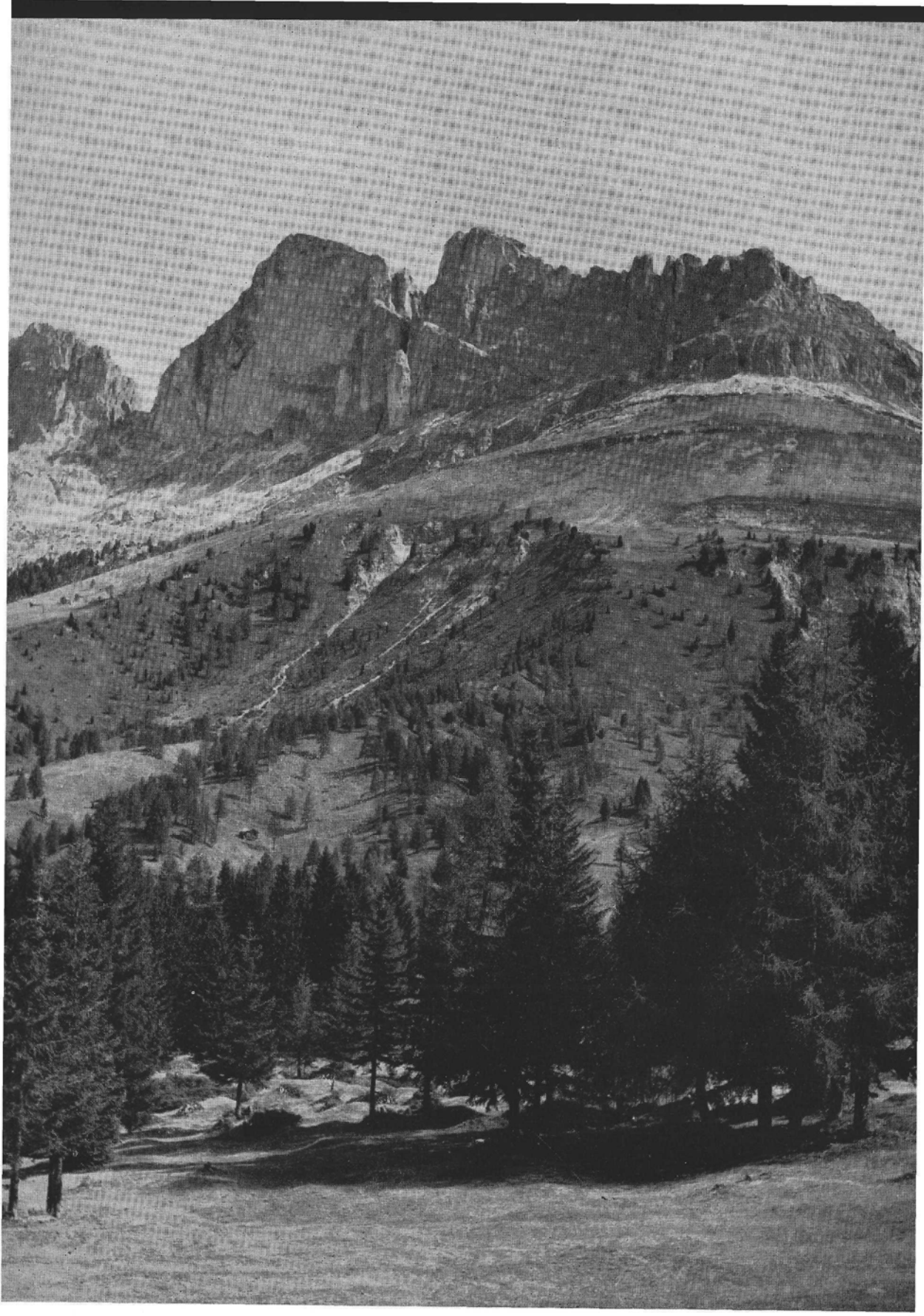


Die Zimba (Aufn. W. Fischer)
TAFEL VI



Blick von der Drusenfluh-Nordflanke auf die Nordwände der Drei Türme; im Hintergrund die Sulzfluh
(Aufn. W. Flaig)

TAFEL VII



Die Rotwand vom Karerpaß aus (Aufn. R. Löbl)
TAFEL VIII

# Das Rätikongebirge

## Eine gedrängte Übersicht für Bergfreunde mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Anteiles

Von Walther Flaig

(Mit zwei Bildern, Tafel VI und VII)

### II. Teil

Im vorhergehenden Jahrbuch 1959, im I. Teil dieser Übersicht, wurde eine allgemeine Einführung in das Rätikongebirge gegeben und sein Haupt- und Herzstück, die Scheſaplanagruppe, näher betrachtet. Hier folgt die Beſchreibung der Untergruppen des übrigen Gebirges, zuerſt jene oſtwärts der Scheſaplana, von der Zimbagruppe über die Fluhen — Sulz- und Scheienfluh, Druſenfluh, Druſentürme und Kirchliſpitzen — bis zur Madriſagruppe am Oſtrand, dann der weſtliche Rätikon über die Fundelkopf-, Naafkopf- und Gallinagruppen bis zum Falknis und zum nordweſtlichen Eckpfeiler, der Drei-Schweſtern-Kette. Die Ziffern in () beziehen ſich wieder auf die Schriftenverzeichniſſe, und zwar die Ziffern 1—27 auf jenes im Jahrbuch 1959, Seite 50, die Ziffern 28—42 auf die hier angeſchloſſene Fortſetzung des Verzeichniſſes. — Hier ſei auch ſchon auf die in der Zwiſchenzeit erſchienenen prächtigen Kartenwerke des Rätikon hingewieſen, mit denen das Rätikongebirge endlich brauchbare Touriſtenkarten beſitzt (40—42).

### Die Zimbagruppe

Nächſt der Scheſaplana iſt die Zimba (2643 m), die bekannteſte Berggeſtalt des Rätikon — ſchon deshalb, weil ſie die Talſchaften der Ill, das Äußere Montafon und den Inneren Walgau um Bludenz viel mehr beherrſcht als etwa die Scheſaplana. Wie ein mächtiger Felskeil iſt die Gruppe — eigentlich ein kleines Gebirge für ſich — zwiſchen das Brandner Tal und das Rellstal eingeſchoben mit dem Schafgafall (2393 m), als Spitze und mit der Lünerkrinne (2155 m), als Grenzjoch gegen Süden. Im Nordoſten bildet die Ill die Grenze. Weil ihre Sohle zwiſchen Vandans und Bludenz rund 650—550 m ü. d. M. liegt, ſo erheben ſich das gewaltige Maſſiv der Vandanſer Steinwand mit der Zimba als Krone an die 2000 Meter über den Montafoner Talgrund, die Bludenzer Südkette, der Zwölferkamm und die Gruppe des Hüttenkopfes — ſo heißt man die nördliche Steinwand auf der Walgauſeite auch — noch immer 1500—1800 m unmittelbar über dieſe Stadt. Zahlreiche Steiltäler und Wildbachtobel ſchneiden in dies Miniaturgebirge ein, zertalen und zerklüften es und formen ſo eine Hochgebirgslandſchaft von oft unvorſtellbarer Wildheit.

So vielbeſucht die beiden AV-Hütten der Gruppe im Sommer auch ſind, die Sarotlahütte (1611 m), auf der Nordſeite und die Heinrich-Hueter-Hütte (1766 m), auf der Südſeite — ſo vielbegangen der die beiden Hütten verbindende AV-Steig übers Zimbajoch (2387 m), auch ſein mag und wie oft immer die vielbeliebte Zimba, der Vorarlberger Modeberg der Kletterer, erklommen wird — die übrigen Täler, Tobel und Berge werden außer einigen wenigen öfter beſtiegenen Gipfeln wie Zwölferkopf oder Saulakopf kaum je beſucht. Manches Hochtal, manche Bergflanke und Gratſchneide hat außer den Jägern und einigen Sonderlingen noch nie einen Beſucher geſehen. Keine Rede von Übererſchließung! Von ſolcher einſamſter Wildheit ſind die Weſtflanken der Gruppe von der Waſenſpitze (2009 m) bis zum Saulajoch (2065 m) und beſonders jene

des Wildberges und der Brandner Mittagspitze; ferner die Dreitobellandschaft auf der Nordabdachung gegenüber Bludenz: Leuetobel, Ochsen- oder Bärentobel und Gavallinatobel (sprich: Gafallina). Der Leuetobel ist ganz unwegsam; durch den Bärentobel führt ein halbverfallener Steig; nur für Geübte und Ortskundige — und durch den oberen Gavallinatobel leitet ein rauher Steig über Gavallinajoch (2118 m) und übers Eiserne Törle zur Sarotlahütte. Ein anderer nicht weniger grober Steig führt von W zur Nonnenalpe (1639 m) und entweder auf Steigspuren übers Zwölferjoch zur Sarotlahütte oder über die Ochsenalpe zum Gavallinajoch oder Eisernen Törle. All dies aber übertreffen die Schluchten und Tobelgräben des Mustergielbaches, ehedem Valcastiel genannt, und des Venser oder Ladritscher Tobels unweit Vandans im Montafon. Die Höllenlandschaft des Venser Tobels ist nicht oder nur unter Lebensgefahr zu besuchen, dagegen können Geübte von Mutt (1440 m) aus Einblick in dies Inferno gewinnen und zugleich in den Mustergieltobel, ins Valcastiel, in das Geübte aber auch von unten, von Vandans aus, auf den Wegen der Wildbachverbauung eindringen können — ein Erlebnis, das eine Bergfahrt wohl aufwiegt, schon ob der Begegnung mit der Ohnmacht des Menschen vor solcher furchtbarer Naturgewalt der sterbenden Berge. — Gar lohnende und romantische AV-Steige führen auch vom Lünersee und der Douglaßhütte über die Lünerkrinne oder übers Saulajoch zur Hueterhütte. — Und nun zu den Gipfeln der Gruppe.

**Die Zimba** (2643 m). Ihre Ersteigungsgeschichte beginnt so abenteuerlich, daß man von einem alpinen Wildwester sprechen könnte. Schon anläßlich der Ersteigungsgeschichte der Scheſaplana wurde die alpinhistorische Merkwürdigkeit aufgezeigt, daß zwischen 1800 und 1850 in Bludenz eine sehr große Gruppe echter und leidenschaftlichster Bergsteiger wirkte, wobei hochgestellte Beamte und schlichte Handwerker kameradschaftlich zusammengingen — an ihrer Spitze die Brunnenmacherfamilie Neyer, im Volksmund „Büchels" geheißen. Der bergsteigerische Stammvater war — soweit bekannt — der 1853 verstorbene Anton Neyer-Vater, genannt Büchels Toni. Von seinen Söhnen waren besonders Anton und Balthasar — genannt Bücheltonis Toni und Bücheltonis Balle — Bergsteiger aus Herzensgrund (14). Wir haben sie und ihre ebenso bergfreudigen Schwestern (!) schon als Erstersteiger der Panüelerwände kennen gelernt (vgl. Jb. 1959). Bücheltonis Toni (30) ist aber auch — im besten Sinne — der Held unserer Zimbaromanze, denn als er nun um die Mitte der Vierzigerjahre den Entschluß faßte, die in eben jenen Bergsteigerkreisen zu Bludenz oft und immer wieder als unersteigen und unersteiglich besprochene Zimba zu erklettern, da fand er keinen Begleiter. Jetzt machte sich der 31jährige Toni kurz entschlossen, aber nicht ohne sorgfältige Erkundung — seine Nachfahren berichten von einem runden Dutzend Versuchen! — allein ans Werk. Das war am 7. September 1848! Als Bücheltonis Toni am Abend wieder in Bludenz eintraf und kühn behauptete, er sei auf der Zimba gewesen, jedoch keineswegs als Erster, wohl aber der Erste, der wieder herunter gekommen sei — da verspottete man den Toni, obgleich man ihn als kühnen Kletterer kannte und keineswegs als Aufschneider. Aber er lachte der Spötter und meinte, die nächsten, die hinaufsteigen, müßten es bestätigen.

Was war geschehen? Toni stieg natürlich durchs Sarotlatal hinauf, aber dann über die tiefe Scharte am Ostgratfuß — nach ihm dann Neyerscharte benannt — auf die Südseite, querte jenseits in die Südwand und durch sie empor zur Spitze. Dicht unterm Gipfel in einer kaminartigen Rinne hatte Toni eine grausige Begegnung: im Kamin hockte hingekauert ein Menschenskelett! Der Toni nahm den Hut ab vor der armen Seele und stieg zur nahen Spitze hinauf. Diesen Triumph ließ er sich auch durch den geheimnisvollen Toten und sicheren Erstersteiger der Zimba nicht nehmen.

Wie sicher seines Erfolges sich Neyer gefühlt hat, zeigt dies: er führte einen Stock mit sich, auf den er fachmännisch eine verschließbare Kupferhülse montiert hatte. In ihr barg er jetzt einen Zettel mit Datum und Namen und baute den Stock fest in einen dicken Steinmann ein. Dann stieg er auf der gleichen Führe zurück, nicht ohne vorher noch die offenbar von Raubzeug zerstreuten Knochen des Unbekannten fein säuberlich

in einem Winkel unter Felsbrocken zu bestatten. Als 6 Jahre später drei Jäger aus Brand, die zwei Brüder Sugg und ein F. J. Mayer im Auftrag von Vermessungsbeamten die Spitze über die weniger schwierige Nordostflanke wieder erreichten, um ein Vermessungszeichen aufzustellen, da fanden sie Tonis Stock und Zettel. Jetzt schenkte man auch seiner Begegnung mit dem toten Erstersteiger Glauben, ja alte Hirten der Alpe Vilifau erinnerten sich jetzt, vor Jahrzehnten einmal bei furchtbarem Unwetter Hilferufe aus Richtung Zimba gehört zu haben. Aber wer dachte damals, bald nach 1800 vielleicht, schon an eine kühne Alleinbesteigung der Zimba? Der Unbekannte dürfte wohl schließlich vom Blitz erschlagen worden sein? Das Geheimnis um ihn konnte indessen bis heute nicht geklärt werden. Wohl aber bin ich fest überzeugt, daß die Zimbamäre, die in Brand und Vandans erzählt wird, auf diese vom Berggeheimnis umwitterte Erstersteigung zurückgeht und so sehr anschaulich macht, wie solche „Sagen" entstehen. Danach soll nämlich ein kühner Jäger aus Brand, der den Gipfel erreichte und der Erste zu sein glaubte, auf der Spitze einen Flintenlauf gefunden haben, darauf die Worte eingeritzt waren: „Johannes Zimper hier gestorben". Nach diesem Zimper heiße der Berg heute noch im Volksmund „Zimper". Das trifft für alte Brandner oder Montafoner zwar zu, ändert aber nichts an der erwiesenen Tatsache, daß das Wort auf das rätoromanische tschima oder cima = Spitze oder Berg zurückgeht und schon 1610/12 bzw. 1783 auch urkundlich als ‚zima' erscheint.

**Anton Reyer der Sohn,** genannt Bücheltonis Toni (1817—1875), wurde übrigens dann der erste und älteste autorisierte Bergführer Vorarlbergs und Inhaber des **„Bergführer-Buch Nr. 1"**, ausgestellt zu Bludenz den 27. August 1870" und eigenhändig gezeichnet durch den Vorstand der Sektion Vorarlberg des DAV, eben jenen J. S. Douglaß. Eine Eintragung im Führerbuch bestätigt Toni sogar, daß er „gut englisch spricht!" Der Führerlohn auf die „Zimbaspitze" ist mit 7 Gulden angegeben (30). Das Buch wie auch der Grabstein des Toni sind im Besitz seiner Nachkommen, die heute noch immer „Brunnenmacher" zu Bludenz sind.

**Die AV-Hütten an der Zimba.** Trotz der kühnen Pioniertaten des geheimnisvollen Zimper und unseres wagemutigen Toni hat es weit über jene zweite Ersteigung 1854 hinaus gedauert, bis die Zimba zum Modeberg und die Ost-Westgrat-Überschreitung zu einer der beliebtesten Kletterfahrten weitum wurde. Diese Beliebtheit aber wuchs dann so schnell, daß gleich zwei AV-Hütten für die Zimbatouristen eingerichtet wurden, nachdem die Besteiger bis dahin meist in den Hütten der Alpe Sarotla auf der Nordseite oder der Vilifau-Alpe auf der Südseite des Berges Unterschlupf gesucht hatten. Schon im Jahre 1902 übergaben die Fabrikantenfamilien Gaßner und Getzner in großzügigster Weise der damaligen Sektion Vorarlberg des DÖAV die Alpe Sarotla zur Nutznießung und zur Einrichtung der Sarotlahütte (1611 m), in der Alphütte, wo sie heute noch ist, ein echtes Bergsteigerhüttlein, aber mählich doch gar zu klein. 1909 erbaute die Sektion Vorarlberg des DÖAV auf der Alpe Vilifau unweit der Alphütten eine Bergsteigerhütte und nannte sie nach ihrem hochverdienten Vorstand — von 1884 bis 1921! — Heinrich-Hueter-Hütte. Sie wurde 1958 vergrößert und erfreut sich als rechtes Bergheim großer Beliebtheit, zumal nächst der Zimba auch der Saulakopf zum bekannten Kletterberg wurde (6).

**Nochmals die Zimba.** Die Geschichte der Zimba, über die hier mangels Raum nicht in weiteren Einzelheiten berichtet werden kann und daher auf die geschichtlichen Quellen (24, 30, 31) verwiesen wird, schließt mit einer Romanze, wie sie mit einer solchen begonnen hat. Nachdem nämlich alle Grate und Wände — der rassige Ostgrat 1897, der beliebte Westgrat 1900 — bestiegen waren, ausgenommen die Nordwestwand, da wurde dies letzte Zimbaproblem 1921 auf gar romantische Weise gelöst. Um jene Zeit lebte nämlich in Tisis bei Feldkirch in Vorarlberg der im ganzen Alpenverein wohlbekannte Pfarrer G. W. Gunz, genannt „Zimbapfarrer", weil er, ein begeisterter Bergsteiger,

die Zimba zu seinem Lieblingsberg erkoren und im Laufe der Jahrzehnte mehrere hundert Mal bestiegen hatte. Begreiflich, daß er die letzte noch undurchstiegene Wand „seiner" Zimba als ihm allein zustehend betrachtete. Als ihm daher sein Bergkamerad J. Plangger ausgerechnet am 13. September mitteilte, auswärtige Alpinisten seien schon im Lande unterwegs, um die letzte Zimbawand zu bezwingen, da gab es kein Halten mehr für den Zimbapfarrer. Hals über Kopf reisten sie — Plangger mußte mit — sofort nach Bludenz und stiegen zur Sarotlahütte auf, ja am gleichen Tag abends noch zum mutmaßlichen Einstieg empor, um „a bizle" zu schauen. Aus dem Schauen wurde eine Erkundung und aus der Erkundung ein sehr energischer Vorstoß in die Wand. Als die Nacht kam, biwakierten sie ein wenig, warteten so das Mondlicht ab und stiegen dann bald kletternd, bald biwakierend schön langsam weiter — bis sie im Morgengrauen des 14. September 1921 am Gipfel standen (10, 31).

**Die übrigen Gipfel der Zimbagruppe** werden sehr verschieden bewertet und besucht. Die Kletterer haben vor allem zwei Ziele: Saulakopf und Sarotlahörner. Der Saulakopf (2517 m), westlich der Hueterhütte, erlangte größte Beliebtheit durch den prächtigen Saulakamin mit einem Dutzend Sperrblöcken und Überhängen (1. vollständige Durchkletterung am 24. Oktober 1920 durch Mgr. Pauli, J. Walch und Dr. R. Fenny, Bregenz) und durch die schönen Ostwandführen von Dietrich, Bachmann und Zint 1924 und 1949. Genußkletttereien des III. und IV. Grades in festem Gestein und mit dem angenehmen Abstieg nach N durchs Kanzlertäli, übrigens bei Frühlingsfirn eine rassige alpine Skifahrt.

Weil wir gerade vom Skifahren sprechen: das obere Rellstal und seine Verzweigungen, das Hochtal des Zaluandabaches (Salonien) bis zum Schweizertor hinauf mit den Hochalpen Zerneu und Alpavera (sprich: fera) und die Alpe Lün, dazu eben jenes Kanzlertäli bergen ein riesiges Skitourengelände von solcher Schönheit, daß man es einfach nicht begreifen kann, warum es hier im Spätwinter und Skifrühling nicht von Skitouristen nur so wimmelt. Zumal die zwei Skihäuser, die Gasthöfe „Rellstal" und „Rellshüsli" beide zwischen 1400 und 1500 m auf der Voralpe Vilifau (10) ideale Standorte für alle diese Skitäler und ihre Skigipfel sind. Allerdings für Pistenrutscher ist dort nichts zu holen, um so mehr für alpine Skitouristen (18). — Kehren wir zurück zu unseren Sommerzielen und Kletterbergen der Zimbagruppe:

Die Sarotlahörner (2192 m) reichen zwar in der Güte des Klettergesteins an die Saulakopfführen nicht heran, bieten aber Freunden einsamer Berge mit ihrer Überschreitung und anschließendem Übergang übers Rothorn und den Wildberg (2372 m) zum Grünen Fürkele eine hochinteressante Grattour mit häufigem Gesteinswechsel und bunter Flora (10, 31).

Die Brandner Mittagspitze (2557 m) ist zwar ein prächtiger Aussichtsberg, aber mit ihrem brüchig zerklüfteten Gefels nicht sehr einladend. — Die Wasenspitze (2009 m) ist — ihr Name verrät es schon: Wasen / Rasen — ein wahrer Gamsgarten! Aber Ungeübte seien gewarnt. Die grünen kirchdachsteilen Pleisen sind trügerisch und gefährlicher als schlechtes Felsgelände.

**Die Vandanser Steinwand** östlich der Zimba trägt vom Großvalkastiel oder Gr. Hüttenkopf (2449 m) bis zum Steinwandeck (1996 m) einerseits und zur Bludenzer Mittagspitze (2107 m) anderseits, eine kaum besuchte Gipfelkrone, die im Nordteil — Kleinvalkastiel oder Kl. Hüttenkopf (2233 m); Montafoner Jöchle oder Gavallinakopf (2108 m) und Roßkopf (2075 m) — meist leicht zu begehen ist. Mit ihren jähen Tiefblicken in Walgau und ins Montafon sucht sie ihresgleichen. Die Steinwandgipfel sind auch hübsche Beispiele für Doppelbenennung: Valkastiel durch die Montafoner und Hüttenkopf durch die Innerwalgauer.

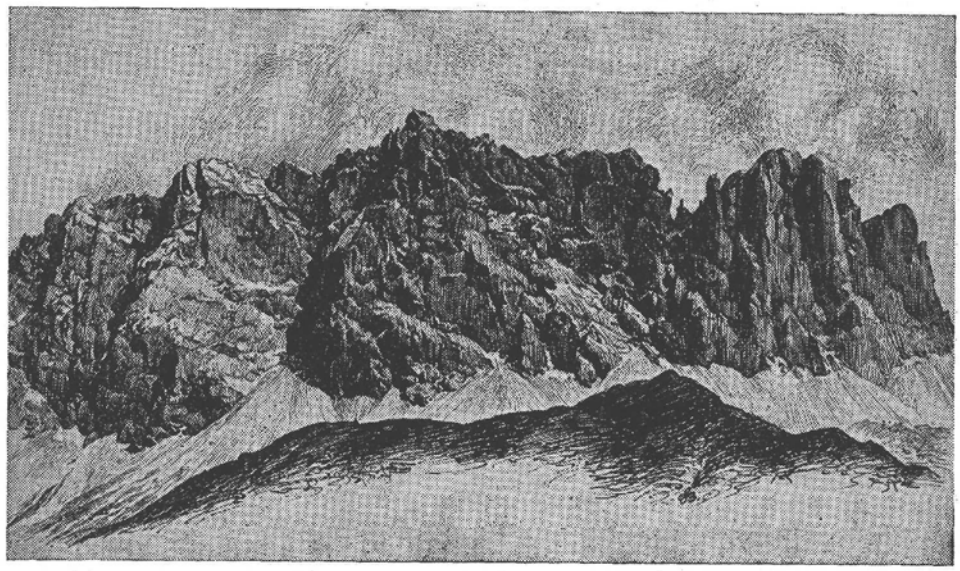
**Der Zwölferkamm,** der vom Eisernen Törle nach NNW zieht und im namengebenden Zwölfer (2271 m) bzw. seinem kleineren Bruder, dem Kennerberg (2099 m) endigt, bildet mit der nördlichen Steinwand oder Hüttenkopfgruppe zusammen das gewaltige

zinnengekrönte Schaustück der Bludenzer Südkette oder Hüttenkopfgruppe des Rätikon, die Bludenz recht eigentlich zur echten Hochgebirgsstadt machen, zu einer der wenigen im ganzen Alpenraum. Kein Wunder, daß diese Gipfel, die den Bludenzern und Bürsern seit eh und je in die Fenster schauen, bei allen Bergfreunden dort sich etwelcher Beliebtheit erfreuen, immer schon benannt und bekannt waren. Von den deutschen Siedlern wurden sie alsbald als Sonnenuhr erkoren: der Zwölfer zeigt für Bürs und die Mittagspitze für Bludenz den Sonnenstand zur Mittagszeit an. Mit ihrer bunten Mischung von rätoromanischen oder gar keltischen und deutsch-alemannischen Namen stellen sie einzigartige steinerne Dokumente der Siedlungsgeschichte dar, zeugen aber auch für die scharfe Beobachtungsgabe der Anwohner. So z. B. der Kennerberg, denn er ist von lauter steilen Schichtgräben wie von vielen „Kennern" oder Rinnen durchzogen.

Die Gipfel sind größtenteils leicht oder doch unschwierig zu erreichen und dürften fast alle schon frühzeitig von Hirten, Jägern oder Bergfreunden bestiegen worden sein, außer den obengenannten noch der Schafgufelspitz (2351 m), der Dreispitz (2431 m) und die Gottvaterspitze (2438 m), die sich dicht NW vom Eisernen Törle erhebt und die höchste Erhebung des nach NW ständig absinkenden Kammes ist. Die erste Nachricht einer touristischen Ersteigung lieferte Dr. Karl Blodig, Bregenz, der den ganzen Kamm am 29. Juni 1899 vom Großen Hüttenkopf bis zum Zwölfer allein überschritten hat (3). Auf dem Gr. Hüttenkopf oder Großvalkastiel fand er eine Flasche mit Karten früherer Bergsteiger, darunter die Karte der Frau Douglaß.

## Die Fluhen — Kletterparadies des Westens

Des Westens von Österreich natürlich, ist doch das Rätikongebirge die westlichste Gruppe der „Nordrätischen Alpen" in den ostalpinen Zentralalpen. Unter diesem Sammelbegriff der „Fluhen" versteht man jene stolzen Grenzberge, deren bis 600 Meter hohe Wandfluhen aus dem herrlichen silbergrauen Jurakalk aufgebaut sind. Ihre Wandfluchten gaben z. B. der Drusenfluh, Sulzfluh, Scheienfluh und Rätschenfluh ihre Namen. Aber auch die Kirchlispitzen bilden südseitig eine solche Fluh.



„Die Fluh" — Die Südwände der Drusenfluh und Drusentürme (Zeichn. H. Burggasser)

Weil aber die Fluhen der Madrisagruppe schon vom Gneis der Silvrettadecke überschoben und weit nach Süden gerückt sind, so beschränken wir hier wie üblich Begriff und Raum der Fluhen auf die charakteristische Grenzmauer von der Kirchli- und Drusenfluh bis zur Sulz- und Scheienfluh einschließlich. Denn hier, entlang dieser Mauer, auf ihren Zinnen, in ihren Wandfluhen der Schweizerseite — die Grenze verläuft genau entlang den Gipfelgraten über die höchsten Spitzen — und in den zerklüfteten, auf den mächtigen Plattendächern und Karrenfeldern der österreichischen Seite, da spielt sich die alpinhistorisch so dramatische Geschichte der Eroberung dieser „Gipfelflur aller sechs Grade" ab. Kann man doch die Sulzfluh und die Weißplatte, den Großen Drusenturm der „Drei Türme", ja selbst die Drusenfluh z. T. ohne Hand anzulegen, ja sogar mit Skiern bis zur Spitze besteigen, während durch ihre Süd- und Westwände, ihre Nord- und Ostflanken die Kletterführen aller sechs Grade bis zum „äußerst schwierig, obere Grenze" (VI+) emporsteigen, eine neben der anderen, in der gleichen Art wie in den Dolomiten, im Gesäuse oder Wilden Kaiser, womit die Berechtigung des Ehrentitels „Kletterparadies des Westens" genügend begründet scheint.

**Skiberge des VI. Grades.** Durch nichts wird das einzigartige Bild einer ganzen Kette mächtiger Felskolosse mit Anstiegen aller sechs Schwierigkeitsgrade besser beleuchtet als durch die Tatsache, daß die vier höchsten dieser Kalkburgen — Sulzfluh, Weißplatte-Scheienfluh, Drusentürme und Drusenfluh — zum Teil frühbestiegene Skiziele sind, ja sogar mit Recht als hochalpine Skifahrten allerersten Ranges gelten mit ihren über 2000 Metern Höhenunterschied und viele Kilometer langen Abfahrten ins Montafon hinab. Zum Beweise dessen seien die erstaunlichen Daten zur Skigeschichte der Fluhen gleich hier festgehalten, zählt doch besonders die Sulzfluhgruppe zu den ersten mit Ski bestiegenen Hochalpengebieten, was allerdings weiter nicht wundert, waren doch gleich drei der berühmtesten Vorarlberger Skibergsteiger der Pionierzeit daran beteiligt: Bergführer Ferdinand Schallert (†), Bludenz, Victor Sohm, Bregenz und Sepp Zweigelt (†), Dornbirn. Die ersten Skibesteigungen sind:

Sulzfluh am 13. 12. 1903 durch Schallert und Sohm von NO über Tilisuna;

Weißplatte am 4. 3. 1906 durch Schallert, Zweigelt und P. Rudolph, Lindau, von NO über Tilisuna;

Platinakopf und Sarotlaspitzen am 18. 3. 1906 durch die gleichen Drei von Tilisuna, aber mit Abfahrt über den Sarotlapaß nach Gargellen! Und am 9. 3. 1909 fuhren Schallert und A. Klotz, München, nach einer Skibesteigung der Weißplatte über Plasseggа nach Partnun-St. Antönien ab.

An der Sulzfluh wurden aber auch die Steilabfahrten durch den Rachen und den Gemstobel schon frühzeitig befahren; wann und von wem ist mir nicht bekannt. Wann der Große Turm der Drei Drusentürme erstmals mit Ski bestiegen wurde, ist mir leider nicht bekannt. Die vermutlich zweite und zugleich erste Skibesteigung aller Drei Drusentürme erfolgte durch W. und H. Flaig am 22. 5. 1922, wobei der Große und Mittlere Turm bis zum Gipfel, der Kleine Turm bis zum Südgrat-Einstieg mit Ski befahren wurden. Aufstieg von Osten über den Sporersattel, Abfahrt über den Tiergarten in den Eis- und Ofatobel. Ein ganz unwahrscheinlich tolles Husarenstücklein auf Ski vollbrachten Ludwig Dajeng und Oskar Ganahl aus Schruns, indem sie am 6. Mai 1946 vom Großen Turm nach W in und durch den Eistobel abfuhren — ohne abzuschnallen. Kaum weniger kühn und erstaunlich ist eine Kurzski-Überschreitung der Drusenfluh auf Skiern im März 1936 durch die Bregenzer E. Burger und R. Rundel; Skiaufstieg durch die Imhofmulde; Abfahrt mit Ski durch die Blodigrinne, was sogar diesen zwei mutigen und bescheidenen Männern „etwas beklemmend" vorkam. Weitere kühne Kurzskifahrten Burgers und seiner Gefährten sind im Alpenvereinsführer, Bd. Rätikon, aufgezählt (10, 31).

**Gestalt und Gelände.** Der wasserscheidende Hauptkamm vom Cavelljoch zum Grubenpaß verläuft ziemlich genau von W nach O (Tafel III im Jahrbuch 1959). Dann biegt er mit

der Weißplatte und Scheienfluh im rechten Winkel nach Süden ab. Die Süd- und Westflanken dieses Kammstückes stürzen in jähen Wandfluchten — eben den Fluhen — ab, die Nord- und Ostflanken sind weniger steil aber oft stark zerklüftet, z. T. in Karrenfeldern sanft abgedacht, auf denen die leichten Anstiege erfolgen, sogar mit Ski. Eine gewisse Sonderstellung nehmen die Drei Türme oder Drusentürme ein, denn sie stürzen alle drei auch nach Norden sehr steil ab, lassen aber zwischen dem Kleinen und Mittleren Turm eine steile breite Schnee-, Geröll- und Karrenrinne, eine Art Steilkar für die leichte Führe. Auch die Sulzfluh hat eine Eigenart, denn außer der mehr schrofigen Südwand entwickelt sie eine steile Südwestwand und entlang dem Westrand ihres Nordbollwerkes noch eine senkrechte Westwandflucht, die in der hübschen Kleinen Sulzfluh (2710 m) gipfelt. Im Grunde sind aber alle diese Gipfel wesensgleich; das gilt auch noch für das Rätschenhorn und den Saaser Calanda mit der Rätschenfluh.

**Pässe und Tore.** Wir wollen aber nicht nur über die Gipfel, sondern mit gutem Grund auch von den Pässen und Toren zwischen den Fluhen sprechen, nicht nur weil man hier geradezu eine Musterreihe solcher Einsattlungen verschiedenster Art besuchen kann, sondern weil darunter der schönste Kalkalpenpaß sich findet, das mächtige Schweizertor (2137 m) mit seinen grünen blütenbunten Rasenteppich vor den mächtigen Torpfeilern links und rechts und mit seinem überraschenden Fernblick über die grünen Grate des Schiefergebirges und der Plessuralpen hinaus auf das Bündner Gipfelmeer. Die sanftgrünen Sattelhöhen am Cavell- oder Gafalljoch und zumal das Lünereck (2296 m) bieten einen ähnlichen Ausblick. Ganz anders das viel höhere felsenkahle Drusentor (2343 m), ein enger Durchschlupf zwischen den spitzen Sägezähnen schroffer Zackengrate links und rechts — aber, einmal durchschritten, mit ebenso überraschender und glanzvoller Fernschau. Und noch einmal ganz anders der Grubenpaß mit dem Grünen Fürkli und dem Tilisuna-Fürkli daneben, die alle drei in die öden Felsgruben — daher der Name — der Schweizerseite zwischen dunklen Felskulissen absinken, um sich plötzlich in die seebeglänzte Bucht von Partnun zu öffnen — wie ein grüner Traum. — Aber all diese Hochromantik wird erst lebendig durch ihre Verbindung auf den Ringwegen um die Kirchlispitzen, Drusen- und Sulzfluh, wobei aber die schweizerseitigen Steige von Joch zu Joch erst den erschreckend schönen Anblick der Fluhen erschließen auf einem Höhengang, der nicht seinesgleichen hat in den Rätischen Alpen. Der gemütvolle Basler Zoologe, Fr. Zschokke, hat in seinen Akademischen Erinnerungen dieser Landschaft ein prächtiges Denkmal gesetzt, vom zärtlichen Glanz liebevollster Dankbarkeit verklärt (39).

**Namen und Zahlen.** Diese mächtigen Felsgipfel rechtfertigen es, einige Zeilen ihren Namen zu widmen. Die Kirchlispitzen verdanken ihn einem „Kirchli" — in Prätigauer Mundart Chilchli — genannten Felsgebilde vor der Südwand. Sie wurden also von den Prätigauer Walsern benannt und das gilt auch für die Drusen-, Sulz-, Scheien- und Rätschenfluh, denn nur auf der Schweizer Seite ist ja eine „Fluh", in der Mundart Flue (sprich: Flu-e), und nur dort sind die Örtlichkeiten zu finden, welche die zusätzlichen Namen der Fluhen bestimmten. Die Drusenfluh, mundartlich Drusaflue, ist nach den Drusa oder Dros, Drosa, den Grün- oder Legerlen (Alnus viridis) benannt, die in den Gräben des südseitigen Drusabaches massenhaft wachsen. Wenig weiter westlich findet man in der neuesten Karte noch einen Drosbüel und ein Drosegg.

Mit dem Römer und Feldherr Drusus, dem Stiefsohn des Kaisers Augustus, und Eroberer Rätiens 15 v. Chr. hat das Wort aber nichts zu tun, auch dann nicht, wenn Drusus, wie man annimmt, über den Arlberg in Rätien einbrach. Die nachdrückliche Ablehnung dieser Gedankenverbindung ist nötig, weil diese Drususlegende bis zum heutigen Tage in vielen Köpfen herumspukt und keineswegs nur beim Jagd- und Alpvolk, wie das schon Stockar in einem gar lustigen Beispiel berichtet hat. Erklärte ihm doch bei seiner Drusenfluh-Umkreisung 1892 sein Führer — ein berühmter Gemsjäger und einer der vielen Flütsch aus St. Antönien — auf dem Druseneck am Südfuß der Fluh, hier habe „der römische Kaiser Drusius zur Zeit der Kreuzzüge sein Heer gelagert".

Auf der Montafoner Seite war der Name Druſenfluh einſt gänzlich unbekannt. Dort hieß ſie um 1870 noch „Gamsfreiheit", weil das Gamswild dort vor dem Jäger ſicher iſt, bis der Name Druſenfluh aus der Schweizer Dufourkarte übernommen wurde. Der Name Gamsfreiheit blieb am nördlichen Vorbau (2445 m) des Großen Druſenturmes hängen.

Die Sulzfluh trägt ihren Namen als Fluh über der Sulz, einer ſulzigen oder ſumpfigen Mulde an ihrem Südfuß. Auch dieſer Name, der ſchon 1780 in der Schweiz erwähnt wird, war bei den Montafonern nicht bekannt; ſie wurde noch 100 Jahre ſpäter „Sporergletſcher-Spitz" genannt, nach dem kleinen Sporergletſcher, der ehedem durch den „Rachen" hinunterfloß, heute aber nur ein Firnfleck iſt. Und der uns ſchon wohlvertraute David Pappus wußte überhaupt keinen Namen und beſchrieb den Berg im Bludenzer Urbar 1612 als „ainen hohen Gletſcher, zwiſchen Tyliſuner und Sporrer Albb" (25). Die Scheienfluh, in Walſer Mundart Schijenflue, hat ihren Namen vom Scheienzahn, einem ſchlanken Felsturm am Fuß der Fluh, der treffend mit einer ‚Scheie' (Scheit!) oder Holzſchwarte verglichen wird. Der Zuſatz Zahn iſt daher überflüſſig. Der Vollſtändigkeit halber ſei gleich feſtgehalten, daß auch die Scheie ſchon erklettert wurde, ſogar auf zwei verſchiedenen Führen.

Die deutlich doppelgipfelige Scheienfluh heißt auf Montafoner Seite Weißplatte, was keiner Deutung bedarf. Um der Doppelbenennung ein Ende zu bereiten, wurden der Nordgipfel Weißplatte und der Südgipfel Scheienfluh benannt, was auch der Wirklichkeit und Lage genau entſpricht. —

Wenn jetzt die Erſteigungsgeſchichte dieſer Jurakoloſſe kurz ſkizziert wird, ſo iſt der Fülle der Ereigniſſe und Namen wegen auch hier Beſchränkung geboten, deren Ausmaß allein durch den vorgeſchriebenen Raum beſtimmt wird.

**Die Sulzfluh** und ihre Gruppe müſſen an die Spitze dieſer alpin-hiſtoriſchen Betrachtung geſtellt werden, weil dieſer leicht zugängliche Berg in der Vorgeſchichte des modernen Alpinismus im Rätikon eine ähnliche Rolle ſpielt wie die Scheſaplana. Man darf mit ſehr frühen Beſteigungen ſchon vor vielen Jahrhunderten und ſowohl von der Prätigauer als auch von der Montafoner Seite aus rechnen. Storr, der 1781 in Partnun weilte, ſchreibt in ſeinen Alpenreiſen (37) mit der größten Selbſtverſtändlichkeit von „der Sulzflue, dem ſchon erwähnten, auch wegen der Ausſicht von ſeinem Gipfel aus eines Beſuches würdigen Kalkgipfel". Und ebenſo ſelbſtverſtändlich beſtiegen die durch ihren köſtlichen Rätikon-Silvretta-Reiſebericht bekannten Prätigauer Forſcher und Pfarrherren J. B. Catani und L. Pool am 12. Juli 1782 „die hohe Sulzfluhe" und unterſuchten zugleich die auch ſchon lange bekannten Sulzfluhhöhlen auf der Schweizer Seite unweit vom Grünen Fürkli. Die ſogenannte Abgrundhöhle iſt ſogar im Bludenzer Urbar 1612 ſchon beſchrieben; unſer braver Pappus von Tratzberg war alſo ſelber drin und hat ſicher auch die leicht erreichbare Sulzfluh als wichtigſte Grenzmark anläßlich ſeiner Grenzbegehung beſtiegen (25).

Damit iſt aber der hochbedeutſame Bericht von Catani und Pool 1782 (in „Der Sammler", 6. Jg., Chur 1784) keineswegs erſchöpft. Da iſt z. B. die erſtaunliche Tatſache, daß ſie keineswegs über die Gruben, Tiliſuna und das Karrenfeld aufſtiegen, ſondern durch den ſchwierigeren Gemstobel: „Durch Felſen ſchlängelt ſich, an der gegen Oſten gekehrten Seite, ein Zugang hinauf, wo man aber oft auch die Hände zum klettern brauchen lernt." Auch hundert Jahre ſpäter, am 8. 9. 1878, bezeichnet A. Ludwig dieſen Aufſtieg für die Schweizer Seite als „üblichen Weg über das Gemstobel". Wie viel ſelbſtverſtändlicher muß man den ungleich leichteren ‚Weg' von NO über ‚das Karrenfeld' begangen haben. Aber mehr noch als die genaue Wegbeſchreibung bewegt uns das tiefe Bergerlebnis, welches der Catani-Pool-Bericht 1782 atmet. Noch in der Nacht waren ſie aufgebrochen: „Um 5 Uhr ſtanden wir auf der Spitze der Felſen. Welch ein erhabener herrlicher Anblick! Tiefe feierliche Stille rings umher! Morgenſchauer der oberen hohen Luftgegend, wir in derſelben athmend. Von der aufgehenden Sonne beleuchtet, die

izt auch die Gipfel der anderen Berge bestrahlte, aber die tiefern Täler alle noch im Schatten und blauen Dunst verhüllet." — Nach treffender Schilderung der „so vorteilhaft prächtigen Aussicht" schließt der Bericht: „Nachdem wir uns zwei Stunden in dieser Höhe aufgehalten, und mit ätherischer Luft erquickt und erheitert hatten, nahmen wir unsern Rückweg gegen Nordosten und waren bald in der gestern besuchten Gegend von Gruben." — Sie haben den Berg 1782, also sogar überschritten, sie wußten genau um den ‚Weg' über das Karrenfeld und stiegen mit der größten Selbstverständlichkeit dort und durch die Gruben ab.

Aber für die alpine Erschließungs- und Vereinsgeschichte nicht weniger bedeutend ist die denkwürdige „Sulzfluh-Exkursion der Sektion Rätia" des SAC im Jahre 1864. Es nahmen 20 Mann teil, die den ganzen Berg und die Höhlen erforschten, ja sogar 1865 in Chur eine eigene touristisch-wissenschaftliche Denkschrift darüber veröffentlichten. Aber auch von der Montafoner Seite sind um diese Zeit Besteigungen bekannt; auch John Sholto Douglaß begegneten wir 1868 wieder mit einer Besteigung, an die er gleich jene des Tilisuna-Schwarzhorns (2460 m) und der Tschaggunser Mittagspitze (2168 m) anschließt. Sie beherrschen ja das Äußere Montafon und fordern zur Besteigung geradezu heraus, die bei der gänzlich unschwierigen Mittagspitze sicher schon in frühester Zeit der Alpwirtschaft erfolgte. Diese Drei-Gipfel-Tour ist übrigens auch heute noch eine der schönsten Gratüberschreitungen im Rätikon, und zwar in beiden Richtungen und immer gratentlang. Stets schiebt sich dann die hübsche leichte Kletterei bei der Schwarzhorn-Überschreitung zwischen die einzigschönen Gratbummel über den Sulzfluh-Karrenrücken und Verspalagrat einerseits und das blütenreiche Graspolster des Walser Alpjochgrates andererseits, nicht zu reden vom einzigartigen Erlebnis des Gesteins- und Florenwechsels z. B. nahe der Schwarzen Scharte, wo man mit einem Schritt vom silberhellen, meerentstiegenen Riffkalk auf den schwarzgrünen Amphibolit des vulkanischen Kristallins übertritt, der (mit dunklem Serpentin und grünem Granit) dem Schwarzhörnli seinen Namen gab.

**Sulzfluh-Hütten.** Die große Bedeutung aber, die gerade auf vorarlberger Boden der Sulzfluh zugemessen wurde, zeigt sich daran, daß schon im August 1875 die Gebrüder Durig vom Gasthof Löwen in Tschagguns auf der Alpe Tilisuna eine erste Schutzhütte eröffnet haben. Das zeigt aber auch die Errichtung der zunächst nur für diesen Berg erbauten Tilisunahütte (2208 m), schon im Jahre 1879 als zweite Hütte der Sektion Vorarlberg des DÖAV im Rätikon. — Mit der Geschichte dieses altehrwürdigen Bergsteigerheims bleiben vor allem drei Namen als Hüttenwirte verbunden: Joh. Jos. Marent aus Tschagguns, ‚das alte Marentle' als erster eisenzäher Wirt, der noch als 85jähriger auf der Hütte werkte. Dann ist da „d'Seraphina", die als vorbildliche Hüttenmutter, Seraphina Tschofen aus Tschagguns, vielgerühmt ob ihres leckeren Kaiserschmarrns und köstlichen Bohnenkaffees aus geschmuggeltem Schweizer Kaffee natürlich, ist doch die Grenze nur einen Büchsenschuß entfernt. Und schließlich und heute noch die Familie Franz Keßler aus Schruns, vorbildliche Hüttenwirte dafür, wie man eine AV-Hütte zum vielbesuchten Schutzhaus machen kann, ohne ihr den Charakter des Bergsteigerheims zu nehmen. Obgleich die findigen Walser im Sommerdörflein Partnun schon frühzeitig ein Gasthöflein, die heutige ‚Pension Sulzfluh' (1769 m) einrichteten und damit einen idealen Standort für die Gruppe schufen, so erfreut sich die Tilisunahütte doch gerade auch von der Schweizer Seite regsten Besuches. Zumal es dort keine SAC-Hütte gab, bis dann nach 1945 die Sektion Rätia, Chur, die kleine Grenzwachhütte an der Garschinafurka als verschlossene Selbstversorgerhütte einrichtet, die vor allem von den Schweizer Südwandkletterern benützt wird.

Dank der Tilisunahütte und mangels Wegen erfolgte der Zugang von N immer über Tilisuna, bis 1899 dann die Sektion Lindau des DÖAV die seither mehrfach stark vergrößerte Lindauer Hütte nahe der Sporer Alpe im Gauertal (1744 m) einrichtete und mit dem Bilkengratweg eine Verbindung zur Tilisunahütte, aber auch eine Weg-

anlage durch den Rachen auf die Sulzfluh und über das Druſentor nach Partnun geſchaffen wurde.

**Sulzfluh-Wände.** Das neuzeitliche Weſen alpiner Eroberer und Sportkletterer aber erprobte ſich dann an der Sulzfluh, als man begann, die Wände und Grate zu verſuchen, natürlich zuerſt in den Schrofen der Südwand, die allerdings ſicher von Jägern ſchon begangen war, nannten ſie doch das breite Band zuoberſt in der Wand verächtlich ‚das Sträßli'. Einheimiſche Gemsjäger — die Flütſch, Michel und andere — wirkten meiſtens auch als ‚Führer' bei dieſen Verſuchen. Der erſte bekannte Südwand-Anſtieg ziemlich in der Gipfelfallinie gelang dem um die Rätikonerſchließung ſehr verdienten Schweizer D. Stokar mit K. Flütſch 1893 (36). Ihnen folgten im Laufe der Jahre viele auf immer wieder ‚neuen' Führen, ſo z. B. Pfarrer Jung von St. Antönien oder Gretſchmann und Leopoldseder 1921, Schatzmann und Jenny 1923 und 1949 erkletterten Bachmann und Schonlau noch den ſchwierigen Südpfeiler (31).

Auch am Weſtgrat wurden mehrere Führen gefunden, nachdem Viktor Sohm mit dem Schrunſer Bergführer Joſef Both 1899 dort erſtmals ſich mit dem brüchigen Fels gerauft hatten. Eine jähe Wendung zum modernen Kletterſport aber nahm die Erſteigungsgeſchichte der Sulzfluh erſt als ſich die Kletterer nach 1945, alſo reichlich ſpät, an die ſteilen und herausfordernd feſten Weſt- und Südweſtwände wagten. Die erſten und gleich idealen Führen des IV. bis V. Grades durch dieſe Wände legten 1946 und 1947 die zwei Wiener Karl Neumann und Wilhelm Stanek. In den Wänden des Druſenſtockes war ja das extreme Klettern ſchon 20 Jahre früher eingezogen. Trotzdem führten die Neumann-Stanek-Führen durch die Weſtwand der Kl. Sulzfluh und durch die Südweſtwand der „Großen Sulzfluh" zu einer neuen ſtürmiſchen Entwicklung, vor allem weil die Vorarlberger und dann auch die Schweizer Kletterer durch das Beiſpiel der Wiener angeeifert wurden und erſt jetzt die beſondere Schönheit der Fluhen als Kletterberge erſten Ranges ſo recht erkannten. So fanden und bezwangen die Vorarlberger Bachmann und Hiebeler bzw. Brunold und Hiebeler 1949 und 1950 neue, direkte und raſſigſte Führen des V. und VI. Grades durch die mittlere und rechte Südweſtwand der Sulzfluh, dann Bachmann und Zint 1952 durch die direkte Weſtwand der Kl. Sulzfluh und 1950/1951 wurden auch ſchon die erſten Winterbegehungen dieſer Wände gemacht. Parallel damit ging natürlich der Anſturm auf die Wände der anderen Fluhen über die wir weiter unten berichten, zur Abrundung aber zuerſt über Weißplatte und Scheienfluh.

**Weißplatte und Scheienfluh.** Die beiden deutlich getrennten Gipfel ſitzen einem gewaltigen Kalkmaſſiv auf, die höhere Weißplatte als Haupt- und Nordgipfel (2630 m), die Scheienfluh als Südgipfel (2627 m) in dem von N nach S verlaufenden Grat, der 400 m nördlich des Weißplattgipfels nach NO zum Grubenpaß (2232 m) abſinkt. Dementſprechend ſchaut hier die „Fluh" nicht nach S ſondern nach W, während das ſteile Karrendach nach Oſten abſinkt, von der Weißplatte aber auch teilweiſe nach Nordoſten.

Die Erſteigung der zwei Gipfel von Oſten iſt zweifellos etwas ſchwieriger als jene der Sulzfluh. Trotzdem dürften ſie ſehr frühzeitig, ſicher aber von Jägern erklommen worden ſein. Von den Bergſteigern neuerer Zeit hat E. Imhof-Vater, der ſo ſehr verdienſtvolle Rätikonpionier der Schweiz 1891 mit Gefährten eine erſte Überſchreitung des ganzen Gratkammes von S nach N durchgeführt (35, 33). Die rieſige Weſtwand beider Gipfel und der zahlreichen Nebengipfel im Kamm, die eigentliche Scheienfluh oder Scheienwand iſt deutlich dreigeteilt: Das nördliche, linke Drittel bildet die ſteile, höhere und reicher gegliederte Weſtwand der Weißplatte, das mittlere Drittel iſt die Scheienfluh oder Scheienwand im engſten Sinne; ſie iſt völlig mauerglatt und teilweiſe ſchneehell wie getüncht, weshalb ſie auch Weißfluh genannt wurde, was man aber nicht mit der Weißplatte gleichſtellen darf. Sie erſcheint ganz und gar unerſteigbar. Das rechte ſüdliche Drittel iſt wieder mehr gegliedert, ſinkt ſchnell ab und enthält einige Balmen und Höhlen, die nicht nur einen Adlerhorſt bergen, ſondern auch das Diebenloch und

Weberli's Balm, die von Sagen umwoben aber auch von der nur allzu wirklichen Geschichte eines traurigen Hexenprozesses besudelt ist (33, 35).

Der erste Angriff auf die mächtige Fluh erfolgte natürlich in Richtung auf dem Hauptgipfel, über die Westwand der Weißplatte, zumal wie gesagt die Scheienwand jeglichen Versuches Hohn zu sprechen schien. — Am 9. August 1922 stieg ich mit meinem Freund Franz Zorell, mit dem ich vier Tage vorher die Kirchlspitzen-Südwand erstmals durchstiegen hatte, von Partnun zum Fuß der Weißplatte-Westwand empor. Zorell war leider nicht gut in Form, hielt aber zunächst kameradschaftlich mit. Als ich jedoch die erste, gar nicht leichte Seillänge beim ‚Roten Flüeli' unter mir hatte und ihn nachkommen lassen wollte, erklärte er sich außer Stande, in so wenig guter Verfassung in die Ungewißheit einer unbegangenen 500-Meter-Wand hinaufzusteigen. Mit seiner Zustimmung warf ich das Seil hinab und durchstieg die Wand im oft geübten Alleingang mit größtem Genuß und ohne allzugroße Schwierigkeiten anzutreffen.

Ganz anders die zirka 300 Meter hohe mauerglatte Scheienwand rechts daneben. Schon der Gedanke, sie zu durchsteigen ist eine Kühnheit. Die ausgezeichneten Schweizer Kletterer P. Diener und M. Niedermann vom Kletterklub Alpstein (KCA) vollbrachten das Kunststück im Juni 1957 mit zwei Biwaks in insgesamt 51 Stunden, wobei „immer wieder äußerst schwierige und gewagte Freikletereien sowie schwere Hakenarbeit" — mit Holzkeilen und allen Schikanen — nötig waren. Schwierigkeitsgrad: bis VI+. Vom 21. bis 23. März 1959 wagten Diener und U. Hürlemann sogar eine Winterbegehung und bei der 5. Begehung 1960 stiegen vier Schweizer zuoberst nicht rechts aus, sondern „bewältigten die große Verschneidung auch in ihrem letzten Teil über mehrere Dächer und Überhänge" — womit wieder einmal das „Non plus ultra", das „Höher geht's nimmer!" zuschanden gemacht wurde. Sechster Grad, obere Grenze? Mir scheint, der VII. Grad ist jetzt bald fällig!

## Drusenfluh und Drei Türme

Wie weit ich immer herumschaue, herumhorche und vergleiche — kein Kalkalpen-Bergmassiv reicht an den Drusenstock heran, an seine geheimnisvolle Eigenart, Vielfalt und strahlende Schönheit zugleich. Selbst die vom Drusen- zum Schweizer Tor 4 km lange und bis 600 m hohe Südwandflucht gliedert sich im Näherrücken erstaunlich, ja für den Kletterer sogar verwirrend. Die Nordflanke des Drusenstockes aber ist eine Sammlung von Schluchten, Hochkaren, Mulden und Rinnen zwischen massigen Pfeilern und vielfarbigen Kulissen, deren grobe Aufzählung von W nach O eine Fülle von Falten und Formen beschwören würde, böte sich nicht das schier greifbar plastische Relief des Berges im Blatt 1157 der Landeskarte der Schweiz (42) zur Entschleierung an: Schweizer Eck und Westgrat, Schweizermulde, Ofaneck, Imhofmulde und -Sattel, Rotes Eck, Blodigrinne, Gelbes Eck, Verborgenes Kar, Ostgrat und Ostgipfel, dessen mächtige Überhänge die wildeste, mit Zahn und Turm phantastisch bewehrte bisher nur von N erstiegene Scharte des Rätikon, das Eisjöchle, überragen, während jenseits der eisgefüllten Schlucht des Eistobels der Drusenstock aufs neue zum Himmel stürmt, um auf der Riesenorgel der Drei Türme in harmonischem Zusammenklang von Farben und Formen das Hohe Lied der Berge fortissimo aufzuspielen als ein Triumphgesang der Alpenschönheit von unvergeßlicher Größe.

Man hat oft gestritten, was „schöner", was gewaltiger sei, die hellschimmernde Südflucht oder die düster zerklüfteten Nordabstürze. Vergebliches Beginnen! Wohl aber unterscheiden sie sich aufs erstaunlichste dadurch, daß man sie von Süden gesehen als eine durchgehende Fluh — die Drusenfluh — anerkennen muß, während man von Norden gesehen wegen der vergletscherten Schlucht des abgrundtiefen Eistobels gezwungen ist, die Drei Türme — Großer Turm (2830 m) — vom westlichen Massiv der Drusenfluh im engeren und heutigen Sinne (2827 m) scharf zu trennen. Trotzdem müssen wir wenigstens alpinhistorisch den ganzen Drusenstock zusammen behandeln.

**Drusenstock-Nordflanke.** Obwohl die leichtesten Anstiege der Drusenfluh (I.—II. Grad) bei ganz günstigem Firn nur wenig schwieriger sind als jener durchs Sporertobel auf den Großen Turm, so bieten sie sich doch lange nicht so offen an, ja sie sind so versteckt, daß man die Drusenfluh für ganz unersteigbar hielt. Der Große Drusenturm (2830 m) und der ebenso unschwierige Mittlere Turm (2782 m) dürften daher schon sehr frühzeitig, sicher aber von Vermessungsbeamten und ihren Gehilfen bald zwischen 1800 und 1850 erstiegen worden sein. Dr. K. Blodig fand 1887 noch Holzreste ihres Signals. Ganz anders bei der Drusenfluh im engeren Sinne (2827 m): Niemand wagte sich an sie bis im Jahre 1870 — wie bei der Zimba — wieder ein Einheimischer und wieder ein Alleingänger, der vorzügliche Montafoner Bergführer Christian Zudrell aus Schruns mit der guten Spürnase des echten Bergsteigers, der er war, am 14. 8. 1870 mutig die nächstliegende leichte Führe fand, die man später nach ihrem ersten genauen Beschreiber und scheinbaren Erstbegeher, Eduard Imhof-Vater, als „Imhofweg" bezeichnete: von N auf den obersten Westgrat und ihm entlang südseitig auf dem Zudrellband zur Spitze. Genau wie Bücheltonis Toni auf der Zimba, so ließ Christian Zudrell ein Wahrzeichen zurück, indem er — nicht weniger siegessicher und weitschauend als Toni! — sich mit Hammer und Meißel und einem heute noch kenntlichen C. Z. 70 in die Gipfelplatte „eintrug". Erst 18 Jahre später, aber am gleichen Tag, fand die zweite Ersteigung von N statt, von Dr. K. Blodig und E. Sohm, beide Bregenz, durch die später „Blodigrinne" genannte Firn- und Plattenschlucht. Sie fanden Zudrells steinerne Visitenkarte. Dr. Blodig schickte Zudrell sofort einen Kartengruß, der außer Blodigs Namen nichts enthielt als das „C. Z. 70". Die prompte Antwort Zudrells war ebenso kurz: „Gratuliere zur Drusenfluh!"

Die Fülle der weiteren Anstiege und Varianten von N, O und W auf die Drusenfluh, ein gutes Dutzend, verbietet deren chronologische Aufzählung. Ich verweise auf die Führer (31) (15) (5), wo man auch viele Bilder und Anstiegsskizzen findet. Gemäßigten Nachsteigern sei besonders die reizvolle Überschreitung von O nach N oder NW empfohlen, mit dem einzigartigen Anstieg aus der Eistobelschlucht durchs Verborgene Kar und mit einer der Nord- oder Nordwestführen als Abstiege. Eine solche Überschreitung in umgekehrter Richtung ermöglicht, zusammen mit dem hochromantischen Aufstieg aus dem Eistobel auf den Großen Turm die Überschreitung der Türme oder doch des Großen anzuhängen, eine der schönsten nicht zu schwierigen Bergfahrten des Rätikon. Sie wurde erstmals 1898 durchgeführt von W. Hock und E. Schottelius mit dem trefflichen Führer Josef Both aus Schruns im Anschluß an eine Drusenfluh-Überschreitung von W nach O. Bevor wir uns der gewaltigen Südwandflucht zuwenden und auch die letzten und sehr schwierigen Nordanstiege erwähnen, sei noch die erste Begehung des ganzen Westgrates durch Victor Sohm, Bregenz, genannt, ferner die erste Ersteigung des Kleinen Turmes von W 1892 durch W. Rüsch, B. Hämmerle und K. Blodig, und jene seiner schwierigen Ostwand durch K. Reif mit Bergführer Obermüller, Bludenz. Eine hervorragende Leistung dreier AV-Jungmannen aus Feldkirch und Dornbirn darf nicht vergessen werden: die vermutlich erste West-Ost-Gesamtüberschreitung des ganzen Drusenstockes genau am Grenzgrat entlang am 18. Juli 1959 durch R. Messerle, O. Ölz und G. Wimpissinger. Dabei erforderten die gewaltigen Überhänge des Drusenfluh-Ostgrates gegen das Eisjöchle herab (über die sich Bachmann und Zint schon 1952 abgeseilt hatten) mehrfaches freies Abseilen bis zu 43 m Abseilhöhe. Der Abstieg über die Ostwand des Kleinen Turmes beschloß die 13 Stunden reiner Kletterzeit.

**Die Fluh = die Südwandflucht der Drusenfluh und Drusentürme.** Die eben erwähnte Ostwand des Kleinen Turmes bildet sozusagen den östlichen Abschluß der eigentlichen Drusen-„Fluh", d. h. jener riesigen Südwandflucht, die sich aus vielen einzelnen Wandstücken der verschiedenen Drusenfluhgipfel und der Drusentürme zusammensetzt, bald mit gewaltigen Pfeilern und Kanten weit vorspringt, bald mit riesigen Kaminen, ja ganzen Schluchten tief ins Bergmassiv einschneidet, bald mehr südwärts, dann wieder

mehr nach Südwesten oder Südosten gerichtet ist. So völlig unnahbar solche Fluhen von Ferne scheinen, es fanden sich doch schon ziemlich frühzeitig kühne Männer dies- und jenseits der Grenze, die sich an diesen gigantischen Mauern versuchten. Erstmals geschah es schon im Jahre 1892, nämlich durch keinen Geringeren als den berühmten Alpinisten Oscar Schuster aus Dresden mit dem tüchtigen Führer J. Engi aus Davos, denen sich E. Imhof-Vater angeschlossen hatte. Sie stiegen östlich der Stößer-Schlucht, die rechts vom Hauptgipfel-Südpfeiler herabkommt, ein, wenig westlich von P. 2294 der LKS (42) querten dann links in die Stösser-Schlucht, kamen dort aber nicht durch, was uns weiter nicht wundert, mußte doch ein Stösser 38 Jahre später zwei Tage lang sein Letztes hergeben, um diese enormen Schwierigkeiten zu meistern. Die Drei stiegen daher rechts aus der Schlucht empor, mußten aber wegen vereisten Felsen dann umkehren. Trotzdem — ein überaus kühner Versuch! Mehr Glück hatte drei Wochen später, am 12. 8. 1892, die Schweizer Dr. Stokar mit dem Lehrer Michel aus St. Antönien; aber sie packten die Wandflucht ganz am niedrigen und gegliederten Westende beim sogenannten Roten Gang westlich von P. 2628 des Westgrates und das war eben nicht „die" Südwand. Das gilt auch für den ersten schwierigen Anstieg 1920 über die Südwand der Drusentürme durch den berühmten Schweizer Bergführer Walter Risch, den Erstersteiger der Badilekante im Bergell, und H. Schmid, Ragaz, mit Ausstieg unweit P. 2722 der LKS in der Scharte zwischen Kleinem und Mittlerem Turm — auch dies eine hervorragende und weit schwierigere Leistung, aber natürlich nicht „die" Südwand der Drusenfluh, die zwar inzwischen 1905 einen weiteren Versuch Victor Sohms und Gefährten im westlichen Teil bei der sogenannten Schüßhöhle abgeschlagen hatte, aber dann 1921 doch erstmals durchstiegen wurde.

Wieder war es ein Alleingeher, aber kein Einheimischer, sondern der Dresdner Schneidergeselle Emanuel Strubich, einer der besten Elbsandsteinkletterer seiner Zeit, ein kühner Alleingänger und ein Sonderling, der wochenlang von Haferflockenbrei lebend in den Alpen herumzog und „Probleme" suchte und — löste, so z. B. in der Silvretta. Ich war ihm kurz vorher in diesen Bergen begegnet. Er frug mich nach ungelösten Problemen und ich nannte ihm die Drusenfluh-Südwand, allerdings mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich dabei sein möchte, wenn je er sich dran versuche. Strubich hat sich leider nicht an diese Bedingung gehalten und die Wand allein am 31. 8. 1921 östlich der Stösser-Schlucht zwischen Hauptgipfel und Ostgipfel erstmals durchstiegen. Strubichs Originalbericht trägt noch den stolzen Vermerk: „Allein; ohne künstliche Hilfsmittel; ohne Mauerhaken, Sicherungsringe oder Stifte". Trotzdem war dies mit W. Rischs Durchstieg an den Türmen die erste Felsfahrt modernen, wenn auch nicht modernsten Stiles in den Fluhen. Der Bann war gebrochen. Und sofort setzte auch die stürmische Einzelerschließung der verschiedenen Fluhen und ihrer Teilstücke ein, wobei deutlich die zwei Zeitspannen vor und nach dem zweiten Weltkrieg 1920—1939 und 1946—1960 zu erkennen sind. Ein geradezu mitreißender Schwung führte zu immer stürmischeren Angriffen voll jugendlicher Kühnheit und nicht nur auf der Südseite, auch auf der Nordseite der Drusenfluh und Drusentürme. Die Zahl der neuen immer kühneren Führen ist so groß, daß ich wieder auf die erschöpfende Chronik und die zugehörigen Anstiegsbilder im Alpenvereinsführer, Bd. Rätikon, Neuauflage 1961 (31) verweisen muß und hier nur die markantesten Ereignisse streifen kann.

1924 schon durchsteigt der wagemutige Otto Dietrich, Landeck, die „Kaminreihe" (V. Grad!) der Kl. Turm-Südwand im Alleingang und 1928 mit Mader die prächtige Südostwand des Kl. Turmes. 1930 ringen Stösser und Seyfried, Pforzheim, zwei Tage in der steingefährlichen Stösserschlucht und im gleichen Sommer finden die Innsbrucker Kleinhans und Stoll den idealen „Diechtl-Gedächtnisweg" am Südpfeiler des Hauptgipfels der Drusenfluh, eine Führe, die aber in den 50er Jahren durch mächtige Gipfelausbrüche mit Bergsturztrümmern überschüttet und wie die Stösserschlucht seither überaus steingefährlich ist.

Entscheidender Wendepunkt zur modernsten klettersportlichen Entwicklung aber wurde 1933 die erste kühne Führe des VI. Grades im Rätikon über die direkte Südwand des Großen Turmes durch den „Burgermeister der Südwand" E. Burger, ferner K. Bizjak und F. Matt, alle drei aus Bregenz (28). Gleich nach dem zweiten Weltkrieg setzte dann ein wahrer Wettlauf ein, um die noch unberührten Wände nicht nur der Fluhen, auch der Nord- und Ostwände des Mittleren und Großen Turmes, der Gamsfreiheit (2445 m), am Gelbeck der Drusenfluh. Neben Stösser, Seyfried und Schonlau waren fast ausschließlich die jungen Vorarlberger Kletterer F. Bachmann, R. Blacha, T. Hiebeler, Isolde Hollenstein (†), H. Köller, W. Lutz und Fr. Zint der AV-Jungmannschaft daran beteiligt. Allein an der Gamsfreiheit wurden vier schwierige Führen gemeistert. — Hochburg der Kletterer wurde jetzt die Lindauer Hütte, weshalb auch ihrer braven Hüttenwirte gedacht sei, besonders der Bergführerfamilien Both und Dajeng aus Schruns.

Außer den Vorarlbergern griffen aber auch die Schweizer wieder ein, vor allem die Mitglieder der Churer und Ostschweizer Kletterklubs, so des „KCA", d. i. der Kletterclub Alpstein, vorzügliche Kletterer, die 1957/58 neue Sechserführen durch die Südwände des Drusenfluh-Ostgipfels und des Großen Turmes legten, nachdem schon 1954 Niedermann und Fleischmann dessen mächtigen Südpfeiler in kühnem direktem Anstieg bezwungen hatten. Ja, jetzt wurde auch hier begonnen, diese schwierigen Anstiege im Winter erfolgreich zu bestürmen, so am 2. Januar 1950 die Südostwand des Kleinen Turmes durch T. Hiebeler und G. Flaig und im März der Drusenfluh-Südpfeiler auf der Diechtl-Gedächtnisführe durch Brunold und Hiebeler. — Die Varianten nicht gerechnet kann man heute fast ein halbes Hundert selbständige Anstiegsführen an den Wänden und Kaminen, Pfeilern und Graten des Drusenstockes zählen. — Hier sei auch der nicht geringen Zahl der Toten gedacht, die ihr Leben in diesen Bergen lassen mußten.

Unnötig zu sagen, daß mit diesen letzten Fahrten und Führen die ganze moderne „Schlosserei" mitsamt Trittbrettchen und Holzkeil hiemit auch im Rätikon zeitgemäßen Einzug hielten. Aber noch gibt es ja Bohrhaken, wenn jetzt die aller- und überletzten Probleme nicht anders zu bezwingen sein sollten. So können wir dies Hauptkapitel im großen Fels des Rätikon mit der tröstlichen Feststellung schließen: Es gibt keine unersteiglichen Wände mehr. Sie kommen alle dran. Nur Geduld, auch sie werden erbohrt — Verzeihung! — erobert werden.

**Die Kirchlispitzen.** Von den Fluhen im Sinne unserer Zusammenfassung fehlen uns jetzt nur noch die 7gipfeligen Kirchlispitzen (2551 m), das verkleinerte Ebenbild der Drusenfluh, die Prachtkulisse des Lünersees, zumal wenn abends die goldrot angeglühten Westgratzinnen sich in seinem schattendunklen Spiegel selber zu bewundern scheinen. Auch ihr noch immer 2,5 km langer West-Ost-Grenzgrat stürzt südseitig in seiner ganzen Länge mit einer hellschimmernden Jurakalkfluh ab, während die in der Mitte sanfter abgedachte Nordflanke wieder leichtere Anstiege vermittelt. Über diese Nordabdachung führte der um die frühe alpine Rätikon-Erschließung sehr verdiente Schweizer A. Ludwig (18) auch 1891 die ersten bekannten Ersteigungen dreier der sieben Gipfel aus (34). Man bezeichnet sie von W nach O, vom Cavelljoch zum Schweizertor mit 1. bis 7. Spitze. Alle sieben überschritten erstmals V. Sohm und F. Eyth am 6. 7. 1902, nachdem Dr. K. Blodig (3) am 31. 8. 1900 schon das Teilstück von der zweiten zur fünften Spitze überklettert hatte.

Als ich anfangs der Zwanzigerjahre mit meinem Freund Franz Zorell die Rätikongruppe durchstreifte, um die Unterlagen für meinen ersten Rätikonführer (5) zusammenzutragen, da fiel es uns schon bei den literarischen Vorarbeiten auf, daß die Kirchlifluh, die Südwand, noch unberührt war. Wir besannen uns nicht lange und durchstiegen sie am 5. 8. 1922 in der Wandmitte, am Südpfeiler gerade empor zur dritten Spitze, dem Hauptgipfel (2551 m). Nachdem so der Bann gebrochen war, legte O. Dietrich, Landeck, schon 1924 zwei Führen durch die Südwände der 1. und 2. Spitze im Westgrat. Nach dem Krieg wurden auch neue schöne Nordanstiege zum Hauptgipfel und rassige

Südwandführen, z. B. 1957, durch Hiebeler und Niedermann zur 5. Spitze gefunden (31), womit die Erschließung aber noch nicht ganz abgeschlossen ist. Stünde die Drusenfluh nicht daneben, die 7 Spitzen wären als prächtige Kletterberge weitberühmt und vielbegehrt. Von einer Skibesteigung ist mir nichts bekannt, obgleich sie mindestens so gut oder so schwierig möglich scheint wie jene der Drusenfluh.

**Die Nordkämme,** die vom Drusenstock und Kirchligrat am Ofapaß (2291 m) und Verajöchle (2330 m) abzweigen — der Golmer und Zerneuer Grat hier, der Zalvanda- und Roßbergkamm dort — sind hochtouristisch ohne Bedeutung, dafür ein Dorado der Gratwanderer, Pflanzenfreunde und Aussichtstiger, im Winter aber der Skitouristen, ja im Bereich der Golmerbahn auch der Pistenjäger. Prächtige Höhenwege oder für Geübte leichte Gratwanderungen geleiten den Bergfreund über fast alle Gipfel und die blumenübersäten Alpen. Die Geißspitze ist ein einzigartiger Aussichtspunkt für den Nordblick auf den Drusenstock und Sulzfluhklotz, mit einem AV-Steig durch die Blütenmatte ihres Südhanges, der im Skifrühling eine rassige Firnabfahrt schenkt. Der Übergang von der Douglaßhütte übers Verajöchle und den Ofapaß durchs Gauertal nach Tschagguns ist bei Wanderern und Skitouristen gleich beliebt. Man findet alle näheren Angaben dazu in den beiden Führern (31, 32); dort auch die Gasthöfe auf Matschwitz und Golm, im Rells und auf Latschau, die außer der Lindauer Hütte als Standorte dienen.

## Das Gneisgebirge des Ost-Rätikon

Schon im 1. Teil dieser Beschreibung wurde dargetan, daß das Silvrettakristallin von O auf den Rätikon-Jurakalk aufgeschoben wurde, so daß der östlichste Rätikonkamm entlang dem Gargellental von der Hora südlich ob Schruns bis zur Madrisagruppe über Gargellen und Klosters aus Silvrettagneis besteht. Unter ihm tauchen allerdings am Westabfall des Kammes der Jurakalk — schräg nach O einfallend — empor und bildet nochmals einige kleine und eine große Fluh, die mächtige Rätschen- und Plattenflue — so schreibt die amtliche LKS (42), auf deren Boden sie liegen. Diese zwei Fluhen sind von zwei Hauptgipfeln gekrönt, dem Rätschenhorn (2703 m) und dem Saaser Calanda (2554 m), der im Abendrot das vielbewunderte Wahrzeichen des Innerprätigaus ist. — Zum drittenmal stoßen wir beim Rätschenhorn auf einen Bericht über eine verhältnismäßig sehr frühe Besteigung eines der höheren Rätikongipfel. Zum drittenmal hat man — wie bei den Überschreitungen der Scheſaplana um 1730 und der Sulzfluh 1782 — das Gefühl, ja die Überzeugung, daß die Besteigung, von der G. K. Ch. Storr in seiner „Alpenreise vom Jahre 1781" berichtet, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit unternommen, d. h. immer schon gemacht wurde (37). Storr weiß schon von den Gafierplatten und vom Madrisengebirge. Es ist übrigens ziemlich sicher, daß auch Catani — er war Pfarrer in St. Antönien! — und Pool um 1782 auf dem Rätschenhorn waren. Riesige, meist sanft geneigte Karrenfelder und schneehelle Plattendächer bilden die Ostabdachung dieser Fluhen und tauchen dann am Rätschenjoch (2602 m), sowie nördlich und südlich davon urplötzlich unter den Gneis des Madrisahorns (2826 m), das noch ganz auf Schweizer Boden liegt und für Geübte von allen Seiten ziemlich leicht ersteiglich ist. Rätschenhorn und Saaser Calanda sind über die Karrendächer von N und S leicht zu besteigen, außerdem ist das Rätschenhorn besonders über die Gafier Platten eine wunderschöne Skitour, und zwar von Gafia-St. Antönien ebenso wie von Gargellen durchs Juonentäli (8). Von Gargellen aus erfolgte auch die erste bekannte Skibesteigung des Rätschenhorns und des Madrisahorns im Mai 1923 durch Fr. Kurz und E. Schlemmer. Als Naturerlebnis ist aber eine sommerliche Überschreitung des Rätschenhorns über die eigenartigen Karrenfelder entlang der oft haarscharfen Gneisgrenze wohl ohne Vergleich in den Rätischen Alpen.

**Die Rätschenfluh** wird seit jeher leicht (I.—II. Grad) auf dem sogenannten Rätschengang dicht nördlich vom Saaser Calanda durchstiegen, auch von Jägern und Hirten. Die sehr

schwierige Westverschneidung, IV.—V. Grad, durch die Fluh direkt zum Rätschenhorn hinauf bezwangen 1947 P. Arigoni, T. Castellazzi und F. Wittek vom Churer Kletterklub. Wenn wir uns jetzt dem kristallinen Gebirge wieder zuwenden, so können wir den ganzen Grat von der Hora bis zum Gafier-Joch in Bausch und Bogen abtun, aber keineswegs geringschätzig, denn diese hübschen, vielartigen Gneisgipfel und Grate sind einerseits im Sommer für Geübte das unbestrittene Reich weniger Einsamkeitssucher, im Winter aber im Südabschnitt ein Teil des großartigen Skitourengebietes von Gargellen, das erst in den letzten Jahrzehnten richtig für den Ski erschlossen wurde. So konnte ich selber noch am 29. 1. 1928 z. B. die 1. Skibesteigung des Riedkopfes (2550 m) und der Ronggspitze (2531 m) ausführen — heute beliebteste Skiziele Gargellens, aber auch für St. Antönien. Einzigschön das Skigelände am Schafberg, wo ein Sessellift auch den Pistenfahrern dienlich ist und am Gandasee und Gafier-Joch die schönsten Skifahrten locken; und das gilt auch für die St. Antönier Seite der Gruppe (8).

**Die Gargellner Madrisa** (2770 m), eine der schönsten Berggestalten, die ich kenne, ist gleich einem mächtigen Vorwerk an den Ostrand des Rätikon gestellt. Ihre Gneisburg beherrscht das ganze Gargellental und den jahrtausendealten Übergang über das Schlappiner Joch. Der dunkle Klotz des Hauptgipfels, im Frühsommer nordseitig mit einem Firndach geschmückt, ist durch das dreigipfelige reichgetürmte Frygebirg oder die Madrisaspitzen (1. Spitze = 2741, 2. = 2752, 3. = 2754 m) mit dem wasserscheidenden Grenzgrat und Oswaldkopf (2681 m) verbunden. Im Marchspitz (2732 m) biegt der bis hierher von N nach S laufende Grenzgrat nach O um und fällt über die Gandataler Köpfe zum Schlappiner Joch (2202 m) ab. Das Joch bildet die Grenze gegen die Silvrettagruppe. Zwischen all diesen Gipfeln liegt ostwärts geöffnet das Gandatal. Ganda = Blockfeld und das stimmt wahrlich. Dies Gandatal ist eine der eindrucksvollsten Ödlandschaften, die ich je sah, eine Blockwüste aber von geradezu erhabener Größe und Eigenart. Die Anstiege von SW auf die Madrisa sind leicht oder mäßig schwierig, aber doch solcher Art, daß man bei dem abschreckenden Anblick des Berges vom Tal aus nicht mit sehr frühen Besteigungen wird rechnen dürfen. Die Ersten scheinen Vermessungsbeamte gewesen zu sein. Ihnen folgten in den 80er und 90er Jahren bekannte österreichische und Schweizer Bergsteiger, Baptist Hämmerle, A. Ludwig, D. Stokar und L. Schröder und andere auf die verschiedenen Spitzen auch des Frygebirgs, bis dann Prof. Liefmann 1912 alle vier Gipfel allein von W nach O erstiegen hat. Josef Thöny führte K. Borger, Schruns, 1921 von NW und durch die mittlere Nordschlucht zur Spitze (31, 24).

Aber noch immer unberührt waren die schönsten und schwierigsten Anstiege, der große, mit Platten und Türmen gepanzerte Nordostgrat und der steile Südpfeiler, welche die Madrisa zu einem der schönsten Kletterberge des „Urgestein" erheben. W. und H. Flaig lösten diese Probleme. Den Nordostgrat erstiegen sie nach einer regelrechten „Belagerung" (Österr. Alpenzeitung, Wien 1923, S. 28) am 16. 6. 1922, den Südpfeiler ein Jahr später. Der Nordostgrat ist heute eine sehr beliebte Gneiskletterei, die schon zahlreiche Begeher gefunden hat. Die unbewirtschaftete kleine Madrisahütte (1660 m), welche die Sektion Karlsruhe des DÖAV 1926 auf der Valzifenzalpe am Fuße des Nordostgrates erbaut hat und die dank der Nähe Gargellens den Charakter der Bergsteigerhütte bewahren konnte, trägt viel zu dieser Beliebtheit des Berges bei.

## Der West-Rätikon

Die Berge des Westrätikon spielen in der Geschichte der Hochtouristik und des modernen Kletterspories natürlich nicht die gleiche Rolle wie die Scheſaplana oder die Zimba, die Fluhen oder die Madrisagruppe; die wenigen nicht sehr bekannten und nicht sehr bedeutenden Ausnahmen, z. B. in der Naafkopf-Falknisgruppe ändern dieses Gesamtbild kaum. Dafür bergen diese Westgruppen und ihre Nordkämme drei hohe Sonderwerte für den Bergfreund: ungewöhnlich viele und besonders lohnende Aussichtsberge, zahlreiche schöne Höhenwege und großartige alpine Steiganlagen, die durch die schönsten

Bergwälder, über prächtige Alpenmatten und über die höchsten Bergkämme führen und dadurch ein Bergwanderland erster Ordnung erschließen; und schließlich findet der alpine Skitourist dort eine Großzahl schönster Skigebiete, die teilweise schon bekannt sind, teilweise aber auch noch verborgene Winterschönheiten anbieten.

**Die Fundelkopfgruppe,** die im Amatschonjoch (2028 m) an die Scheſaplanagruppe anschließt und eigentlich zum mittleren Rätikon zählt, ist reich an den vorbeschriebenen drei Vorzügen. Der Fundelkopf (2401 m) selber, besonders aber die Mondspitze (1967 m, mit Weganlage), der Klamperschrofen, der Schillerkopf und der Loischkopf sind ebenso lohnende Aussichtspunkte wie der Grat des Brandner Golm (1879 m), der auch eine der schönsten Gratwanderungen des Rätikon bietet. Ein Panoramaweg erster Ordnung führt vom Niggenkopf, der Bergstation der Seilbahn von Brand, über den Parpfienzer Sattel, Furklaalpe, Garsellijoch und Nenzinger Berg nach Nenzing. Der Schiller- oder Kessikopf (2006 m) trägt ebenfalls eine Steiganlage rings um das „Kessi", eine Doline, die ihm den einen Namen gab, bis zur Nasenspitze des Schillerprofils, das ihm den anderen eingebracht hat. Sowohl das Gebiet westlich Bürserberg durch die Tschenglabahn erschlossen, wie jenes westlich Brand, sind Skigebiete von hohem Ruf. Und wer sommerzeits dem „großen Haufen" entfliehen will, der findet im ganzen Rätikon kaum noch so einsame und uralte Wälder, Alpen, Kare und Grate, wie auf der Gamperdonaseite der Gruppe vom Fundelkopf bis zur Mondspitze. Halbschuhtouristen seien aber gleich gewarnt; sie kehren barfuß heim, wenn sie überhaupt zurückfinden aus dieser Wildnis. Unterkünfte bieten Brand und Bürserberg-Tschengla in großer Zahl. Näheres in den Führern (31 u. 32).

**Das Kammstück zwischen Amatschonjoch und Spusagangscharte** wollen wir dem Gamswild und den geübten Berggängern vorbehalten, die dort eine der schönsten Gratwanderungen — aber eben nur für Geübte — finden, von der Oberzalimhütte über den Kämmerlischrofen (2153 m) und das Pfannenknechtle (2234 m) auf den Blankuskopf (2334 m) und weiter über den Windegger Spitz (2331 m), nach Osten hinunter zur Alp Brüggele, eine Walser Alplandschaft, wie sie im Buche steht, schon durch diese Namen zweifelsfrei dokumentiert und — ein rassiges Skitourengebiet ist.

**Naafkopfgruppe und Gallinagrat** bilden den nächsten Kamm. Im Aussichts- und Dreiländerberg Naafkopf (2571 m) — Vorarlberg, Graubünden und Liechtenstein grenzen in seiner Spitze aneinander — zweigt er vom Hauptkamm nach N ab und entsendet unterwegs zahlreiche Seitenkämme, die am Nordende im Gampberg (1632 m) und der Gurtisspitze (1778 m) wieder die idealen Aussichtsberge schenken für den wunderbaren Tief- und Fernblick über den Walgau und das Alpenrheintal bis zum Bodensee, ja weit ins Oberschwäbische hinaus, nicht zu reden von der Alpenblumenpracht auf den Matten im Nenzinger Himmel, im Gamp- oder im Malbuntal. Während die prächtigen Skigebiete von Malbun und Gurtis-Bazora über Frastanz schon vielbekannt und gerühmt sind, ist das Skifrühlingsparadies des Nenzinger Himmels (1370 m) und der Pfälzer Hütte (2108 m) am Bettlerjoch nur einigen Feinschmeckern und der AV-Jugend Vorarlbergs bekannt, die dort jährlich ein Skitreffen veranstalten. Ganz unbekannt ist auch das kleine aber feine Skiland im Gamptal. Über alle diese Gebiete gibt der Skiführer (32) Auskunft.

Über die Bergwelt der so aussichtsreich gelegenen Pfälzerhütte brauche ich mich hier nicht zu verbreiten, habe ich doch dies wunderschöne Bergland „Im rätischen Himmelreich" unter diesem Titel in der DÖAV-Zeitschrift 1930 (29) eingehend beschrieben. Den Freunden schwieriger Felsfahrten sei noch gesagt, daß sie sich am Naafkopf-Westgrat und an den Grauspitzgraten die Zähne ausbeißen können. Über die zahlreichen Unterkünfte im Bereich gibt der Alpenvereinsführer und der Rätikon-Skiführer jede Auskunft (31 u. 32). Nur über die Höhenwege sei noch ein Wort angefügt, reiht doch einer der schönsten alpinen Steige, der Liechtensteiner Höhenweg diese Berge an die Scheſaplanagruppe an und verbindet die Pfälzer Hütte mit der Straßburger Hütte des DAV und mit der

Scheſaplanahütte des SAC. Und iſt doch der Höhengang von Malbun (1600 m) über das Fürkle (1764 m) und das Matta- oder Matlerjoch (1868 m) ins Gamptal und weiter über den Gampberg-Gallinatal-Beſchlingerberg nach Nenzing die ſchönſte Alpenwanderung des Weſträtikons, mit dem großen Vorzug, nicht überlaufen zu ſein. Dazu iſt ſie zu lang; aber es lohnt ſich.

**Die Falknisgruppe** liegt ganz auf Schweizer und Liechtenſteiner Boden und gänzlich außerhalb der Tourenbereiche der öſterreichiſchen Nordſeite, mit der ſie nicht einmal durch einen Höhenweg verbunden iſt. Das Anſchluß-Kammſtück vom Rappenſtein bis zur Hinteren Grauſpitze (2574 m) habe ich im oben erwähnten Artikel (29) beſchrieben. Der Falknis (2665 m) erhebt ſich an die 2000 Meter unmittelbar über den Rebengärten und Schloßparken der geſegneten Bündner Landſchaft um Mayenfeld und über das Ragazer Rheintal — im Abendrot ein unvergeßlicher Anblick, ſo wie auch der Tiefblick von dieſem vielgerühmten Ausſichtspunkt zu den Glanzpunkten der Alpenwelt zu rechnen iſt, zumal wenn im Tal die Kirſchen blühen und ſeine Grate und Zinnen noch im Firnpanzer glänzen, während ſeine Flanken ſchon die Blütenpracht des Bergfrühlings ſchmückt. Dort in der Südweſtflanke bietet auch die Enderlinhütte des SAC (1501 m) in herrlicher Balkon- und Sonnenlage, dem Bergſteiger gaſtliche Unterkunft. Von der Hütte, aber auch von der Liechtenſteiner Seite, von Lawena her, führt je eine Steigſpur zum Gipfelgrat des Falknis empor.

**Die Drei-Schweſtern-Kette** ſteht der Falknisgruppe an Schönheit kaum nach mit ihrem erhabenen Aufſchwung über der breiten Rheintalbucht der geſegneten Dreiländerecke Liechtenſtein-Öſterreich-Schweiz oder Vaduz-Feldkirch-Buchs. Segen der Erde und Größe der Bergwelt reichen ſich hier die Hand zu einem anderen Glanzpunkt der Alpenwelt. Ihm zu Füßen die alten Stätten und Schlöſſer von Vaduz, Feldkirch und Werdenberg, deſſen Schloß mit jenem von Hohenems als Fundorte der drei älteſten Handſchriften des Nibelungenliedes noch heute von dem ſtolzen Glanz des Minneſangs umſtrahlt ſind. Dazu kommt, daß die Weſtflanke der Kette am Trieſenberg, vor allem aber auf Maſeſcha, Gaflei und Silum den unumſtritten prächtigſten Balkon der Bergſchönheit im Weſträtikon trägt — mit ihren Berghäuſern zugleich ideale Standorte für die ganze Kette. Das Gegenſtück auf der öſterreichiſchen Nordſeite iſt das Vorderälpele mit der Feldkircher Hütte der Naturfreunde (1204 m), ein Bergbalkon, der nicht nur das alpine Rheintal bis weit über den Bodenſee hinaus beherrſcht, ſondern auch den ganzen Walgau und tief ins Großwalſertal und Kloſtertal hineinſchaut.

Die Drei-Schweſtern-Kette iſt durch einen der ſchönſten und kühnſten Alpenſteige und Gratwege — für den Hochalpenwanderer, aber keineswegs für Halbſchuhtouriſten! — erſchloſſen: durch den weitbekannten Fürſtenſteig der Liechtenſteiner und durch den Dreiſchweſternſteig der Öſterreicher, die zuſammen das Feldkircher Haus mit dem Berghaus Gaflei verbinden über faſt alle Gipfel dazwiſchen: Drei-Schweſtern-Hauptgipfel (2053 m), Garfellakopf (2105 m), Kuhgrat (2123 m und Höchſtpunkt der Kette), Gafleiſpitz (2000 m) und weiter gratentlang nach Süden bis zum Gratpunkt (1856 m) dicht nördlich vom Alpſpitz (1997 bzw. 1944 m), wo der Steig ſich teilt: der kühnere Steig führt weſtſeitig durch die Gipsbergwände — nichts für ängſtliche Gemüter! — nach Gaflei, der bequemere aber etwas weitere Weg zuerſt oſtſeitig, dann über Bargella nach Gaflei oder Silum und Maſeſcha. Es bedarf keines Hinweiſes mehr, welch ein überwältigender aber keineswegs müheloſer Höhengang dies iſt, gratentlang, über alle Gipfel zwiſchen Himmel und Erde.

Aber auch die Kletterer kommen auf ihre Koſten bei einer Beſteigung der beiden nördlichen Gipfel der „Drei Schweſtern" im engſten Sinne, die von den Feldkircher Bergſteigern Volland- und Jahnturm genannt wurden, Turnvater Jahn und dem Bergſteiger J. Volland zu Ehren, den wir ſchon als kühnen Vorarlberger Pionier der Scheſaplanagruppe kennen lernten. Auch die „Drei-Garſellitürm" (2050 m) bieten eine kleine

Kletterei. Der geübte Bergwanderer aber wird sich den Höhengang über die Dreischwestern-Kette nicht versagen, um so seiner Rätikondurchquerung jenen glanzvollen Abschluß zu geben, den eine Bergfahrt nun einmal haben sollte, auf daß wir mit Erinnerungen reich beladen und, wie schon Catani und Pool auf der Sulzfluh, vom Atem der Berge erquickt und erheitert heimkehren, des einen gewiß: wir kehren wieder, solange ein gütiges Geschick es uns erlaubt.

### Zweites Verzeichnis der Rätikonliteratur

(Man vergleiche dazu das erste Verzeichnis im Jahrbuch 1959, Seite 50, Ziffer 1—27, weshalb hier mit Ziffer 28 fortgefahren wird. (i) = illustriert)


28. Burger, Ernst: „Der Burgermeister der Südwand — Ernst Burger, Bregenz, erzählt von der ersten Durchsteigung der Südwand des Großen Drusenturmes". Berge und Heimat 1953, S. 208 (i).
29. Flaig, Walther: „Im rätischen Himmelreich — Erinnerungen an die Pfälzer Hütte", DÖAVZ. 1930, S. 184—198 (i).
30. Flaig, Walther: „Bücheltonis Toni — zur ersten Ersteigung der Zimba am 7. Sept. 1848". Berge und Heimat 1948, S. 261 (i); weitere Beiträge zur Zimba-Ersteigungsgeschichte in B. u. H. 1947 u. 1953.
31. Flaig, Walther und Günther: „Alpenvereinsführer, Bd. Rätikon", II. vermehrte Auflage, 1961, Bergverlag R. Rother, München.
32. Flaig, Walther: „Skiführer Rätikon und Bregenzerwaldgebirge" (i). Bergverlag R. Rother, München 1960.
33. Imhof, Ed. sen. „SAC. Itinerarium für 1890/91 — Der Rätikon usw." Glarus 1890 (Itinerar = Führer).
34. Ludwig, A.: „Drei Wochen im Clubgebiet", SACJ., 27. Bd., 1892, S. 3 (i) und „Zwischen Landquart und Ill", SACJ., 28. Bd., 1893, S. 3 (i).
35. (Schweizer Alpenclub): Der SAC hatte 1890/91 den Rätikon zum „Clubgebiet" erkoren. Die Folge waren das „Itinerar Imhofs (s. Ziffer 33) und viele Rätikon-Beiträge in den SAC-Jahrbüchern 1891/93, 26.—28. Bd. von E. Imhof-Vater, A. Ludwig, O. Pfister, D. Stokar u. a.
36. Stokar, D.: „Streifzüge im Clubgebiet", SACJ. 28. Bd., 1893, S. 36 (i).
37. Storr, G. F. Ch.: „Alpenreise vom Jahre 1781". Leipzig 1784/86.
38. Waltenberger, A.: „Die Rätikonkette usw.". 40. Erg.-Heft zu Petermanns Geogr. Mitt. Gotha 1875.
39. Zschokke, Fr.: „Vidat academia". Basel 1930. Prächtige Schilderung der Rätikon-Landschaften um Partnun und am Lünersee.
40. **Karten des Rätikon:** Im Laufe des Jahres 1960 sind zwei wichtige Kartenwerke erschienen, mit denen erstmals das ganze Rätikongebirge auf neuesten mehrfarbigen Schichtlinienkarten mit Reliefton im Maßstab 1 : 50.000 und 1 : 25.000 dargestellt ist. Beide Kartenwerke greifen über die Staatsgrenzen und sind auch jenseits der Grenze vollkommen ausgeführt. Auf diesen amtlichen Karten fußen auch meine Höhenzahlen und Namen dieses II. Teiles. Es sind dies:
41. **„Österreichische Karte"** (ÖK) 1 : 50.000, deren Blätter auch als „Wanderkarten im Mehrfarbendruck mit Wegmarkierungen" erschienen sind: Blatt 141 Feldkirch, enthält den ganzen Rätikon-Hauptkamm vom Naafkopf bis zum Drusentor und dessen Nordkämme bis in Walgau zwischen Feldkirch und Bludenz. — Blatt 140 Buchs schließt westlich an Blatt 141 an und enthält den übrigen Liechtensteiner und Schweizer Westrätikon bis zum Rhein. — Blatt 142 Schruns enthält den nördlichen Osträtikon mit der Sulzfluhgruppe bis Partnun-Plasseggapaß und dem Montafontal von Lorüns bis St. Gallenkirch. — Blatt 169 Partenen enthält den südlichen Osträtikon mit Madrisagruppe und Gargellental. Preis je Blatt S 8.50, Bezug durch den Buchhandel.
42. **„Landeskarte der Schweiz"** (LKS) 1 : 25.000, enthält den ganzen Rätikon, ausgenommen eine kleine NO-Ecke. Schönste Darstellung des Gebirges, sämtliche Gipfel des Hauptkammes bis ins kleinste ausgeführt. Aus den zwei Blättern 1156 Scheseplana und 1157 Sulzfluh kann man sich den ganzen Rätikon-Hauptkamm vom Falknis bis zur Scheienfluh zusammensetzen. Zur Ergänzung im NW dienen die Blätter 1136 Drei Schwestern und 1116 Feldkirch, im SO (Madrisagruppe) Blatt 1177 Serneus. Preis je Blatt Fr. 3.50.
Außerdem hat die Regierung in Vaduz i. L. eine schöne „Karte des Fürstentums Liechtenstein 1 : 50.000" herausgegeben, die auch als geologische Karte erschienen ist, aber nur bis an die Landesgrenzen reicht.


Anschrift des Verfassers: Walther Flaig, Bludenz, Alemannenstraße 1

# Rund um den Wiener Schneeberg

Von Karl Lukan

„Immer werden unsere Blicke nur auf ferne, unerreichbare Gegenstände aufmerksam gemacht, oder auf eine Ideenwelt hingeleitet, und auf das, was uns am nächsten liegt und dessen wir froh genießen könnten, sind wir so wenig aufmerksam."
J. Erabel in seiner 1803 erschienenen „Schilderung der Gebirgsgegenden um den Schneeberg in Österreich".

An schönen Tagen kann man von Wien aus den Schneeberg sehen, doch vom Schneeberg sieht man nicht mehr Wien. Auf dem Schneeberg liegt noch Schnee, wenn im Prater die Kastanien blühen und auf dem Schneeberg liegt schon Schnee, wenn in Grinzing noch die Trauben schwer an den Stöcken hängen. Für den Wiener ist der Schneeberg das Hochgebirge.

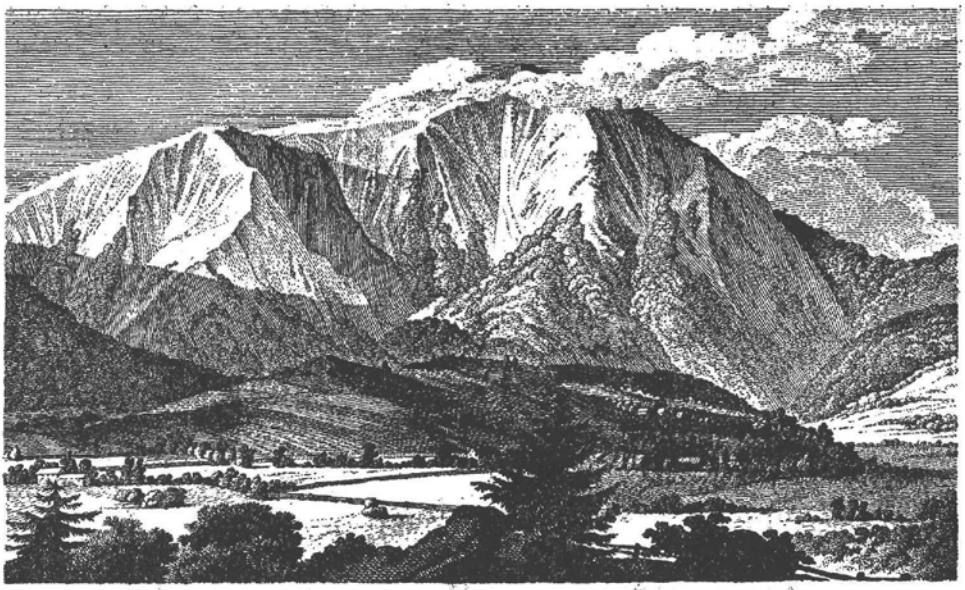
Einst ist man meist zu Fuß von Wien nach dem Schneeberg gewandert. Ein vor etwa hundertzwanzig Jahren erschienener Ausflugsführer gibt für den kürzesten Weg nach Puchberg am Schneeberg (das sind immerhin etwa 70 Kilometer) die Gehzeit von 14 Stunden an und stellt fest, daß ein tüchtiger Fußgeher diesen Weg also gut in einem Tag hinter sich bringen könne. Später dann, nach Erbauung der Bahn nach Puchberg, wurde eine Schneebergbesteigung die ideale Samstag-Sonntagtour des Wieners. Und heute im Zeitalter der Motorisierung ist der Schneeberg bloß nur mehr ein Sonntagsausflug, zu dem man sich entschließt, wenn in Wien um sieben Uhr früh brav die Sonne scheint. Aber die ideale Vorstellung vom Hochgebirge ist für den Wiener der Schneeberg auch heute noch.

Vom Schneeberg kommt das klare, gute Wasser der Wiener Hochquellenwasserleitung, am Schneeberg gibt es Edelweiß, Felsen und Gemsen. Und am Schneeberg gibt es auch zünftige Schneestürme, während im Tale bloß ein harmloser Landregen niederpritschelt.

„Vati, ist der Schneeberg der höchste Berg der Welt?" habe ich einmal einen kleinen Buben am Fuße des Schneeberges fragen gehört. Und der arme Vati hat dann eine halbe Stunde Blut geschwitzt, weil er es dem Kleinen keineswegs begreiflich machen konnte, daß der Schneeberg nicht der höchste Berg der Welt sei!

Noch um 1800 zählte man den 2075 Meter hohen Schneeberg zu den höchsten Bergen Österreichs. Wohl standen den Bergsteigern dieser Zeit schon die 1764 durch den Grafen Hoyos vorgenommenen trigonometrischen Meßergebnisse zur Verfügung, welche für den höchsten Gipfel, das Klosterwappen, eine Höhe von etwa 2170 Meter ergaben — aber man glaubte lieber das, was man sah. Man sah aber den Ebenen am Alpenostrand eine ungeheure verschneite Pyramide in den Himmel ragen und vergaß, daß man selber nur ein wenig mehr als hundert Meter über dem Meeresspiegel stand.

Da eine Besteigung des Schneeberges keine Schwierigkeiten bietet, ist der erste Ersteiger dieses Berges in fernen Jahrhunderten zu suchen. Die ersten historisch belegten Besteigungen wurden von dem am Hofe Kaiser Maximilians II. und Rudolf II. tätigen belgischen Botaniker Charles de l'Écluse (Clusius) durchgeführt, der zwischen 1574 und 1588 einige Male den Schneeberg bestieg. In den Jahren 1805 und 1807 stand Kaiser Franz auf dem Schneeberggipfel ... „Wohlwollend sah Er auf das Land hinab, dessen Einwohner nur für Ihn zu leben wünschen", meldete eine Inschrift an dem Gedenkstein, der zur Erinnerung an diese Besuche aufgestellt wurde. Seither trägt der östliche Schneeberggipfel den Namen Kaiserstein.



Blick vom Puchberger Tal auf den Schneeberg (Nachdruck aus Embel, Schilderung der Gebirgsgegenden um den Schneeberg)

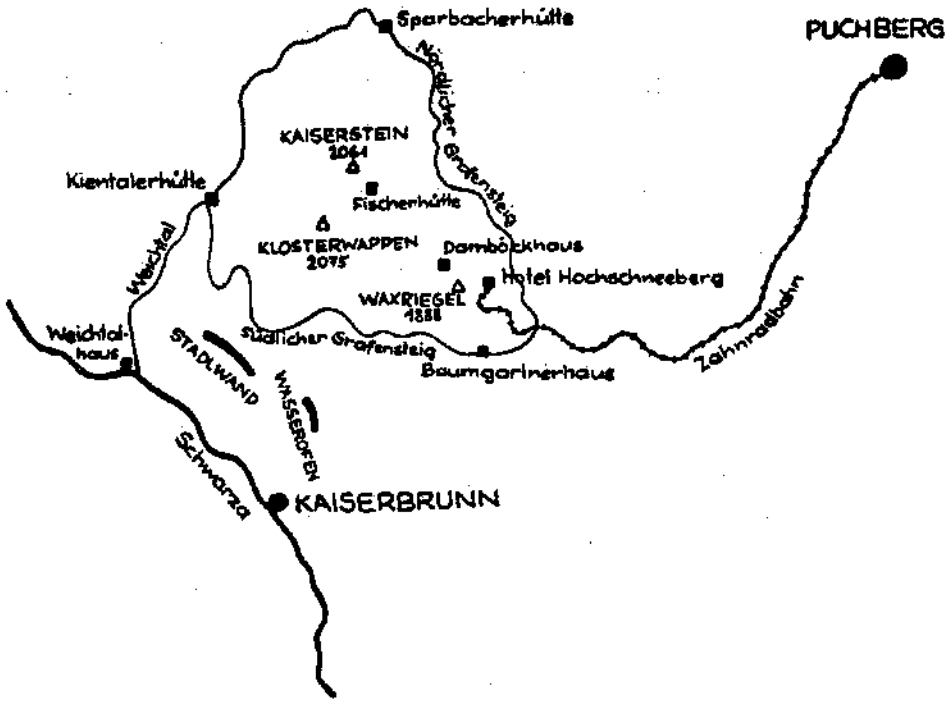
Im Jahre 1840 errichtete der Holzmeiſter Georg Baumgartner an dem Südhang des Schneeberges eine Unterkunftshütte. „Finden wir hier auch keine franzöſiſchen Weine oder die feinen Gerichte, welche den verwöhnten Gaumen kitzeln, ſo werden wir uns, die wir nicht bloß deshalb den Schneeberg beſteigen, mit vaterländiſchem Rebenſaft und guter Alpenkoſt, verbunden mit dem zuvorkommenden Benehmen des braven Wirtes, den ſeine Hausgenoſſen in patriarchaliſcher Sitte Vater nennen, vollkommen zufrieden ſtellen", berichtet Eduard Fiſcher, Edler von Röſlerſtamm, in ſeinem 1844 erſchienenen „getreuen Führer" nach dem Schneeberg.

Fiſchers Schneebergführer iſt, im heutigen Sinne, eines der erſten alpinen Führerwerke überhaupt. „Um einen Führer abzugeben, muß man vorher alle Wege ſelbſt und öfters gegangen ſeyn" ſchreibt er in deſſen Vorwort — ein ſchöner Grundſatz, den die Führerbearbeiter von heute mit beſtem Willen kaum mehr erfüllen können. Fiſcher iſt noch alle Schneeberganſtiege mit Uhr und Notizbuch in der Hand abgegangen, und die Zeiten, die er angibt, liegen beträchtlich unter den Zeiten, welche die Schneebergwanderer von heute für die gleichen Wege benötigen. Man war damals gut geſtellt auf ſeinen Füßen! Trotzdem verweigerten dieſe Füße manchmal ihren Dienſt, wenn das Herz zu beben begann, was oft an für uns Heutige vollkommen harmloſen Stellen geſchah. Wobei wir allerdings nicht vergeſſen dürfen, daß der Berg an ſich auf die Menſchen von damals viel intenſiver wirkte. Der Anſtieg durch den Schneidergraben iſt ein Weg, den heute jeder Anfänger ohne Mühe begeht. Doch Fiſcher ſchreibt von dieſem Anſtieg: „Wer furchtlos genug iſt, ſich in dieſe Schreckniſſe der Natur zu begeben, der wird in ſeinem ganzen Leben die fürchterlichen Bilder nicht vergeſſen, welche ſich da vor ſeine Augen ſtellten". Und weiter erzählt er von dieſem alpinen Abenteuer: „Ohne mich rühmen zu wollen, darf ich mich unter die Zahl jener Bergſteiger zählen, welche ein kleines Ungemach nicht ſogleich abſchreckt, und doch war ich beim Erklettern dieſer Partie endlich ſo ermattet, daß ich faſt nicht Stimme genug hatte, meinen nachfolgenden Gefährten, die nicht weit entfernt von mir ſtanden, zurufen zu können."

Der erſte hochalpine Schneeberganſtieg war der von Dr. Wratislav Fickeis und Franz Kriſchker 1876 erſtmalig begangene Durchſtieg durch die Waſſeröfen. Dieſer Weg iſt

der landschaftlich schönste Schneebergaufstieg. Was die Maler des 19. Jahrhunderts aus romantischem Empfinden an bizarren Berglandschaften gemalt haben — im Wasserofen sind solche Szenerien in Wirklichkeit zu sehen! Hier hat man nicht mehr das Gefühl, kaum hundert Kilometer von einer Großstadt entfernt zu sein: Über steile Grashalden führt der Steig empor, über glatte weiße Mauern rieselt ein Wasserfall, auf der anderen Seite des Talschlusses erhebt sich rotgelb und senkrecht die Wasserofenwand. Ein totes Tal. Der Wasserofensteig wird kaum begangen.

Auch der Grafensteig wird kaum begangen. Der Grafensteig ist eine Besonderheit des Schneeberges: auf ihm kann man den ganzen Berg etwa in seiner halben Höhe umwandern. Gehzeit: ungefähr neun bis zehn Stunden. Wenn man am Schneeberg die Einsamkeit sucht — am Grafensteig findet man sie!




Der Grafensteig ist ein romantischer Weg. Der südliche Grafensteig führt über dem Höllental dahin und bietet immer wieder neue, überraschende Tiefblicke und Ausblicke, er durchquert riesige Latschenfelder und überschreitet Almböden, die so weich sind wie der Sorgenfauteuil eines Generaldirektors. Aber wer hat auf solch einem Weg schon Sorgen? Der nördliche Grafensteig durchschneidet die großen Schuttfelder der Nordseite und führt durch urtümliche Wälder, in denen man sich nicht wundern würde, wenn plötzlich Rübezahl daherkäme. Aber weder Rübezahl noch ein Herr Nowak oder Smetatschek aus Wien kommen einem auf diesem Weg entgegen. Herr Nowak oder Herr Smetatschek wissen wahrscheinlich gar nicht, daß es diesen Weg gibt!

Der 1897 erschienene „Schneebergführer" von Fritz Benesch, in dem Wege wie der Wasserofensteig und der Grafensteig genau beschrieben sind, ist schon lange vergriffen. Eine Neuauflage dieses Führers ist kaum zu erwarten — die Nachfrage ist zu gering. Heute sind Reiseführer von Griechenland, Spanien und Ägypten gefragt. Man hat die Ferne gewonnen und dafür die Nähe verloren. Noch nie wurde der Schneeberg von so vielen Menschen bestiegen als heute. Aber es sind nur zwei oder drei Wege, auf

denen der Touristenstrom dahinzieht. Den Wanderer, der die ausgefallenen Wege liebt, scheint es nicht mehr zu geben. Es scheint so, daß auch die Bergsteiger immer mehr der großen Krankheit unserer Zeit erliegen und an Persönlichkeit verlieren.

*

„Rund um den Schneeberg" — das ist heute einer der beliebtesten Autoausflüge in die Umgebung von Wien. Höhepunkt dieser Fahrt ist das wildromantische Höllental. Das Höllental verleitet sogar chronische Kilometerfresser dazu, irgendwo für eine Zigarettenlänge das Auto zu verlassen. Ich habe mir einmal den Spaß gemacht, einige Automobilisten um ihre Eindrücke vom Höllental zu befragen ... sie waren alle der Ansicht, daß die Straße gefährlich schmal sei ... Dies war alles!

Als Embel, der Verfasser der „Schilderung der Gebirgsgegenden um den Schneeberg" vor mehr als hundertfünfzig Jahren durch das Höllental wanderte, verfaßte er nachher folgende Beschreibung: „Die Gebirge wuchsen immer höher; ungeheure Felsenmassen thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe in den schrecklichsten Gestalten auf; in schwindelnder Tiefe wühlte sich die Schwarza zwischen niedergestürzten Steinmassen schäumend und brausend hindurch. Dort stand ein drohend niederragender Fels, von dem gewaltsamen Anfalle des Waldstromes tief unterspühlt, an dem sich das Wasser wüthend im Wirbel drehte, und scheinbar eine unerreichbare Tiefe zeigte; hier standen am tiefen Ufer, in dichten Reihen, hohe alte Buchen, Eschen und Erlen, deren alte, schwere und voll belaubte Aeste sich in großen malerischen Parthieen bis in das Wasser senkten, oder deren Gipfel im frischen lebhaften Wuchse hoch aus dem Gedränge emporstrebten. Hier war eine ungeheure Steinmasse mit den daraufgewachsenen alten Fichten niedergestürzt, und unordentlich lagen die aus ihren Wurzeln gerissenen Bäume übereinander, und grünten noch. Dort drohte ein unten im grausenden Abgrunde unterspühlter Boden, den nur noch die Wurzeln daraufstehender Bäume zusammenzuhalten schienen, und über den doch der Weg schwebend führte, plötzlichen Einsturz. Bald führte mich der Weg durch finstere, grauenvoll einsame Wälder, unter welchen der gefallene Thau bey jedem noch so leisem Schütteln der Bäume von der Luft in großen Tropfen gleich einem Platzregen herabfiel; bald über äußerst kühne über schreckbare Tiefen gespannte Brücken nach einer anderen Seite der Schlucht, oder ganz hinab an das verrissene Ufer; bald wieder aufwärts, wo der Weg, aus Mangel hinlänglichen Grundes, entweder blos in den Felsen gearbeitet war, oder wohl gar theilweise, gleich einem hölzernen Gange, auf unten an die Felsen gestemmten Baumstämmen ruhte, und mit Prügelholze belegt war. Blickte ich in die Höhe, so schauderte ich entweder über die steile und fürchterliche Höhe der Steinwände und der kahlen, geborstenen Bergspitzen, zwischen welchen der schmale Raum der Gegend so enge geschlossen war, daß ich im Athmen gehindert zu sein glaubte ...

Was das Grauenvolle dieser Einöde noch um vieles vermehrte, und welches bey Furchtsamen den Gedanken an den Aufenthalt der Bären, oder die Furcht vor Räubern bis zur größten Aengstlichkeit zu steigern mag, war die traurige Stille und das Verschlossene in derselben. Kein menschlicher Fußtritt, selbst kein Laut eines Vogels störte die Ruhe und Einsamkeit; denn ich hatte, so lange ich durch diese Gegend wanderte, keinen Menschen gesehen und keinen Vogel gehört."

Um solche Eindrücke zu gewinnen, müssen heute so manche Bergsteiger schon in den Himalaya fahren. Und es bleibt die Frage, wer nun glücklicher ist: der Mensch von heute, der über den Weltenraum triumphiert oder der Mensch von einst, welcher sich die Abenteuer seiner Sehnsucht noch erwandern konnte?

*

Heute kann man noch mit der Zahnradbahn von Puchberg auf den Schneeberg hinauffahren ... mit so einer richtigen schwarzen Zahnradbahn, die raucht und schnauft und von der aus man während der Fahrt Blumen pflücken kann; eine alte Zahnradbahn,

die selbst würdige alte Herren noch zu kleinen Jungen werden läßt. Diese Zahnradbahn wurde im Jahre 1897 dem Verkehr übergeben. Ihre Eröffnung war ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem es pickfein zuging: man sah nur Uniformen und schwarze Fracks. Ein Redner eines alpinen Vereines schilderte daher auch die große Verwunderung des Schneeberggeistes über diese Eröffnungsfeier — „der Geist habe schon Kaiser und Erzherzöge auf seinen Höhen gesehen, und alle waren in der Kleidung des Gebirges, in schlichtem Lodenrock gekommen, aber der heutige Festbesuch von uniformierten und befrackten Menschenkindern müsse ihm ein ebenso befremdendes als unerhörtes Schauspiel gewesen sein." Bei dieser Eröffnung gab es auch Transparente mit der Inschrift: „Der Fortschritt ist kein leerer Wahn — es lebe die neue Schneebergbahn!"

Aber diese Zahnradbahn genügt nun nicht mehr den Verkehrsanforderungen von heute und darum will man sie durch eine moderne Seilbahn ersetzen. Auch die Salzkammergutbahn hatte nicht mehr den Verkehrsanforderungen genügt — und wurde abgetragen. Man ist heute sehr schnell bereit, dem Verkehr und dem Fremdenverkehr Opfer zu bringen. Doch gerade im Hinblick auf den Fremdenverkehr bleibt die Frage, ob solche Opfer auch einen Sinn haben?

Es werden auch die Fremdenverkehrsfachleute einmal erkennen müssen, daß Fremdenverkehrspropaganda nicht allein darin bestehen kann, schöne bunte Plakate zu drucken, die ein lachendes Mädchen in einer immergrünen Landschaft zeigen. Der Urlauber von heute ist auf der Flucht vor der Zivilisation — er sucht die unberührte Landschaft, die „gute alte Zeit". Die Zahnradbahn auf den Schneeberg ist noch so ein Stück der „guten alten Zeit". Im Zeitalter der Weltraumraketen kann diese in zwanzig Jahren bereits eine Fremdenverkehrsattraktion ersten Ranges sein. In zwanzig Jahren kann die alte Zahnradbahn auf den Schneeberg für uns alle eine Attraktion sein! In zwanzig Jahren wird man noch schneller leben als heute. Vielleicht wird es da gut sein, noch so eine alte Zahnradbahn besteigen zu können, auf der man während der Fahrt Blumen pflücken kann und dabei erlebt, daß das Glück des Reisens nicht in der Schnelligkeit, sondern in der Beschaulichkeit liegt.

*

Der Kletterer geht am Schneeberg in die Stadlwand. Der Richterweg durch die Stadlwand und der Stadlwandgrat gehören zu den schönsten Kletterfahrten des Wiener Ausflugsgebietes.

Vor einigen Jahren wurde ein Schweizer Bergsteiger beruflich nach Wien versetzt und fragte, wo man in der Umgebung von Wien bergsteigen könne. Natürlich schickten wir ihn auf den Richterweg. Auf der Schutzhütte erzählte er uns dann von seinen Bergfahrten in der Schweiz ... vom Zmuttgrat aufs Matterhorn, vom Biancograt, von der Badilekante ... und je länger der Schweizer erzählte, desto nachdenklicher wurden wir. Nein, dem Schweizer würde der Richterweg ganz bestimmt nicht gefallen.

Daß uns der Richterweg gefällt, ist selbstverständlich! Er gehört zu unserer Bergheimat und in der Heimat liebt man jeden Baum und jeden Strauch. Aber am Richterweg sichert man nach jeder Seillänge über einen Baum oder über einen Strauch! Der Fels dazwischen ist zwar steil und fest und die Verschneidung, Richterplatte und Schwimmplatte sind zünftige Kletterstellen — aber über diese unalpinen Baumstandplätze mit den saftigen Rasen- und Moospolstern würde der Schweizer ganz bestimmt lachen. Nur für uns waren diese Standplätze ein Stück Poesie, diese Standplätze, auf denen man im weichen Grase sitzt und über einen Baum sichert und in die Ferne träumen kann oder in das eigene Herz.

Der Schweizer lachte nicht über diese poesievollen Standplätze und nannte den Richterweg eine „anständige Tour". „Anständige Tour" — das ist so ziemlich das höchste aller Gefühle eines Schweizers gegenüber einem Berg! Wir waren nach diesem Tag richtig stolz auf unseren Richterweg. Heute ist der Schweizer Bergsteiger bereits ebenfalls ein echter Wiener Bergsteiger. (Ein echter Wiener Bergsteiger jammert nämlich über ein verlorenes Bergjahr, wenn er nicht wenigstens einmal den Richterweg gemacht hat!)

In der Stadlwand gibt es aber auch noch andere Durchstiege. Zum Beispiel den „B.-G.-Weg", dessen ungangbare Schlußwand von den Erstbegehern dadurch überwunden wurde, indem sie sich zuerst von oben in die Wand seilten, dort ein Loch bohrten, in das sie einen massiven Bilderhaken steckten — und dann bei der Erstbegehung von unten her den Bilderhaken mit Seilwurf einfingen und sich an dem Seil über die ungangbaren Meter emporarbeiteten. Das war im Jahre 1933, also noch in der „klassischen Zeit der extremen Felskletterei". Natürlich hat es auch damals schon Leute gegeben, die sagten, daß „soetwas" mit dem Bergsteigen nichts mehr zu tun hätte. Andererseits kenne ich niemanden, der vom „B.-G.-Weg" nicht hellauf begeistert ist. Und die Frage „Was ist Bergsteigen?" hat bis zum heutigen Tag noch keine Antwort gefunden, die widerspruchslos geblieben wäre.

Der schwierigste Durchstieg durch die Stadlwand ist aber die Stadlwandplatte. Diese wurde im Jahre 1934 erstmals von Hans Nigmann und Josef Reischmann durchstiegen und erhielt die Bewertung „alleräußerst schwierig". Sie ist auch heute noch die schwierigste Kletterfahrt am Schneeberg. Vor fünfzehn Jahren, bei der zehnten Begehung dieses Weges, habe ich die Schlüsselstelle auf die etwas fragliche Art überwunden, indem ich einen Haken in eine Felsleiste klopfte, die mir so morsch schien, daß ich kaum zu atmen wagte, als ich dann im Seilzug in dem Haken hing. Heute hat die Stadlwandplatte schon mindestens fünfzig Begehungen. Der Rost hat meinem Haken ein solides Aussehen gegeben und die Jungen von heute sagen lachend, daß er wohl noch den Seilzug von zehn weiteren Klettergenerationen aushalten würde. Die Weiterentwicklung des extremen Bergsteigens hat mit der Steigerung der technischen Schwierigkeiten auch den Kletterer gewandelt: der Glaube an Felsleisten, die nicht ausbrechen, und an ein Glück, das nie vergeht, ist stärker geworden. — Seit fast dreißig Jahren ist die Stadlwandplatte der schwierigste Kletterweg am Schneeberg. Und er wird es solange bleiben, solange nicht die Jungen das letzte Schneebergproblem lösen: die direkte Wasserofenwand oberhalb von Kaiserbrunn. Diese ist freilich eine lotrechte rotgelbe Feuermauer. Ein kleines Stück sind wir darin schon hochgeklettert. Aber dann haben wir die Wand aufgegeben, weil es uns nicht freute, für eine Wand an einem Hausberg kostbare Urlaubstage zu opfern. Oder mit anderen Worten: weil wir schon zu alt dazu waren, dieses letzte Schneebergproblem zu lösen. Weil wir schon die Unbekümmertheit der Jugend verloren hatten, die bedenkenlos ihre Zeit und ihre Kräfte im scheinbar Sinnlosen vergeudet und dabei trotzdem das reine Glück findet, das auch in kleinen Kindern ist, die im Sand ihre Burgen bauen.

Die Stadlwand befindet sich an der Südseite des Schneeberges. Doch auch an der Nordseite des Berges gibt es schöne Kletterwege. Nicht weniger schön als der Richterweg ist der Gamsgatterlgrat.

Der Gamsgatterlgrat hat seinen Namen von einer natürlichen Felsbrücke, unter der die Gemsen gerne von einem Kar ins andere wechselten. Die Kletterer balanzieren natürlich über diese Felsbrücke hinweg — das ist eine sehr luftige und eindrucksvolle Kletterstelle! Überhaupt ist die Kletterei am Gamsgatterlgrat ein großartiges Vergnügen! Jede Seillänge ist anders: Risse wie im Wilden Kaiser, Türme wie in den Dolomiten, grauer Fels mit guten Griffen wie im Kletterhimmel. Die Romantik kommt dann zum Schluß! Im Ausstiegskamin befindet sich nämlich ein Bergdohlennest.

Trotzdem die Bergdohlen ihr Nest inmitten eines Kletterstieges errichtet haben, werden sie jedoch nur selten in ihrer Ruhe gestört. Trotzdem der Gamsgatterlgrat eine der schönsten Klettereien des Wiener Ausflugsgebietes ist, trifft man darauf nur selten Kletterer. Warum? Weil die Kletterer am Schneeberg in die Stadlwand gehen! Weil auch die Kletterer, welche sich gerne rühmen, andere Wege als alle anderen zu gehen, lieber das Altbekannte dem Abenteuer des Unbekannten vorziehen.

*

Natürlich ist der Schneeberg der bedeutendste Schiberg des Wiener Ausflugsgebietes. 1895 wurde er von dem Schipionier Toni Schruf zum ersten Mal mit Schiern bestiegen ... „Diese Narretei wird wieder so schnell verschwinden wie sie gekommen ist!" äußerten sich skeptisch die eisernen Winterwanderer über die ersten Schifahrer — und stapften weiter auf ihren Schneereifen dahin. Im März 1912 veranstaltete der Wintersportausschuß des Landesverbandes für Fremdenverkehr einen gemeinsamen Schiausflug auf den Schneeberg. Es meldeten sich dazu Hunderte Interessenten, daß man zuletzt viele abweisen mußte. Und das bereits im Jahre 1912! Man veranstaltete also noch eine zweite Fahrt nach dem Schneeberg. Diesmal gab es aber Schlechtwetter. Und dann geschah das Unglück.

Nachdem eine Gruppe von elf Schiläufern den Kaiserstein erstiegen hatte, wollte man abfahren. „Bei dem dichten Nebel und Sturm schien nun die Gesellschaft hinter dem eine Abfahrtsstelle suchenden Ersten gleichzeitig den Wächtenrand befahren zu haben, denn es brachen plötzlich alle ein und wurden von den abgehenden Schneemassen in die Tiefe gerissen." Zehn Menschen fanden den Tod. Unter den Opfern dieses Unglücks befand sich auch der Obmannstellvertreter des Wintersportausschusses, Dr. Aemilius Hacker. Dieser Dr. Aemilius Hacker war nicht nur einer der großen Schipioniere und erfolgreichster Schüler Matthias Zdarskys, sondern auch ein bedeutender Bergsteiger. Dies sind einige seiner Taten: Belagerung der Uschba mit W. Rickmer-Rickmers, Meije-Überschreitung bei Nacht, ein neuer Anstieg auf den Montblanc, Expedition nach Spitzbergen. Und dieser Mann fand am Wiener Schneeberg den Bergtod! Die „Österreichische Alpenzeitung" kommentierte dieses Unglück mit folgenden Worten: „Wer die Heftigkeit der winterlichen Stürme auf der Gipfelschneide des Hochschneeberges aus eigener Erfahrung kennt, der weiß, daß bei gleichzeitigem Nebel und Schneetreiben die Orientierung zur reinen Gefühlssache wird und ein Zusammenhalten auch der kleinsten Gesellschaft die strammste Disziplin erfordert. Für Schneeschuhläufer, die niemals so engen Anschluß halten können, die dem Sturm mangels eines festen Standes stets mehr preisgegeben sind und eher die Richtung verlieren, ist dies noch viel schwerer. Sobald durch Nebel und die Vereisung der Augenwimpern der freie Ausblick verwehrt ist und infolge des Sturmes die Verständigung unmöglich wird, tritt jene kritische Lage ein, in welcher der Mensch machtlos den entfesselten Elementen preisgegeben ist. Hat er Glück, so entrinnt er dem Tode, will es sein Schicksal anders, dann fällt er dem Dämon der Berge, die immer wieder sich gegen des Menschen Willen aufbäumen, zum Opfer." Ob wohl noch einer von den hunderten Schiläufern, die heute an Wintersonntagen in der Hackermulde herumtummeln, an dieses Unglück denkt?

Einst hat man die objektiven Gefahren der Berge überschätzt, heute unterschätzt man sie, oder besser gesagt: man bedenkt sie gar nicht. Von zehn Schiläufern in der Hackermulde haben vielleicht nur zwei einen Rucksack mit. Alle anderen wedeln bloß in superengen Keilhosen und dünnen bunten Pullovern dahin — so wie sie aus der Zahnradbahn gestiegen sind. Sie sind Produkte der Schikurse von heute, in denen der Fahrstil alles und die alpinen Gefahren höchstens in einem kurzen Referat erwähnt werden. Natürlich wissen die Schiläufer in der Hackermulde, daß es Lawinen gibt. Aber sie glauben, daß diese Lawinen immer woanders niedergehen, als dort, wo sie gerade sind. Natürlich haben diese Schiläufer schon etwas davon gehört, daß ein plötzlicher Wettersturz in zweitausend Meter Höhe sehr schlimm werden kann. Aber sie haben zu ihrem Glück noch keinen solchen Schneesturm erlebt. Nein, die Schiläufer in der Hackermulde denken nicht daran, daß ein Unglück, das zehn Menschen das Leben gekostet hat, diesem Ort den Namen gegeben hat.

*

Der höchste Gipfel des Schneeberges ist zwar das Klosterwappen, aber der Hochgebirgseindruck ist größer auf dem etwas niedereren Kaiserstein: hier steht man unmittelbar vor dem Steilabbruch in das Puchberger Tal ... „Man bebt zurück, und doch wird

man unwiderstehlich angezogen zum Rande des Abgrundes um hinabzusehen in die grundlose Tiefe. Im Kampfe der Furcht und der Neugierde sah ich hier manchen Zuflucht suchen bey der Mutter Erde, und nur an dieser hinkriechend es wagen hinab zu blicken in die Tiefe des Precipices, das die rothen Schattierungen der Kalkfelsen, als triefen sie noch vom Blute der Erfallenen, noch gräßlicher mahlen."

So schrecklich erlebte der Professor der Zoologie und Technologie an der k. k. theresianischen Ritterakademie J. A. Schultes den Schneeberg noch vor hundertsechzig Jahren. Sein im Jahre 1802 erschienenes Buch „Ausflüge nach dem Schneeberg in Unterösterreich" gehört zu den interessantesten Beständen der alpinen Literatur. Freilich, der Leser von heute wird an manchen Stellen dieses Buches etwas lächeln. Die Zeiten haben sich geändert und man steigt heute anders auf die Berge als dieser etwas ängstliche Professor. Aber was Schultes am Ende seiner Schneebergfahrt sagte, das gilt auch heute noch so, als ob es eben erst gesagt worden wäre: „Nur dann, wenn man vom Sturme und Nebel, oder wenn man von der Dämmerung hier ergriffen wird, eilt man hinab vom Gipfel; mit Mühe trennt man sich bey heiterem Himmel von ihm. Man vergißt sich in dem Gewühle ungekannter Ideen und Empfindungen, die hier die leichter athmende Brust füllen. Herzlichen Abschied nimmt man von diesen erhabenen Scenen, ehe man wieder zurück hinab kehrt in die Welt, die nun manchem fremder und fader geworden ist. So wie nun im Hinabsteigen ein Gipfel sich hinter dem anderen begräbt, ein Stück des Horizonts hinab sinkt hinter das andere, drückt Schwermuth und Traurigkeit zugleich mit der immer schwerer werdenden Atmosphäre die Brust, die jetzt an freyeres Athmen, an den Genuß der reinsten und erhabensten Gefühle verwöhnt war. Das, was im Hinansteigen unser Herz erhob, und uns stärkte zum höheren Genusse, ist uns jetzt gleichgültig, oder wir fürchten uns, es zu genießen, weil wir in wenigen Augenblicken uns davon trennen müssen. Die Welt ist uns nun zu enge geworden, und wir fühlen die Macht der Sehnsucht zurück nach den Alpen."

---

Anschrift des Verfassers: Karl Lukan, Wien XII, Oswaldgasse 118

# Rotwand

(Hermann-Buhl-Gedächtnisweg)

(20. Begehung)

Von Fridl Purtscheller

(Mit 1 Bild, Tafel VIII)

In der letzten Zeit wurde viel für und wider die Berechtigung der modernen Neutouren wie Große Zinne, Direkte N-Wand und ähnliche Fahrten geschrieben. Diese Klettereien stellen aber im Grunde doch nur das Ergebnis der Weiterentwicklung des Bergsteigens dar. Man mag rein gefühlsmäßig diesen Hakentouren gegenüber eingestellt sein wie man will, man muß aber dabei immer bedenken, wie es zu dieser Entwicklung gekommen ist.

In den Alpen, vor allem in den Ostalpen, ist die Erschließung endgültig beendet, so hieß es vor nun schon mehr als 20 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt waren alle großen Probleme der Alpen gelöst, Eiger N-Wand, Grand Jorasses N-Pfeiler und Matterhorn N-Wand waren bezwungen, die Wandfluchten der Civetta und der Laliderer N-Wand waren auf mehreren Routen durchstiegen worden und selbst die mauerglatten N-Wände der Drei Zinnen hatten ihre Meister gefunden. In Fels und Eis wurden Höchstleistungen vollbracht und die reine Klettertechnik, also die Fähigkeit, ohne künstliche Hilfsmittel wie Haken, Holzkeile oder gar Bohrhaken schwierigste Kletterstellen zu bezwingen, erreichte schon damals die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit. Freilich war es damals nur eine relativ kleine Schar von Spitzenkönnern, die diese schwierigsten Fahrten mit Erfolg durchführten.

In den letzten 10 Jahren hat sich das Bild geändert, die technischen Hilfsmittel haben sich stark verbessert, die reine Kletterkunst aber keine weitere Steigerung mehr erfahren. Gewiß wurden auch von den Kletterern der 30er Jahre reichlich Mauerhaken verwendet, aber sie kletterten fast ohne Trittschlingen mit schweren, steifen Hanfseilen und ohne Profilgummisohlen und ohne Bohrhaken. Damals stiegen pro Jahr wenige Seilschaften durch die Große Zinne N-Wand, heute aber kann man an schönen Sonntagen bis zu 10 Seilschaften gleichzeitig in der Wand sehen. Aber auch in unserer Generation gibt es einige Kletterer, deren Leistungsfähigkeit weit über den Durchschnitt herausragt und die sich nicht damit zufrieden geben, als zweihundertste Seilschaft eine Bergfahrt zu wiederholen. Wo ist aber in den Alpen noch Neuland? Es bleiben nur Wände und Routen, die in freier Kletterei und mit den herkömmlichen Hilfsmitteln absolut nicht zu bezwingen sind. Durch die verbesserte Ausrüstung (Gummisohlen; Perlonseile usw.) und die Weiterentwicklung der künstlichen Hilfsmittel (Bohrhaken und Trittschlingentechnik) und natürlich auch durch eine vollendete Fähigkeit im freien Klettern wurden in den letzten Jahren bisher unbegehbare Wände bezwungen. So fiel die Westwand der Dru, so wurden die direkten N-Wände der Großen und der Westlichen Zinne bezwungen und aus diesem Geiste heraus wurde die Direkte Rotwand von Dieter Hasse und Lothar Brandler im Herbst 1958 erstmals durchstiegen.

Wiederholungen derartiger Fahrten, die unter reichlicher Anwendung von Haken, Holzkeilen und Bohrhaken erstmals durchstiegen wurden, sind wesentlich leichter, da die äußerst schwierige und anstrengende Arbeit des Hakenschlagens weitgehend fortfällt. Innerhalb eines Jahres wies die Rotwand schon 20 Begehungen, darunter sogar schon die 1. Winterbegehung auf. Von dieser Fahrt, von der 20. Begehung der Rotwand

möchte ich nun berichten. Absolut gesehen war unsere Begehung keine besondere Leistung, es waren schon viele vor uns durch die Wand gestiegen und es werden auch noch sehr viele nachher durchklettern, ja vielleicht wird es in wenigen Jahren auch schon so weit sein, daß an schönen Sonntagen am Einstieg der Wand Platzkarten ausgegeben werden. Aber was tuts? Für mich war dieser Tag in der Direkten Rotwand mein bisher schönstes Erlebnis in den Bergen und darauf kommt es für den Einzelnen doch in erster Linie an, wir klettern ja nicht, um Rekorde aufzustellen, sondern weil es uns freut!

Ein Stück oberhalb von Innsbruck gegen die Terrasse der Hungerburg hin, liegt ein aufgelassener Steinbruch. Wenn im Frühjahr der Schnee von diesen südseitigen Hängen verschwunden ist, dann kann man dort Abend für Abend eine Anzahl junger Innsbrucker Kletterer treffen. Da wird dann solange eifrig geklettert, bis die Finger matt und müde sind und da wird dazwischen gefachsimpelt und erzählt und da werden vor allem große Luftschlösser gebaut und Pläne für den Sommer geschmiedet. Da oben beschlossen auch wir, Walter Spitzenstätter, kurzweg „Spitz" genannt, und ich, uns die Rotwand einmal „anzusehen". Aber anscheinend wollte es nicht recht klappen, der Sommer brachte uns zwar schöne und schwere Touren, aber die Rotwand bekamen wir nicht zu Gesicht.

Endlich Ende August 1959 war es dann soweit. Auf einem schon ziemlich altersschwachen Motorrad schaukelten wir von Innsbruck über den Brenner ins schöne Südtirol hinunter nach Bozen und spät abends durchs Eggental hinauf zum Karerpaß. Bei stockdunkler Nacht stolpern wir dann um ¼4 Uhr früh aus der Hütte. Ein Stück geht es noch der Straße entlang und dann über Wiesen links hinauf in Richtung Rotwand. Irgendwie müssen wir zu früh oder zu spät abgebogen sein, denn bald stecken wir im dichtesten Gestrüpp, klettern über gestürzte Bäume, kriechen durch Äste und hangeln uns an Latschenästen durch die Gegend. Endlich finden wir einen Steig und wandern nun wieder, mit unserem Los zufrieden, der Rotwand entgegen. Als wir den Wandfuß erreichen, ist es noch dunkel und wir können kaum den Wandvorbau erkennen, an dessen oberem Ende der eigentliche Einstieg liegt. Aber wie kommt man auf den Vorbau? Sowohl links als auch rechts zieht ein Kamin vom Vorbau herunter. Wir versuchen es zuerst einmal links. Bald aber sehen wir, daß hier nichts geht, also zurück und rechts versuchen. Wir gehen um den Vorbau herum, da plötzlich hören wir oben uns das Klirren von Haken und Karabinern und dazu Stimmen — es ist also schon eine Seilschaft vor uns am Einstieg. Rasch klettern wir den Vorbau hinauf. Oben trennt ein tiefer Spalt die eigentliche Wand von einem ziemlich großen ebenen Platz, eben dem Gipfel des Vorbaues. Hier stehen unsere Vorgänger und machen sich kletterfertig. In derartigen Touren ist es immer angenehmer, wenn nur eine Seilschaft allein klettert, man wird dann nicht durch die anderen gejagt oder muß, wenn die erste Seilschaft langsamer ist, immer wieder warten, da ein Überholen auf solchen Fahrten kaum möglich ist. Unsere gegenseitige Begrüßung war daher höflich, aber doch etwas reserviert: „Servus!" — „Servus!" — „Woher kommt's ihr?" — „Wir sind von München und ihr?" — „Aus Innsbruck".

Während die Münchner einstiegen, bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten. Spitz seilt sich inzwischen an und richtet die Schlosserei zurecht, während ich eine dunkle, schwarze Wolkenbank beobachte, die sich von Westen her heranschiebt und bald den ganzen Himmel mit einem dumpfen, bleiernen Grau überzieht. Bis wir zum Einsteigen kommen, ist es schon fast 7 Uhr geworden, reichlich spät für die Rotwand, wenn man ohne Biwak durchkommen will und wir müssen beide morgen um 8 Uhr wieder in Innsbruck sein. Außerdem, das Wetter sieht auch nicht gerade rosig aus und irgendwie fühle ich mich heute gar nicht recht in Form. Spitz scheint ähnliche Überlegungen anzustellen, wie ich seinem etwas betrübten Blick entnehme, mit dem er immer wieder die Wand mustert. Ich beginne also vorsichtig: „Du Spitz, wenn wir jetzt gehen, könnten wir leicht noch die Rosengarten-Ostwand machen, das wäre doch auch eine schöne Tour?" Ein Wort gibt das andere und bald steht unser Entschluß fest: „Wir steigen heute nicht mehr ein, sondern fahren wieder heim, aber vorher versaufen wir noch unser ganzes Geld!" (Genau 80 Lire.) Also klettern wir den Vorbau wieder hinunter, rollen unsere Seile zusammen

und bummeln über die Wiesen hinab zum Karerpaß. Immer wieder bleiben wir stehen und blicken zurück zur Rotwand und beobachten die beiden Kletterer, die langsam, aber stetig an der lotrechten gelben Mauer höher kommen. Je länger wir die Wand betrachten, um so mehr lockt sie uns, um so schöner kommt sie uns vor und es tut uns nun doch leid, daß wir nicht eingestiegen sind.

14 Tage später stehen wir wieder oben vor der ersten Seillänge der Rotwand. Diesmal sind wir allein, Spitz und ich. Auch diesmal sprechen wir nicht viel, man ist meist nicht sehr redselig vor solchen Touren, jeder ist zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Es ist ein ähnliches Gefühl wie vor einer großen Prüfung, ein Gemisch von Angst, was kommen wird, ob man den Schwierigkeiten gewachsen ist oder nicht, daneben eine unbändige Neugierde, wie es nun wirklich sein wird, im Grunde aber ist man doch sicher, daß alles klappen wird. Ich kenne diese Stimmung, sie beschleicht mich immer vor schweren Touren und ich weiß auch, daß das leichte Unwohlsein daher kommt und daß meine Muskeln nicht so kraftlos sind, wie ich sie jetzt fühle, sondern daß sie im rechten Moment schon fest zupacken werden. Das ist nun der Moment, wo man sich selbst beschimpft, daß man da hinauf will, ohne daß man dazu gezwungen wird. Aber gleichzeitig ist das immer ein wesentliches Erlebnis einer schweren Tour: Man will kneifen, will es sich bequem machen und sich irgendwohin ins Gras legen und dann tut man es doch nicht, weil man es sich nun einmal vorgenommen hat, diese Wand zu machen und weil man weiß, daß nach der ersten Seillänge die alte Freude am Klettern wieder da sein wird.

Aber genug damit, Spitz ist schon fast kletterfertig, nur noch rasch den Steinschlaghelm aufgesetzt und dann kann es los gehen. Zuerst allerdings bin ich dran, ich bin nämlich heute nicht nur Photoreporter, sondern auch Kameramann und habe mittels einer 8-mm-Kamera einen Dokumentarfilm zu drehen. Zwar hatte ich vorher noch nie eine Filmkamera in der Hand gehabt, aber unter den kundigen Anweisungen meines Kameraden bemühe ich mich redlich, ein Meisterwerk der Filmkunst zu erzeugen. Wie ein gewiegter Kameramann versuche ich zunächst einmal den Ort der Handlung aufzunehmen. Es ist auch ein wunderbarer Platz hier heroben. Unter uns bricht die Wand schon kirchturmhoch ab und verliert sich im Nebelmeer, das zu unseren Füßen ausgebreitet liegt soweit wir sehen können. Nur die ferne Palagruppe im Süden und die Zacken des Latemar unmittelbar vor uns ragen wie Inseln aus dem Nebel. Ganz im Westen drüben begrenzen die Ortlerberge und im Süden davon die Brentagruppe den Horizont. Dazwischen ein einziges, strahlend helles Nebelmeer und über allem ein leuchtend blauer, wolkenloser Himmel. Vor uns aber die lotrechte, gelbe Wand, die nach oben immer steiler und glatter zu werden scheint, liegt noch ganz im Schatten.

Nun geht es los. Ein weiter Spreizschritt und schon hängt der erste Karabiner im Haken. Spitz hängt weder Seil noch Trittschlinge in die vorhandenen Haken, sondern benützt sie nur als Griffe und turnt so die ersten Meter hinauf. Man kann hier nicht einfach von Haken zu Haken greifen, es sind immer wieder kurze Stücke zwischen den Haken, die man frei klettern muß und diese wenigen Meter haben es schon in sich. Nach 15 Metern wird Spitz die Sache doch zu riskant, jetzt hängt er das Seil ein, die Trittschlingen treten in Aktion und nach einer halben Stunde ist er oben am Stand. Nun bin ich dran und hänge bald an den ersten Haken. Es sind Stellen zu überwinden, wo man es sich genau überlegen muß, wie man die winzigen Griffe benützt, um den nächsten Haken zu erwischen. Man muß natürlich versuchen, das alles möglichst ohne Kraftanstrengung zu erledigen, denn der Weg ist noch weit und schwer, man muß daher haushalten mit seinen Kräften. Ich steige also manchmal in einen „Fiffi", wo es nicht unbedingt notwendig ist, aber es geht leichter und spart Kraft. Für den „Nichtfachmann" ist hier wohl eine kleine Erklärung dafür notwendig, was der Kletterer unter einem Fiffi versteht: Ein Fiffi ist eine kurze Strickleiter mit 3—4 Sprossen aus Aluminium oder Holz, an derem oberen Ende ein S-förmig geschwungener Haken, ähnlich einem kleinen Kranhaken, festgeknotet ist; an diesem Haken ist nun eine dünne, 2 m lange Schnur befestigt, deren anderes Ende sich der Kletterer umbindet. Die Anwendung des Gerätes ist ebenso einfach

wie zweckmäßig: Man hängt den Fiffihaken in die Öse eines Mauerhakens und steigt in die Strickleiter, die durch die Belastung wunderbar hält. Klettert man nun aber weiter über den Haken hinauf, so spannt sich die Schnur zwischen Fiffi und Kletterer und die Strickleiter löst sich von selbst vom Haken und kommt an der Schnur hinter dem Kletterer nach. Durch so eine Vorrichtung erspart man sich das Aushängen der Trittschlingen, das oft äußerst schwierig sein kann, wenn über dem Haken keine guten Griffe sind und man beide Hände notwendig braucht, um sich irgendwie festzuhalten. Das hört sich alles sehr schön an, in der rauhen Wirklichkeit ist das aber oft nicht so einfach. So eine Trittschlinge versteht es nämlich ausgezeichnet, sich in irgend einem Riß festzuhaken, gerade dann, wenn sie es gar nicht soll und den ahnungslosen Kletterer, der gerade mit letzten Kräften und wohlausgewogenem Gleichgewichtsspiel ein Stück höher strebt, durch einen energischen Ruck an der Fiffischnur in seinem Drang nach oben empfindlich zu bremsen. Es bleibt dem armen Mann dann nichts anderes übrig, als ein Stück zurückzusteigen und die Strickleiter aus seiner Verankerung zu lösen oder, wenn das nicht mehr recht geht, sich eben solange zu strecken und zu ziehen, bis die Schnur zwischen ihm und Trittschlinge reißt. Außerdem haben die Fiffischnüre eine ausgeprägte Neigung, sich mit den Seilen, der Hammerschnur, den Trittschlingen und etlichen Karabinern zu einem Knäuel zu verstricken, so daß man keines der oben erwähnten Dinge mehr gebrauchen kann, bevor man nicht den Salat in mühevoller Kleinarbeit entwirrt hat.

Nun geht es in freier Kletterei über mäßig steile Platten zwei Seillängen schräg nach rechts zum Beginn einer auffallenden Rißreihe, die sich weiter oben in dachartigen Überhängen verliert. Diese Rißreihe überrascht uns. In luftiger, freier Kletterei geht es eine Seillänge hinauf zu einem geräumigen Standplatz unter einem Überhang. Zwei Haken und unsere Strickleitern lassen den Überhang leichter überwinden als gedacht, von der letzten Sprosse der Strickleiter aus erwischt man herrliche Griffe, ein kräftiger Klimmzug und schon geht es weiter. Hier zieht ein handbreiter, scharfkantiger Riß etwa 15 m weit schräg rechts in die leicht überhängende Wand hinaus. Die Hände fassen die Kante des Risses, der Körper hängt weit hinaus, während die Sohlen der Leichtbergschuhe unter Gegendruck an den steilen, glatten Fels gesetzt werden, so schwebt man an den Händen hängend hinauf zum Stand. Nun wird die Kletterei immer schwieriger. Ein glatter, in der Mitte von einem Überhang gesperrter Riß mit wenig Haken und ziemlich brüchigem Gestein bringt uns an einen winzigen Standplatz am oberen Ende der Rißreihe.

Etwa 10 m rechts von uns eine überhängende Verschneidung, die auf einen kleinen Pfeilerkopf führt. Dazwischen eine leicht überhängende, gelbe, vollkommen glatte Platte. Wir haben allen Respekt vor den Erstbegehern, die da hinüber gegangen sind. Für uns wird diese Stelle nicht problematisch sein, denn verheißungsvoll blicken etliche Haken auf uns herab. Schon hängt Spitz im ersten Haken, streckt sich weit nach rechts — klack, der Karabiner hängt, noch schnell die Trittschlinge in den Haken und schon gehts weiter. Inzwischen mache ich mich schußfertig, denn wenn uns auch die Sonne noch nicht erreicht hat, diese Seillänge ist auf alle Fälle die photogenste Stelle in der Wand. Also setze ich mich zur größeren Bequemlichkeit in eine Seilschlinge, binde mich eng an die Standhaken und steige mit dem linken Fuß in eine Trittleiter und nun sitze ich gut, habe beide Hände frei und kann mich bequem im Seilzug nach hinten lehnen. Abwechselnd drücke ich nun auf den Auslöser meiner Exakta oder lasse die Filmkamera surren, während Spitz sich ruhig und sicher höher arbeitet. Zwischendurch blicke ich einmal auf das Zählwerk der Kamera und sehe mit Entsetzen, daß die Spule abgelaufen ist. Soweit kenne ich mich nun rein theoretisch bei einer 8-mm-Kamera aus, daß ich weiß, daß man die Filmspule umdrehen muß, aber wie man das macht, davon habe ich keine blasse Ahnung. „Du, Spitz, die Spule ist abgelaufen." — „Ja, da mußt du sie eben umdrehen" — „Ja schon, ich weiß aber nicht wie?" — Zum Glück ist Spitz nun von Beruf Verkäufer in einem Photogeschäft und hat also schon viele Male die Handhabung einer derartigen Kamera erklärt; er setzt sich also in Position, bzw. in eine Sitzschlinge, hängt sich an den

nächsten Haken und beginnt mitten an der steilsten und ausgesetztesten Stelle der Rotwand mir in wohlgesetzten Worten die Geheimnisse des Innenbaues einer Cumig-Kamera klarzumachen. Mir gelingt es sogar, ohne Verlust der Kamera oder einzelner Teile derselben die Operation durchzuführen und damit geht es also wieder weiter. Bald hat Spitz den Pfeilerkopf erreicht, hängt noch einmal verwegen an der Kante und verschwindet dann ums Eck. Schon bin ich dran. Diese Seillänge ist eine typische moderne Hakenlänge. Nur die Spitzen der Schuhe berühren den Fels, die Hände greifen in Karabiner und Seilschlingen, aber nur versehentlich manchmal an den Fels. Aber so leicht wie es aussieht, ist es doch wieder nicht. Durch geschicktes Verteilen des Gleichgewichtes muß man versuchen, Pendeleien der Trittbrettchen zu vermeiden und langsam in den Tritten höhersteigen, bis man den Haken, an dem man sich hält, etwa in Kniehöhe hat und dann langsam, um ja das etwas labile Gleichgewicht nicht zu stören, mit der freien Hand höher greifen, ganz hoch bis zum nächsten Haken, der dann oft gerade noch 10 cm weiter oben steckt, als man hinlangt und wenn man sich höher reckt, meint man das Gleichgewicht zu verlieren, aber irgendwie geht es dann doch immer wieder. In dieser Seillänge stecken die ersten Bohrhaken in dieser Wand und es sind auch die einzigen, die zur Fortbewegung unbedingt nötig sind. Vom Pfeilerkopf führt ein mäßig schwieriger Quergang nach rechts in eine Nische, etwa in der Mitte der Wand. Gerade als wir in der Nische, die eben für zwei Personen bequem Platz bietet, beisammensitzen, erreichen uns die ersten Sonnenstrahlen. Gemeinsam leeren wir in langsamen, genießerischen Zügen eine Flasche Orangensaft. Die leere Flasche lasse ich dann einfach fallen, sie segelt ohne die Wand zu berühren hinunter und nur wenn man genau hinhört, hört man das leise Klirren, mit dem sie an der Schutthalde beim Einstieg zerschellt. Spitz hält es nicht allzu lange am Rastplatz und bald ist er über dem Dach der Höhle verschwunden. Ich bin ganz froh, noch eine Weile hier bleiben zu können, denn mir hat es diese Nische angetan. Unmittelbar darunter bricht die Wand in gewaltigen Dächern ab, schräg links ober mir bildet die rotgelbe Wand eine überhängende Kante gegen den blauen Himmel und direkt ober mir — ja, da kann ich in meiner bequemen Lage nicht hinsehen, da müßte ich mich weit hinausbeugen, um über den nächsten Überhang hinwegzusehen und dazu bin ich im Augenblick viel zu faul. Schließlich sind wir heute ja schon um 3 Uhr aufgestanden und der Weg bis hierher war doch alles andere als ein Spaziergang. Dazu scheint die Sonne schön warm und ich habe nichts zu tun, als die Seile nachzulassen, die langsam durch meine Hände laufen und mir verraten, daß Spitz stetig Höhe gewinnt, irgendwo in der Wand ober mir. Die Luft ist hier erfüllt vom Gesumme von Unmengen von bienenähnlichen Insekten, die zu Tausenden wenige Zentimeter von der Wand entfernt in der Luft stehen. Was diese Insekten wohl hier suchen? Vielleicht hat es sich auch bei ihnen schon herumgesprochen, wie schön die Rotwand ist, vielleicht suchen sie auch nur die von den Felsen zurückgestrahlte Wärme, um ihre durch die nun doch schon empfindlich kühlen Nächte ausgekühlten Lebensgeister wieder anzufachen. Jedenfalls sind sie da und Spitz und ich sind da, mitten drin in dieser gelben, lotrechten Wand, die uns doch gar nichts mehr anhaben kann, der wir vollkommen gewachsen sind, so daß wir Zeit und Ruhe haben, ihre Eigenheiten zu erleben und ihre Schönheiten zu genießen. Das Unlustgefühl von heute morgen ist längst vorbei, das habe ich unten am Einstieg gelassen. Dafür ist eine unbändige Freude am Klettern in uns. Was kümmert uns der Krach der Autos und Motorräder, der vom Karerpaß nur noch undeutlich zu uns heraufdringt, was kümmert es uns, daß uns die Mehrzahl der Leute für verrückt hält, uns um nichts und wieder nichts, wie sie glauben, so zu plagen, was schwert es uns, daß manch ernste Bergsteiger ob solch lächerlicher „Hakelhupfereien" wie die Rotwand verächtlich ihre Nasen rümpfen. Alle diese Menschen sind ja so unendlich weit weg.

Inzwischen ist Spitz oben am Stand und ich muß meinen schönen Liegestuhl verlassen. Die folgenden drei Seillängen sind der schönste Teil der ganzen Wand. Wenn ich in der Höhle den Kopf zurückhänge, kann ich den Weiterweg überblicken. Das heißt, von einem Weg ist da nichts zu sehen, es ist einfach eine rötlichgelbe, senkrechte Wand, un-

gegliedert wie eine Mauer, die nach oben zu immer mehr überhängt. Wir wissen, da geht es nun zwei Längen gerade hinauf und dann links über die Überhänge hinaus in etwas leichteres Gelände. Wohl stecken hier ziemlich viele Haken, aber von unten kann man die schlecht sehen, so daß der Weiterweg recht problematisch aussieht. Die Abstände zwischen den Haken sind ziemlich groß und ich muß mich schon ganz schön strecken, um den nächsten Haken zu erreichen, dann hinein mit dem Karabiner, die Trittschlinge dazu, eingehängt den linken Fuß in die unterste Sprosse — ho ruck — noch eine Schlinge in denselben Haken, so nun habe ich zwei Strickleitern nebeneinander und kann abwechselnd höher treten. Oh, der nächste Haken ist erst ein paar Meter höher, auch von der letzten Sprosse nicht zu erreichen. Aha, da ist ein kleiner Griff und da noch einer und — ho ruck — klack — schon hängt ein Karabiner im Haken, schnell die Trittschlinge hinein und schon gehts weiter. So in der Art gehts höher, bald mehr, bald weniger überhängend, bald stecken die Haken in kurzen Abständen, dann sind wieder überhaupt keine da, bald steigen wir mühelos in Strickleitern höher, dann hängen wir nur mit den Fingerspitzen an winzigen Griffen und schleichen die Wand langsam höher, um nur ja das Gleichgewicht nicht zu stören. Bald fluchen wir, wenn sich Fiffi, Trittschlingen, Hammerschnur, Seil, Karabiner und Haken zu einem wüsten Knäuel verwickelt haben und dann singen wir wieder, weil es halt gar so schön ist. Dann kommt noch ein herrlicher Schlingenstand, das heißt, vom Stand ist weit und breit nichts zu sehen, nur senkrechter Fels, in einem Riß stecken drei Haken nebeneinander, das ist alles. In eine Schlinge setzt man sich hinein, die Füße stehen auch in Schlingen, die Selbstsicherung wird eingehängt und dann baumelt man in der Luft. Es ist eine ganz absonderliche Welt hier heroben, rings um uns nur Luft und senkrechter Fels, so steil und abschüssig, daß man nicht einmal einen ebenen Fleck für die Schuhsohlen finden kann. Wenn ich durch die Beine hindurchschaue, sehe ich weit, weit unten die Schutthalde, an der wir heute morgen begonnen haben und weiter unten die grünen Wälder und Wiesen des Karerpasses bis hinunter ins Eggental. Nur die Schuhspitzen berühren den Fels und einzig die dünnen Hanfschnüre unter den Fersen geben Halt und Sicherheit. Der Blick nach oben ist fast noch schöner. Schräg links ober mir an der überhängenden Kante hängt Spitz. Auch er steht nur in Trittschlingen und von unten ist von ihm nicht mehr zu sehen, als seine Schuhsohlen. Inzwischen sind Stunden vergangen, die Sonne steht schon hoch am Himmel und hat das Nebelmeer unter uns schon längst vertrieben. Uns wird langsam heiß und bei aller Begeisterung, die uns diese Seillängen hier entlocken, sind wir doch froh, als wir endlich den überhängenden Teil hinter uns haben und über eine steile, aber nicht mehr senkrechte Rampe schräg links hinausklettern. Noch ein Quergang nach rechts und wir sind am großen Band. Hier lassen wir uns zu einer kurzen Rast nieder, essen ein paar Rippen Schokolade und blättern im Wandbuch, das wir hier in einem kleinen Steinmann finden. Auf der ersten Seite des Buches erinnern ein Bild und ein Wort des Gedenkens an Hermann Buhl. Seinem Gedächtnis wurde dieser Weg von den Erstbegehern gewidmet. Und wirklich, ich glaube, es ist gerade der echte Augenblick, hier in so einer Wand, knapp unter dem Gipfel, wenn die Pulse noch jagen von der Anstrengung des Weges bisher und die Freude über den nahen Gipfel aus den Augen leuchtet, ein wenig zu verweilen, sich zu besinnen und derer zu gedenken, denen es nicht mehr vergönnt war, diesen herrlichen Weg zu gehen.

Aber noch haben wir eine Seillänge bis zum Gipfel. Noch einmal hängen wir in lotrechtem Fels, steigen in Trittschlingen höher und suchen nach den spärlich vorhandenen Griffen. Nach etwa 30 m wird der Fels leichter, an wunderbaren, allerdings etwas brüchigen Griffen, geht es nun rasch die letzten senkrechten Meter hinauf und dann greifen die Hände in die ersten Grashalme, noch ein Klimmzug und ich kann über die Gratkante blicken, Spitz liegt hier gemütlich im Gras und zieht langsam das Seil ein und grinst vor Freude über das ganze Gesicht. Dieser Ausstieg aus der Rotwand ist einmalig. Bei allen anderen Touren wird der Fels oben gegen den Gipfel hin leichter, die geschlossenen Wände lösen sich auf, Schrofen und Schotterbänder gliedern die Steilheit. Hier aber herrscht bis zum letzten Meter lotrechter Fels und dann ganz abrupt mit einem

rechten Winkel der Übergang in eine fast ebene Wiese auf der Nordseite des Grates. Es ist hier wirklich so, während die Beine noch in der Luft baumeln, liegt der Rest des Kletterers bereits im Gras. Wenige Schritte sind es von hier nur noch hinauf zum Gipfel. Wir verweilen nicht lange, denn vom Westen her ziehen verdächtig schwarze Gewitterwolken heran und wir haben heute noch einen langen Weg vor uns. Bald verstauen wir unsere Ausrüstung in den Rucksäcken, die Seile werden noch aufgeschossen und dann rennen wir über den W-Grat in eine Scharte und nach Süden durch eine Schotterrinne hinunter bis zum Steig, der unten an den Wänden entlang zieht, hinüber zu unserer Hütte. Den Weg bummeln wir entlang, bis wir die Rotwand in ihrer ganzen Wucht überblicken können, hier erst legen wir uns ins Gras und blicken stumm hinauf zu unserer Wand. Spitz und ich sind uns einig: Es gibt bestimmt schwerere Wände, aber die Rotwand ist sicher eine der schönsten davon, sie ist luftig und steil, mit guten sicheren Haken und eleganten Freikletterstellen hat sie alles, was das Herz eines Felskletterers höher schlagen läßt.

## Nachwort

Wenn dieser kleine Aufsatz in Druck geht, ist er eigentlich in gewisser Beziehung schon überholt. In der Zwischenzeit gelang es dem bekannten italienischen Bergsteiger Caesare Maestri in 8tägigem härtesten Kampf (7 Biwaks) der Rotwand eine neue „Direkte" abzutrotzen. Die Schwierigkeiten dieser neuen Route liegen weit über denen des Hermann Buhl-Gedächtnisweges.

---

Anschrift des Verfassers: Dr. Fridl Purtscheller, Zirl, Auergasse 2

# Die Seiser Alm

## Ein Bild bergbäuerlicher Wirtschaft

Von Wilhelm Lutz

(Mit 2 Bildern, Tafel IX)

„... die allerschönische und große alm
so man nit jr gleichen in landt findt ..."

Diese Worte des Tiroler Chronisten Marx Sittich v. Wolkenstein zu Beginn des 17. Jahrhunderts sind das älteste Zeugnis, in dem Größe und Aussehen der Seiser Alm gewürdigt werden. Die Schönheit dieser Landschaft spricht M. S. v. Wolkenstein nur in einem einzigen Wort aus, doch er betont sie durch den räumlichen Vergleich. Vor Jahrhunderten ist sie schon ebenso empfunden worden wie heute, da viele sie in mannigfacher Weise festzuhalten und einzufangen versuchen.

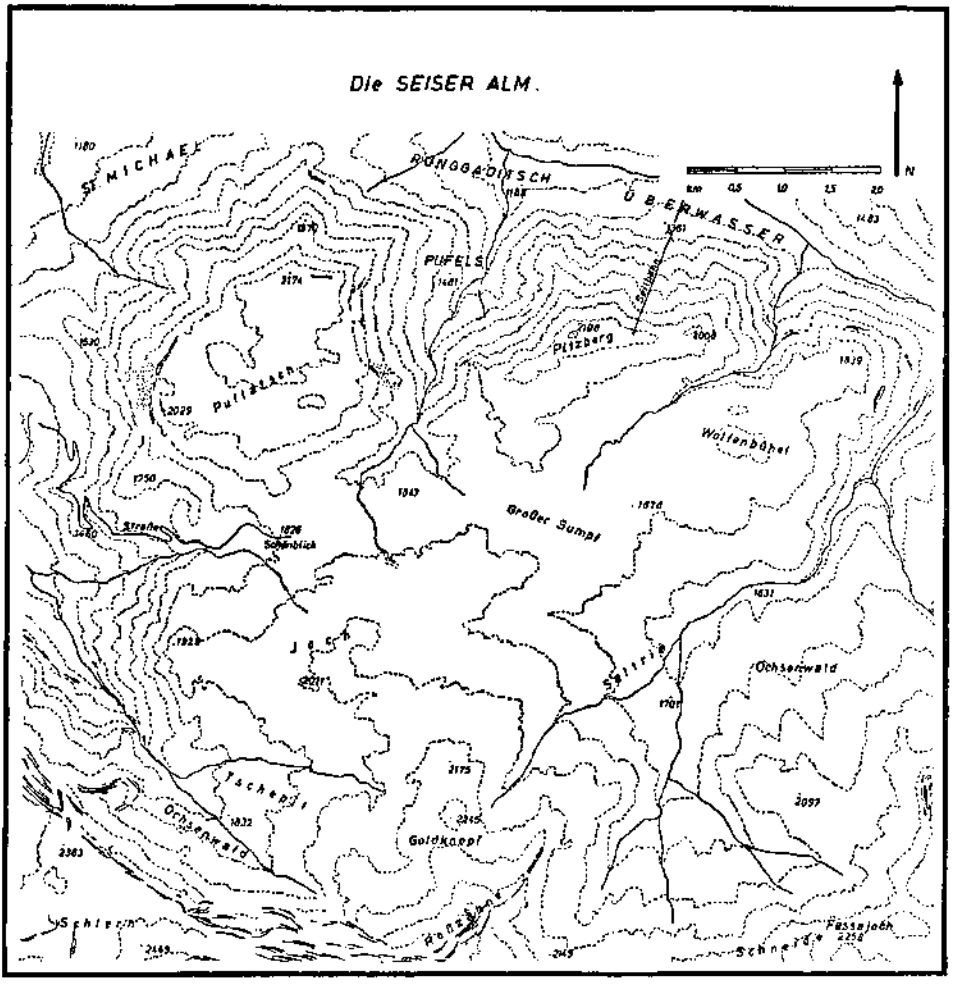
Sagen, Namen und die vor Jahrhunderten gültige Rechtsverfassung weisen eine schon frühzeitige wirtschaftliche Nutzung der Seiser Alm nach. Doch die erste Beschreibung der wirtschaftlichen Bedeutung der Seiser Alm stammt wiederum aus der Feder M. S. v. Wolkensteins. „... Seyßer Albm, darauf man jarlichen in sumber in die 1500 kie und bey 600 ogsen erhalten und nichgest weniger in die 1800 futer hey herab gefiert werten und auch etliche heuter zendten schmalz und käs gemacht werten, so solten auch bey 400 heythillen darauf stein und 100 kasserthillen und umb Jacobi bey 4 oder 5 wochen bey 4000 man und weib daroben ligen und arbeyten tain in hey ...". Wie einst, so wird auch heute die Seiser Alm wirtschaftlich genutzt, und wie vor Jahrhunderten erfüllt auch heute in den Sommermonaten ein reges Leben diese weite Alm inmitten der Dolomiten.

Die landwirtschaftlich nutzbare Fläche eines Berghofes beschränkt sich in der Regel nicht auf das intensiv bewirtschaftete Acker- und Wiesenland, das den Einzelhof oder die mehr oder weniger geschlossene Dorfsiedlung umgibt. Vom Heimgut greift der Hof vielmehr über den Waldgürtel hinauf in die Zone der Bergwiesen und Weiden. Diese nur extensiv genutzten Flächen können den Ertrag der Äcker und Heimwiesen und der Heimweide oft für Monate ergänzen und erweitern so die Wirtschaftsfläche des Hofes. Der Berghof lebt von seinem Tal- und von seinem Bergbesitz. Mehr als anderswo ist es gerade bei einem Berghof berechtigt, von einem Wirtschaftsraum zu sprechen. Hier wird die dritte Dimension in der räumlichen Übereinanderordnung von Tal- und Bergbesitz augenfällig. Besitz und Nutzung erstrecken sich über viele hundert Höhenmeter.

Überall in den Alpen werden Bergwiesen gemäht und Almen in gleicher oder ähnlicher Weise bewirtschaftet, doch nirgendwo geschieht dies so weitflächig und so geschlossen wie auf der Seiser Alm, und kaum irgendwo führt eine Alm ein ebenso starkes Eigenleben wie die Seiser Alm zwischen Schlern und Lang- und Plattkofel, zwischen dem Pitzberg und den Roßzähnen. Mehr als drei Viertel der ungefähr 50 km² großen Hochfläche sind Wiesen und Weiden, die stellenweise von Baumgruppen und Erlengesträuch durchsetzt sind. Ihr Blumenschmuck erfreut vor der Mahd jedes schauende Auge. Die stärker geneigten Hänge in der Saltrie und gegen den Lang- und Plattkofel, am Pitzberg und am Puflatsch sind jedoch mit dichtem dunklem Fichtenwald bestanden.

Die Wiesen dienen der Heugewinnung; nach der Mahd werden aber auch sie, wie die gesamte übrige Fläche der Seiser Alm, vom Vieh beweidet. Die zweifache Nutzung etwa der Hälfte ihrer gesamten Fläche dankt die Seiser Alm der verhältnismäßig ge-

ringen Höhenlage und günstigen bodenmäßigen Bedingungen. Der größte Teil der Alm liegt zwischen 1700 und 2100 Meter. Sie setzt randlich in der Nähe der Bachläufe in einer Höhe ein, in der in Gröden noch viele Höfe liegen. Bis in das 18. Jahrhundert waren aber auch hier auf den zutiefst gelegenen Almen gegen Seis in etwa 1700 m noch einzelne Höfe. Und auch im 19. und selbst noch im 20. Jahrhundert hat es auf der Seiser Alm nicht an Versuchen gefehlt, Äcker zu bebauen. Da und dort finden sich im Gelände auch heute noch die Spuren alter Ackerränder.




Etwa zwei Drittel der gesamten Fläche sind im Privatbesitz, die restliche Fläche gehört der Gemeinde Kastelruth. Der Gemeindebesitz umfaßt nahezu den gesamten Wald und große Weideflächen, doch auch er ist in die almwirtschaftliche Nutzung miteinbezogen. In den Ochsenwäldern in der Saltrie und in der Tschepit weidet ein großer Teil des Galtviehs, die übrigen Gemeindewälder aber werden von vielen Privatalmen unmittelbar genutzt.

Weit mehr als die Hälfte des Privatbesitzes auf der Seiser Alm gehört Bauern in den deutschen Ortschaften der Gemeinde Kastelruth, besonders in St. Michael, in Kastelruth selbst, in St. Valentin und Seis; ein kleiner Teil gehört Besitzern in Lajen und Waidbruck. Vor hundert Jahren etwa war der Grödner Besitz auf der Seiser Alm wohl

größer als heute, doch auch heute noch gehört etwa ein Viertel des Privatbesitzes den Grödnern. So groß dieser Anteil aber auch scheint, so ist die wirtschaftliche Bedeutung des Grödner Besitzes ungleich geringer. Zahlreiche Grödner Almen werden nicht mehr mit Vieh bestoßen, ein großer Teil der Wiesenflächen wird verpachtet. Kaum ein Besitzer aus St. Ulrich mäht heute noch seine eigene Wiese. Diese Wiesen sind vorwiegend an Bauern aus den deutschen Ortschaften der Gemeinde Kastelruth und an solche in Pufels verpachtet, deren Wirtschaftsfläche somit nennenswert vergrößert wird. Die meisten Besitzer aus St. Ulrich verpachten die Wiesen, weil sie über keinen anderen landwirtschaftlichen Besitz als diesen verfügen oder weil sie ihre Höfe aufgelassen haben. In den heute in Gröden, und insbesondere in St. Ulrich gültigen wirtschaftlichen und besitzrechtlichen Verhältnissen spiegelt sich die für ein Hochgebirgstal Südtirols einzigartige wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte wider.

Die Seiser Alm besitzt fast ausschließlich Privatalmen. So gleichförmig aber hier die besitzrechtlichen Verhältnisse auch scheinen, so sind sie doch bis in die jüngste Vergangenheit außerordentlich verwickelt gewesen. Das wirtschaftliche Geschehen auf der Seiser Alm in vergangenen Jahrzehnten und in der Gegenwart ist nur verständlich, erkennt man die Vielfalt der Rechtsformen des einst zum Teil sehr stark belasteten Privateigentums. Neben dem vollkommen unbelasteten Eigentum der „Weiden" standen die „Schwaigen" und „Wiesenschwaigen", deren Gründe wohl belastet waren, die aber gleichzeitig aus der rechtlichen Belastung der einfachen „Almwiesen" Nutzen zogen. Die Belastung äußerte sich darin, daß vom 1. September an jeder Besitzer oder Pächter einer schwaigberechtigten Alm sein Vieh über alle belasteten Wiesengründe, das heißt über den größten Teil der Seiser Alm, weiden lassen durfte. Kein einfacher Wiesenbesitzer durfte im Herbst auf seiner Wiese verbleiben. Diese Belastung der Wiesen wurde im Jahre 1930 jedoch durch einen Federstrich der politischen Behörde aufgehoben. In diesem Augenblick erst trat neben das vollgültige Eigentum der Weiden jenes der Schwaigen, Wiesenschwaigen und Almwiesen. Doch damit wurden die Schwaigen auf ihren eigenen und den angrenzenden Gemeindegrund beschränkt, die Wiesenschwaigen aber verloren jede Möglichkeit der Nutzung fremden Eigentums. An dieser bis 1930 rechtlich gültigen Gliederung des Privateigentums muß auch für die Gegenwart festgehalten werden, weil auch heute noch rechtliche Unterschiede fortbestehen und weil sich vor allem die heute unterschiedlichen Bewirtschaftungsformen der Privatalmen nur aus den alten, heute veränderten rechtlichen Verhältnissen erklären lassen.

Diese rechtliche Gliederung des Privatbesitzes verdeutlicht sich in der Verteilung der Almen im Gelände. Die Schwaigen und Wiesenschwaigen liegen in einem mehr oder weniger breiten Gürtel, der sich an den Rand der Seiser Alm anschließt. Der Gemeindebesitz greift in diese Randzone ein. Die Schwaigen lehnen sich hierbei an diesen Gemeindegrund an und können daher auch heute noch diesen von ihrem Vieh beweiden lassen. Die Wiesenschwaigen haben wohl in gleicher Weise wie jene die Schwaiggerechtsame besessen, die den Auftrieb von Vieh und die Nachweide auf den rechtlich belasteten Almwiesen gestattet hat, doch sie haben keinen Anschluß an Gemeindegrund. Sie waren und sind daher von jeglicher Waldweide ausgeschlossen und sind gerade aus diesem Grund von der Grundentlastung des Jahres 1930 schwer betroffen worden. So wenig die Weiden, wie dies der Name zu verdeutlichen scheint, auf karge Weidegründe beschränkt sind, so liegen sie doch vornehmlich in Anlehnung an solche rund um den Goldknopf und unter der Schneide, wo sie einst auch über die Wasserscheide von Eisack und Avisio ins oberste Durontal übergegriffen haben. Die Almwiesen aber, auf die heute ebenso Vieh aufgetrieben werden darf wie auf die Weiden, Schwaigen und Wiesenschwaigen, liegen innerhalb dieser Randzone über die Alm verstreut. —

In den meisten Jahren liegt auf der Seiser Alm noch Mitte April die geschlossene winterliche Schneedecke. Doch bereits Anfang bis Mitte Mai wird das erste Vieh auf tiefergelegene Almen getrieben. Die Mehrzahl der Almen wird in den letzten Mai- und in den ersten Junitagen bezogen. Überall werden die Almen unmittelbar von den

Heimhöfen aus bestoßen. Der auf vielen Almen, etwa in Nordtirol, gebräuchliche Auftrieb vom Talhof über die Niederalm zur Hochalm ist auf der Seiser Alm unbekannt. Ende Juni haben alle jene Bauern ihr Vieh auf der Alm, die Weiden und Schwaigen bewirtschaften. Hierin wird die besondere Stellung der mehr als 60 Schwaigen deutlich, denen die Möglichkeit der Waldweide einen frühen Auftrieb gestattet. Die Wiesenschwaigen werden, ähnlich den Almwiesen, in der Regel erst später bezogen. Doch wie schon die Aufhebung der früher möglichen Vorweide vor dem Pufler Kirchtag (am Dreifaltigkeitssonntag) beziehungsweise vor dem 1. Juni im Laufe des 19. Jahrhunderts einen späteren Auftrieb des Viehs erzwungen hat, so wird hinfort das Verbot der Waldweide vor dem 1. Juni einen Auftrieb des Viehs auf die Schwaigen schon im Mai erschweren. — Der Zeitpunkt des Auftriebs ist im einzelnen abhängig von der Witterung der vorausgegangenen Wochen und vom Futtervorrat auf dem Heimgut. Er kann sich von Jahr zu Jahr um etwa 10 bis 14 Tage verschieben.

Die während eines ganzen Sommers bewirtschafteten Almen gleichen in ihrer Anlage den Paarhöfen im Tal, wenngleich sie weniger stattlich als diese sind. In der Schwaige ist die Wohnlichkeit des Wohnhauses auf dem Heimhof erhalten. Auch hier finden sich neben dem einfachen Küchenraum mit dem oft noch offenen Feuer die Stube und dahinter die Schlafräume, und häufig umläuft ein Solder die Wohnräume. — Die Ställe, oft im Stadel, oft aber auch in der Schwaige unter den Wohn- und Schlafräumen, sind sauber, jedoch vielfach klein und dunkel. Es gibt auf der Seiser Alm Ställe ohne jegliche fensterartige Öffnung.

Während mehrerer Monate werden die im Frühsommer bezogenen 80 Almen von 2, zuweilen auch von 3 Personen bewirtschaftet. Der Senne oder die Sennerin versorgt das Vieh im Stall, melkt und buttert, der Hirt, meist noch ein Schuljunge, hütet das Vieh. Nur selten noch ist heute in den Wochen vor der Mahd die gesamte bäuerliche Familie auf der Alm. Etwa die Hälfte des Personals sind familienfremde und somit bezahlte Arbeitskräfte, ja etwa ein Drittel aller dieser im Frühsommer schon bezogenen Almen wird ausschließlich von ihnen bewirtschaftet. Die sich hierin äußernde Überfremdung wird jedoch durch den Umstand gemildert, daß zwei Drittel des familienfremden Personals der gleichen Gemeinde entstammen wie der Besitzer oder Pächter der einzelnen Alm. Die Kastelruther oder Lajener Bauern suchen die Sennen, Sennerinnen oder Hirten für ihre Alm vornehmlich in der eigenen Ortschaft oder Gemeinde, wie sie es auch später für die Mahd bei der Wahl der Mäher und Recherinnen tun, weil Arbeits- und Lebensrhythmus von Dorfgemeinschaft zu Dorfgemeinschaft verschieden sind. Das gemeindefremde Almpersonal entstammt vorwiegend dem unteren und mittleren Eisacktal.

Auf allen diesen im Frühsommer bestoßenen Almen wird eine geregelte Sennereiwirtschaft betrieben. Die in früheren Jahrhunderten vorherrschende Herstellung von Käse, die auch noch in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts häufiger gewesen zu sein scheint, ist heute vollkommen abgekommen. Die Milch wird in der Regel verbuttert und verkauft. Nur von einzelnen Almen wird die Milch täglich auf die Heimhöfe oder in die Sennerei nach Kastelruth gebracht. Die Almen auf und unter dem Puflatsch, am Joch und in der Tschepit bringen ihre Butter, zuweilen auch Rahm, nach Kastelruth und Seis, jene in der Saltrie vornehmlich nach Gröden. Hier wie dort aber werden die zahlreichen Hotels, Gasthöfe und Pensionen von den umliegenden Almen mit Milch, Butter und Rahm versorgt. Welche Mühe mit dem Absatz verbunden sein kann, wird im täglichen Gang jenes Mädchens deutlich, das im Sommer 1956 von der Carlott-Schwaige unter'm Plattkofel Rahm nach St. Ulrich getragen hat und hierbei Tag für Tag unter Benützung der Seilbahn einen insgesamt fast dreistündigen Weg hat zurücklegen müssen.

Sommerliche Schneefälle können in den besiedelten Hochtälern das Wachstum der Kulturen und die landwirtschaftliche Tätigkeit beeinträchtigen; ungleich häufiger aber bestimmen sie Jahr für Jahr die Bewirtschaftung und das Leben der höhergelegenen Almen. In den letzten drei bis vier Jahrzehnten kann man sich in Gröden keines einzigen schneefreien Almsommers erinnern; im Sommer 1946 soll es während der Almzeit

nicht weniger als 23mal geschneit haben. Das Vieh wird dann nach Schneefällen oft mehrere Tage am freien Weidegang gehindert. Diese drohende Möglichkeit des sommerlichen Schneefalls zwingt dazu, im Spätherbst genügend Heu für die Stallfütterung auf der Alm zu belassen. In manchem Jahr jedoch ist der eine oder andere Bauer auch genötigt, sein Vieh mit Heu aus dem Tal zu versorgen.

Das Almleben erreicht auf der Seiser Alm seinen Höhepunkt in dem Augenblick, in dem mit der Mahd der Wiesen begonnen wird. Sie setzt vereinzelt in der Margareten- (um den 10., 12. Juli), in vollem Umfange in der Magdalenen- und Jakobiwoche ein. Der größte Teil der Almwiesen wird in der zweiten Juli- und in der ersten Augusthälfte gemäht. In der Barthelmäwoche (nach dem 20. August etwa) ist nurmehr ein geringer Teil der Wiesen ungemäht. Höhenlage und Lage der Wiesen gegen die Sonne bestimmen nicht oder kaum den Zeitpunkt der Mahd. Im ganzen ist vielmehr entscheidend, für welche Woche es dem einzelnen Wiesenbesitzer gelingt, fremde Mäher und Recherinnen zu verpflichten oder zu welchem Zeitpunkt der Arbeitsanfall auf dem Heimgut geringer ist. Die Abhängigkeit von Heim- und Bergbesitz verdeutlicht sich gerade auch im bäuerlichen Arbeitskalender. Das von Jahr zu Jahr unterschiedlich schnelle Abreifen des Getreides in den einzelnen Höhenlagen des Tales zwingt häufig dazu, die Almmahd zu verschieben oder zu unterbrechen. So muß beispielsweise mancher Bauer, der seinen Hof in der Ortschaft Kastelruth hat, die Almmahd unterbrechen, wenn die Gerste später, der Bauer aus St. Michael aber, wenn sie früher abreift.

In den Jahren 1956 und 1957 sind noch fast alle Wiesen auf der Seiser Alm mit der Hand, erst wenige mit der Maschine gemäht worden. Das Mähen von etwa 25 km² Almwiesen erfordert daher einen außerordentlich starken Einsatz von Arbeitskräften. Sehr viele der etwa 300 Wiesenbesitzer sind genötigt, familienfremde Mäher und Recherinnen aufzunehmen, weil die Zahl der eigenen Kinder und Anverwandten nicht genügt. Diese fremden Arbeitskräfte helfen eine, meist zwei, zuweilen auch drei und vier Wochen mit, und verpflichten sich während eines Almsommers oft auch einem zweiten Bauern. Allein auf den 115 Privatalmen, die im Sommer 1956 bewirtschaftet worden sind, sind etwa 55 bis 60% der ungefähr 800 Mäher und Recherinnen, die durchschnittlich zwei Wochen geblieben sind, familienfremde, 15 bis 20% sogar gemeindefremde Arbeitskräfte gewesen. Der starke Arbeitsanfall in diesen Juli- und Augustwochen auf der Seiser Alm zwingt eben dazu, Mäher und Recherinnen aus anderen Gemeinden aufzunehmen. Meist entstammen auch sie den benachbarten Gemeinden des unteren Eisacktales, in denen die Fläche der Bergwiesen kleiner ist und die daher in diesen Wochen bäuerliche Arbeitskräfte abgeben können. Dieses Mähen einer so großen Wiesenfläche auf der Seiser Alm mit der Hand wird solange noch möglich sein, als die Bauernfamilien in Kastelruth ebenso wie in anderen Berggebieten Südtirols im allgemeinen noch kinderreich sind und solange die Mehrzahl der heranwachsenden Kinder noch auf dem elterlichen Hof verbleibt. In dem Augenblick aber, in dem die Möglichkeit wüchse, daß die Kinder in die Städte des Landes abwandern und dort einen Beruf erlernen könnten, würde auch auf der Seiser Alm der stärkere Einsatz von Maschinen notwendig, ja erzwungen werden. Für den Augenblick verdeutlicht die Arbeitsweise auf der Seiser Alm die der bergbäuerlichen Wirtschaft in Südtirol.

Bei Mahdbeginn bringen jene, die auf der Seiser Alm nur Wiesen besitzen, eine oder zwei Kühe mit auf die Alm, um so während der Mahd die Versorgung aller Mithelfenden mit Milch sicherzustellen. Das Milchmus bildet die tägliche Hauptnahrung. Zahlreiche Wiesenbesitzer treiben aber etwa 8 Tage nach Mahdbeginn ihr gesamtes Rindvieh oder doch einen größeren Teil desselben auf, das dann bis in den Herbst hinein auf der Alm bleibt. Auf diesen Almwiesen steht allein die eigene, meist kleine Wiesenfläche der Weide des Viehs zur Verfügung. Dieser Bestoß der Almwiesen ist erst nach der Grundentlastung des Jahres 1930 möglich geworden. Mit diesem Mehraufrieb von Vieh auf die Seiser Alm ist jedoch keine Intensivierung der Sennereiwirtschaft verbunden. Die Zahl des Milchviehs ist auf diesen Almen kleiner, die Einrichtung dieser Almen ist ungleich einfacher als

die der Schwaigen oder Weiden. Die anfallende Milch dient fast ausschließlich dem Eigenverbrauch. Man bleibt hier auf der Alm, um durch die Weide des Viehs eine geringe Düngung der eigenen Wiesen zu ermöglichen. Auf diesen Almwiesen fehlt fremdes Personal; die Bäuerin, der alte Bauer oder eigene Kinder versorgen in diesen Wochen das Vieh und oft findet sich auf diesen Almwiesen die gesamte bäuerliche Familie. Das Verbleiben auf der Alm wird gerade hier als Sommerfrische empfunden.

In jenen Wochen ist die Arbeit auf der Alm hart. Der Tag beginnt für jeden einzelnen bald nach dem Morgengrauen und er endet erst, wenn der Abend dämmert. Doch die Arbeit entbehrt nicht jener Fröhlichkeit, die sie vor allem für die vielen fremden Mäher und Recherinnen mehr sein läßt als nur bezahlte Arbeit. Ist die Wiese bis zum Donnerstag gemäht, wandern und tanzen die Burschen und Mädel am Freitag, um dann am Samstag nachmittag zu Tal zu steigen. Es mag sein, daß das Almleben vor Generationen noch ursprünglicher und stärker gewesen ist, doch es ist heute unter allen Almen der weiteren Umgebung allein noch der Seiser Alm eigen.

Ende August, Anfang September sind heute zu einem Zeitpunkt, da alle Almen schon besetzt, keine aber noch verlassen ist, etwa 2000 Stück Rindvieh neben mehr als 100 Pferden und etwa 500—600 Schafen auf der Seiser Alm. Mehrere hundert Stück Galtrinder weiden auf den Gemeindealmen in der Saltrie und in der Tschepit, auf denen sie während des ganzen Sommers Tag und Nacht im Freien sind, allein durch das Gezweig der Bäume gegen mögliche Wetterunbilden geschützt. Der Bestoß der Seiser Alm ist heute ungleich stärker als vor etwa 80 bis 100 Jahren. Um 1870 haben hier nicht mehr als 1100 Rinder während des Sommers geweidet, und noch im Jahre 1886 ist in der „Neuen Almordnung" die Höchstzahl des aufzutreibenden Rindviehs auf 1140 Stück festgesetzt worden. Doch heute ist diese Höchstzahl um mehr als 75% überschritten, ohne daß die Futtergrundlage der Seiser Alm durch eine mögliche Intensivierung beträchtlich gewachsen wäre. Dieser Mehrauftrieb von Vieh in der Gegenwart erklärt sich in erster Linie aus dem Fehlen einer verpflichtenden Almordnung.

Die ersten Ansätze einer intensiveren Nutzung seien jedoch nicht verkannt. Früher hat jegliches Interesse an einer Verbesserung der Wiesen gefehlt, da ja doch nur ein Teil der möglichen Ertragssteigerung dem einzelnen Wiesenbesitzer zugute gekommen wäre. Erst in den letzten Jahrzehnten, ja erst in den letzten Jahren ist mit der Grundentlastung das Verantwortungsgefühl des einzelnen gewachsen und gestärkt worden. Heute finden sich vielerorts auf den oft feuchten Wiesen Entwässerungsgräben, die Wiesen werden weithin durch die Nachweide gedüngt und da und dort wird sogar Stallmist von den Heimgütern auf die Almen gebracht. Doch einer weitreichenden Intensivierung der Almen stehen vor allem die ungünstigen Wegverhältnisse entgegen. Die Wege sind besonders in feuchteren Jahren außerordentlich tiefgründig und nur schwer zu befahren. So kann in der Regel weder Milch zu Tal noch Stallmist auf die Alm gebracht werden. Gut ausgebaute Wege wären für die Almwirtschaft dringend vonnöten, doch sie würden gleichzeitig dem motorisierten Fremdenverkehr den Zugang auch in die entlegeneren und heute noch unberührten Fleckchen der Seiser Alm ermöglichen. Wäre die Seiser Alm von einem gut ausgebauten Wege- und Straßennetz durchzogen, so würde dies auch zum Bau weiterer Hotels, Gasthöfe und Sommerhäuschen und zur Anlage von Parkplätzen anregen.

Von Mitte September an geht das Almjahr langsam zu Ende, doch gleichzeitig wird das kommende schon wieder vorbereitet. Überall auf den Almen wird der während des Sommers angefallene Stallmist auf die Wiesen gebracht und dort ausgebreitet, und aus dem Wald wird gleichzeitig Holz herangefahren.

Erfolgt der Bestoß der Seiser Alm vornehmlich in zwei weit auseinanderliegenden Zeitpunkten Ende Mai bis Anfang Juni und Ende Juli bis Anfang August, so ist der Viehabtrieb demgegenüber im Herbst auf einen wesentlich kürzeren Zeitraum zusammengedrängt. Trächtige Kühe und Zuchtvieh, das auf den Herbstviehmärkten verkauft werden soll, kommen oft schon im Laufe des September zu Tal, der größte Teil des Viehs aber folgt erst Anfang Oktober. Am Rosariesamstag erfüllt das Geläute der Kuhglocken

die Alm und die Wege, die von ihr zu Tal führen. In den zahlreichen Ausnahmen eines früheren oder späteren Abtriebs wird neben anderem wiederum die enge Abhängigkeit von Heimgut und Almbesitz deutlich. So wird beispielsweise schon Mitte oder Ende September abgetrieben, wenn die Heimweide groß genug ist, wenn jegliche Stallfütterung auf der Alm mit dem hier gewonnenen Heu vermieden werden soll, oder auch, wenn Personenmangel hierzu zwingt; oder es wird erst Mitte oder Ende Oktober abgetrieben, wenn die Almweide noch groß und gut genug erscheint, wenn die Heimweide noch geschont oder auch, wenn weiterer Stallmist auf der Alm gewonnen werden soll.

Da und dort ist die Almwirtschaft in den letzten Jahrzehnten umgewandelt worden. Auf zahlreichen Almen verbleibt das Vieh oder doch ein Teil desselben während des ganzen Jahres. Der sich hierin äußernde Einfluß des Fremdenverkehrs wird dort besonders deutlich, wo Milchvieh kurz vor Weihnachten auf die Alm fährt und erst nach Ostern wieder zu Tal kommt. Der Fremdenverkehr verändert hier den seit Jahrhunderten gültigen Rahmen der Almwirtschaft. Er hebt damit aber gleichzeitig die Siedlungsgrenze um mehrere hundert Meter und vergrößert somit den dauernd besiedelten Raum.

Daneben aber zeichnet sich auf der Seiser Alm unabhängig vom Fremdenverkehr eine Entwicklung zum Viehhof ab. Auf der Römer-Schwaige bleibt das Vieh während des ganzen Jahres, und seit wenigen Jahren wird auch auf der Gstatsch-Schwaige in der Tschepit das Galtvieh bis Anfang Februar belassen und kehrt Anfang April schon wieder auf diese zurück. Das gesamte Heu wird hier auf der Alm selbst verfüttert. Die Entwicklung zum Viehhof wird auf der Gstatsch-Schwaige dadurch begünstigt, daß der Bauer auf der Alm über mehr Futter verfügt als auf dem Heimhof, doch sie erklärt sich letzten Endes nur aus dem besonderen Unternehmungsgeist des jungen Bauern.

Dies jedoch sind bisher nur Ausnahmen. Anfang November weidet nirgends mehr auf der Alm Vieh. Jetzt aber wird nach dem ersten Schneefall von den vielen Dillen das Heu zu Tal geführt. Der sonst meist tiefgründige, nun aber gefrorene Boden der Seiser Alm erleichtert ein Abführen des Heus. Ein früherer Abtransport ist jenen Wiesenbesitzern möglich, deren Wiesen nahe der bis Schönblick (Bellavista) führenden Straße liegen, er wird aber dort erzwungen, wo die Wiesen eines einzelnen oder einzelner Bauern abgelegen sind oder sehr ungünstig liegen und die zu ihnen führenden Wege schon im frühen Winter stark verweht sind. Die Besitzer solcher Wiesen müssen ihr Heu schon vorzeitig abführen, trotz der auch hier im Spätherbst gültigen Schwierigkeiten. Ein Abtransport nach den ersten Schneefällen wäre aber mit noch größeren, ja mit unsäglichen Mühen verbunden. Die Notwendigkeit, das Heu bald nach dem ersten Schneefall zu Tal zu bringen, führt auf vielen Höfen, die im Sommer Heu gewonnen haben, zu einem weiteren starken Arbeitsanfall. Mancher Bauer hat bis zu 50/60, ja bis zu 80 und 100 Fuder (zu je 350—450 kg) Heu abzutransportieren. In den 30er Jahren wurden jährlich etwa 5000 Fuder von der Seiser Alm auf die Talhöfe gebracht. Heute dürften es eben soviele, ja eher noch mehr Fuder sein.

Über die mehrmonatige Weide hinaus versorgt so die Seiser Alm die Höfe mit einem großen Teil des für die winterliche Stallfütterung notwendigen Futters. Die Seiser Alm ist eine der wenigen Almen Südtirols, auf der eine ausgedehnte Weidenutzung mit einer starken Heugewinnung verbunden ist, ja auf der im ganzen und oft auch im einzelnen der Heuertrag die Weidenutzung übertrifft. Dieses Almheu ist aber teuer erkauft. Über die eigene Arbeitskraft und -zeit und die ihrer Familien hinaus müssen viele Bauern meist auch beträchtliche finanzielle Unkosten durch die Mithilfe fremder Mäher und Recherinnen hinnehmen. Doch das Mähen dieser großen Wiesen, auf denen das Gras nur finger- oder handlang ist, ist nur im Rahmen der gesamten Wirtschaft dieser Berghöfe richtig zu bewerten. Auf den meisten Höfen in den einzelnen Ortschaften der Gemeinde Kastelruth und auch auf manchem Hof in benachbarten Gemeinden erlauben erst die Almweide und der Heugewinn auf der Seiser Alm einen um die Hälfte größeren, ja vielfach einen doppelt so großen Viehbestand zu halten, als dies ohne Besitz auf der Seiser Alm möglich wäre.

Im Laufe des Dezember endet das Almjahr. Der Bauer weicht, in demselben Augenblick aber kehrt der fremde Gast schon wieder auf die Seiser Alm zurück. In den Wochen von Weihnachten bis Ostern beleben die vielen Wintersportler die Alm.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts diente die Seiser Alm allein der Almwirtschaft. Sie war im Sommer in den menschlichen Wirtschafts- und Siedlungsraum einbezogen, im Winter aber blieb sie unberührt. Hieran änderte sich auch nichts, als von etwa 1870 an mit dem Aufleben des Fremdenverkehrs in Gröden auch die Seiser Alm in zunehmendem Maße für diesen erschlossen wurde. Erst von etwa 1928/30 an wurden zahlreiche Hotels, Gasthöfe und Pensionen gebaut und noch vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges öffneten Seilbahn (von St. Ulrich) und Straße (von Seis) die Seiser Alm einem stärkeren Personen- und Autoverkehr. Diese Entwicklung wurde von dem in jenen Jahren auflebenden Wintersport bestimmt. Nach dem zweiten Weltkrieg blühte die Bautätigkeit wieder auf. Sie hat vor allem nahe dem Straßenende ihren augenfälligen Niederschlag gefunden. Die Almen treten hier heute im Landschaftsbild zurück, ja sie werden zuweilen selbst schon durch den Dienst am Fremdenverkehr baulich verändert. Auch auf der übrigen Seiser Alm stehen da und dort zahlreiche Gasthöfe und Hotels, doch sie haben sich bisher noch nirgends ein zweites Mal stärker gruppiert. Das alte Landschafts- und Siedlungsbild wird in ihrer Umgebung in gleicher Weise empfindlich gestört. Allein der Puflatsch und die Tschepit und jene Gegenden um den Goldknopf, den Wolfenbühel und den Großen Sumpf und weithin auf dem Joch haben ihr altes Bild bis in die Gegenwart herein vollkommen bewahrt.

Der seit Jahrhunderten gültige Rahmen der Almwirtschaft auf der Seiser Alm ist in den Jahren nach 1930 durch die rechtliche Entlastung des größten Teils des Privatbesitzes binnen weniger Jahre weitgehend verschoben worden. Die Almwirtschaft selbst hat ihre Bedeutung aber uneingeschränkt behalten. Der Fremdenverkehr hat sie in den letzten Jahren nicht geschmälert, er hat jedoch einige ihrer Züge umgestaltet. Da und dort sind heute Ansätze für Umwandlungen der Almwirtschaft deutlich, doch es ist kaum anzunehmen, daß entscheidende Veränderungen durch den Fremdenverkehr ausgelöst werden, so sicher es andererseits erscheint, daß gerade er auch weiterhin das Landschaftsbild der Seiser Alm zerstören wird. Eine tiefgreifende Umgestaltung der Almwirtschaft wird viel eher unter dem Einfluß anderer wirtschaftlicher und sozialer Bewegungen erfolgen, die das Bergbauerntum in Südtirol als Ganzes betreffen könnten.

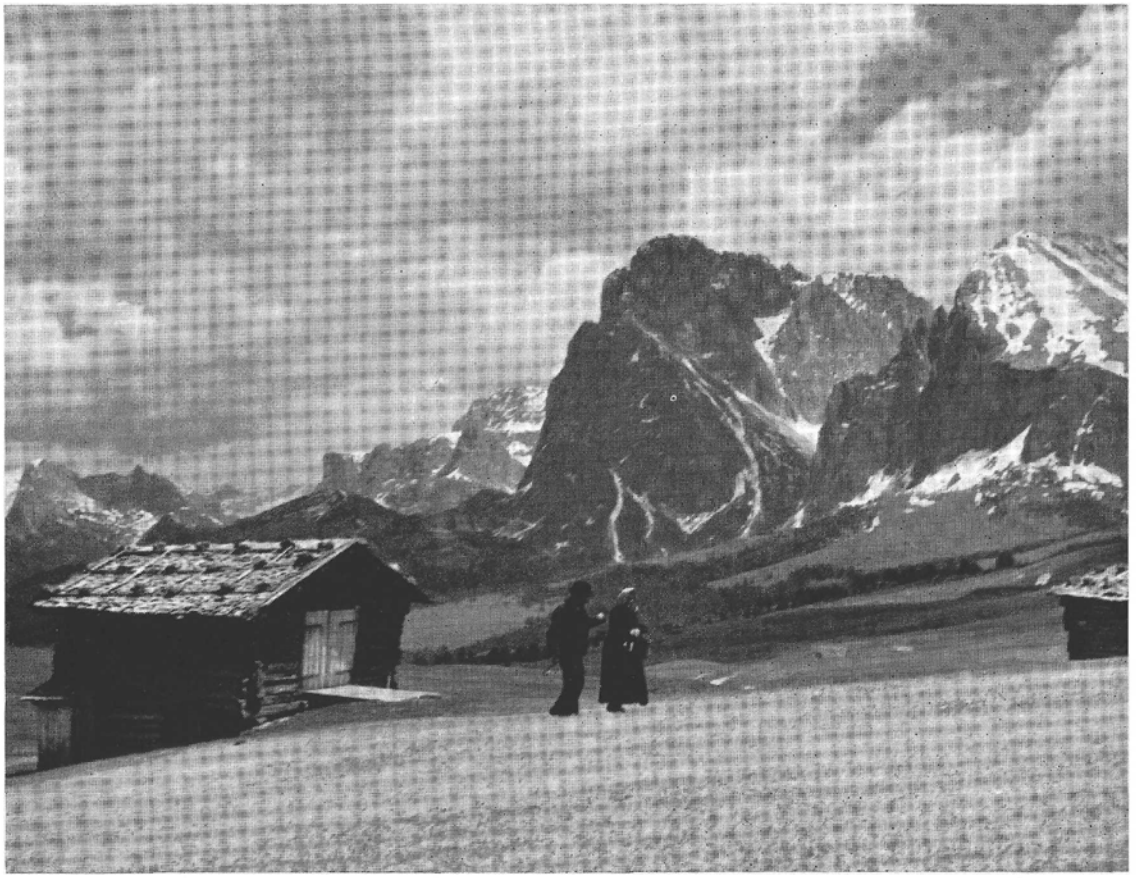
Die Seiser Alm wird heute noch in gleicher Weise gemäht und beweidet wie früher. Noch fährt das Vieh im Frühsommer auf, noch bevölkern im Hochsommer die vielen hundert Mäher und Recherinnen die Alm und erfüllen sie mit ihrem Leben, noch kann der Wanderer an einem Juli- oder Augustabend in einer kleinen Kochhütte inmitten der bäuerlichen Familie am offenen Feuer sitzen, noch kann er im Herbst das Geläute der Kuhglocken erleben, wenn das Vieh zu Tal fährt. Und wie vor Jahrhunderten wird auch heute noch das Heu auf verschneiten Wegen auf die Heimhöfe gebracht.

Die Seiser Alm erfreut den Weitgewanderten durch die Vielfalt ihrer Formen und Farben, durch jene Gegensätzlichkeit, die der sanft zertalten Weite und den hohen Dolomitenwänden, dem fahlgrauen Gestein hier und den saftig grünen und bunten Wiesen und den dunklen Wäldern dort entspringt, und sie begeistert gleichzeitig durch ihre Geschlossenheit, die im Winter noch stärker empfunden wird als im Sommer. Inmitten dieser Bergwelt aber, die uns erfreut, arbeitet und müht und sorgt sich der Bergbauer jahraus, jahrein um sein und der Seinen tägliches Brot.

Diesem Aufsatz liegen eigene Untersuchungen über die Seiser Alm und Gröden aus den Jahren 1955 bis 1957 zugrunde. Siehe auch den Aufsatz „Gröden — Landschaft und Mensch", in: Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins, 1958, Alpenvereinszeitschrift Band 83, S. 56—66. K. Außerer hat der Seiser Alm eine gute Untersuchung gewidmet (mit zahlreichen Zeugnissen über die Seiser Alm und mit der ältesten noch erhaltenen Almordnung aus dem 16. Jh.). (Karl Außerer, Die Seiser Alpe, in: Schlern-Schriften, Band 38, Innsbruck 1937, 80 Seiten, gedruckt mit Unterstützung durch den D. u. Oe. Alpenverein.)

Anschrift des Verfassers: Wilhelm Lutz, Innsbruck, Lohbachsiedlung 53

a) Seiser Alm mit Sella-Gruppe (l.) und Langkofel-Gruppe (r.) (Aufn. H. Heuberger)



b) Seiser Alm mit Langkofel (Mitte) und Plattkofel (r.) (Aufn. R. Löbl)

Dufourspitze, Monte Rosa (Aufn. R. Löbl)

TAFEL X

# Licht und Schatten über der Monte-Rosa-Ostwand

Von Josef Prokesch

(Mit 1 Bild, Tafel X)

Licht, ja sehr viel Licht sogar, lag über der Monte-Rosa-Ostwand und fast über unserem ganzen Bemühen, über diese gewaltige Eisflanke den Gipfel der Dufourspitze, den höchsten der Walliser Alpen zu erreichen.

Unserem Ziele bereits sehr nahe, gerieten wir jedoch in den dunklen Schatten eines Ereignisses, der unsere Erfolgsfreude und unser Gipfelglück trübte, der all die vielen prächtigen Viertausender ringsum für uns nicht im vollen Glanze erstrahlen ließ, obzwar wir unter wolkenlosem Himmel, im Scheine der späten Nachmittagssonne am Ziele standen.

Wenn ich sage „wir" — so heißt das mein Freund Hans Laurer und ich. Zwei Berggefährten, die nicht im jugendlichen Sturme oder etwa einer plötzlichen Anregung folgend nach diesem für uns in vieler Hinsicht hohen Ziele griffen, sondern erst nach mehr als drei Jahrzehnte währender respektvoller Bewunderung dieser eisstarrenden Bergflanke, eine Durchsteigung ins Auge faßten. Ich meine eine Bewunderung, hervorgerufen durch Bild und Schrift, denn in Wirklichkeit hatten wir sie nie geschaut.

Wir waren längst nicht mehr die Jüngsten, als uns ein Seil erstmals zu gemeinsamen Bergerlebnissen verband und wir dann im Verlauf weniger Jahre eine Reihe schöner Westalpenfahrten durchführen konnten. Aber erst als es uns im Sommer 1956 anstandslos gelang, über die Brenvaflanke auf den Gipfel des Mont Blanc zu steigen und wir uns an der Aiguille Verte bewährten, erwogen wir ernsthaft, besser gesagt, hatten wir endlich den Mut, dem Monte Rosa von Osten an den Leib zu rücken. Schon im Sommer darauf erstiegen wir ein paar uns noch unbekannte Viertausender von Zermatt aus, wechselten zwar mühsam, aber entschlossen hinüber nach Macugnaga, und standen nun schon nahe am Fuße unserer Ostwand. Jedoch verschiedener Umstände halber kam es zu keinem Versuch, ja nicht einmal zu einem Aufstieg zur Marinelli-Hütte.

Als wir anderntags einen italienischen Autobus bestiegen, um talaus nach Domodossola zu fahren, meinte Hans ein wenig deprimiert: „Du Seff, ich glaub', die Ostwand sieht uns nimmer, — so bald werden wir da nicht wieder herkommen."

Nun, — es kam aber doch anders. Wir hatten nämlich unser Ziel nicht aus dem Auge gelassen und so geschah es, daß wir elf Monate später — also ehe noch ein ganzes Jahr verstrichen war —, am 13. Juli 1958 bereits wieder in Macugnaga, beziehungsweise im noch etwas taleinwärts gelegenen Staffa landeten.

Eine schöne, aber lange Autoreise über Tarvis—Verona—Mailand, am Westufer des Lago Maggiore entlang nach Norden und eine kurvenreiche Straße am linken Steilhange des Anza-Tales gegen Westen, brachte uns bei Einbruch der Dunkelheit hierher. Eine beachtliche Fahrt für Hans, der dauernd am Steuer saß.

Wohl ausgeruht begrüßten wir anderntags einen leidlich schönen Morgen. Glücklich und vorfreudig gestimmt trafen wir unsere letzten Vorbereitungen, wohl überlegt, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Das Ergebnis war wieder einmal ein schwerer Schnerfer am Buckel, als wir gegen Mittag unser Quartier verließen.

Wir marschierten aber nicht lange, denn schon nach wenigen Minuten standen wir bei der kleinen Talstation eines Sesselliftes, der uns zwar nicht auf den Gipfel des Monte

Rosa bringen sollte, uns aber immerhin den schütter bewaldeten Steilhang hinauf zum „Belvedere", einem wunderbaren Ausflugsziele, ersparen konnte.

Nur wenig später schaukelte jeder von uns, um 350 Lire leichter, lautlos bergwärts. — Und mit dieser Auffahrt, mit dieser eigentlich gänzlich unbergsteigerischen Betätigung begann unsere Ostwandtour, ein Erlebnis, das weit über den Rahmen der eigentlichen Durchsteigung hinausgehen sollte, — ein Erlebnis, das ich nunmehr, da es bereits seit einigen Monaten der Vergangenheit angehört, zu schildern versuchen möchte. Und zwar in seiner ganzen Buntheit, mit all seinen glücklichen, aber auch ernsten Stunden, mit Bildern, die das Auge wahrgenommen, mit Gedanken, die, nicht immer im Gleichschritt, mit am Wege waren.

— — —

Über uns ein freundlich blauer Himmel, tief unter uns rauscht lärmend das Bergwasser über grobes Geröll, und halbrechts blickend kommen uns die eisgeschmückten Felsflanken des Fillarhorns, der Cima di Jazzi und der Weißtorspitze förmlich entgegen, so rasch schweben wir dem „Belvedere" zu.

Übrigens ein etwas komisches Bild ist es schon, wie wir da in den grell lackierten Sesseln hocken und die Beine ins Leere baumeln, wie der große mit den Zwölfzackern garnierte Rucksack vor uns auf den Schenkeln ruht und die Eisaxt dornaufwärts gerichtet, zur Rechten einer Waffe gleicht. Das ist wohl der Gipfel der Bequemlichkeit, denkt sich da nun mein sonst an harte Bräuche gewohntes Bergsteigerherz, aber es freut sich doch, dem großen Weg ein Stückchen abgekauft zu haben.

Urlaubsanfang, wieder in den großen Bergen, gutes Wetter und unser altes Bergziel nun schon so nahe zu wissen, macht diese Auffahrt für mich zu einer frohen, glücklichen Luftreise — und wenn sich Hans, der im Sessel vor mir sitzt, nach mir umdreht, so sehe ich in seinem Lächeln, daß er gleich mir zufrieden ist.

Die Gedanken sind aber nicht nur mit dem Augenblick beschäftigt, sondern sie verirren sich auch ein halbes Jahrhundert und mehr zurück zu den alpinen Pionieren, die doch schon lange vor der Jahrhundertwende nach der Monte-Rosa-Ostwand griffen. Zu jenen Männern, die längst unter der Erde ruhen, — was würden die nun sagen, wenn sie unseren „Anmarsch" sehen könnten.

Diese Bequemlichkeit hat aber kein langes Leben, denn gar bald ist die Lift-Endstation erreicht, und so wie einst, helfen auch uns die eigenen Beine weiter und schleppen unsere Säcke selbst, so wir bereits auf gutem Steiglein über den Moränenrücken wandern, der den Macugnaga-Gletscher östlich begrenzt. Unser heutiges Ziel ist bloß die von hier eine halbe Stunde entfernte Mario-Zappa-Hütte auf der Alpe Petriola, etwa 2000 m hoch gelegen. Diese neue, fabelhaft eingerichtete Hütte haben wir vor unserem Angriff für einen halben Rasttag ausgewählt. Vor allem deshalb, weil man von hier aus einen großartigen Einblick gewinnt in den wilden Gletscherkessel und in die Ostwände der Signalkuppe, der Dufourspitze und des Nordends, die zu einer einzigen, unwahrscheinlich gewaltigen Eisflanke vereint, etwa 2500 m hoch den Gletscherboden überragen.

Rasch vergehen die Nachmittagsstunden, so wir in oder nahe der Hütte da und dort verweilen und schauen, immer wieder schauen. Und das Ziel unserer Blicke ist natürlich die Ostwand, obwohl hartnäckiges Gewölk nur deren untere Hälfte freigibt.

Da sind aber noch drei Augenpaare, die immer wieder gegen Westen blicken und mehr noch nach der unentschiedenen Wetterlage Ausschau halten. Drei Italiener sind es, ein Zwillingsbrüderpaar aus Novara und der 31jährige Bergführer Guilda Burgener aus Macugnaga, die, wie wir vermuten und wie uns der Hüttenwirt bestätigt, auch die große Monte-Rosa-Fahrt in Absicht haben, jedoch noch heute hinauf zur Marinelli-Hütte wollen. Sie zögern lange, schultern aber schließlich doch ihre Rucksäcke und überschreiten den nahen Moränenrücken in Richtung Marinelli-Hütte. Etwa eine Stunde später wird das Wetter schlechter, wir ziehen uns in die Zappa-Hütte zurück und sehen die Ostwand-Hoffnungen ein wenig sinken. Unser Trost aber ist, daß wir Zeit haben, unser Plan, daß wir morgen

auf jeden Fall zur Marinelli-Hütte aufsteigen, die wir von hier in etwa drei Stunden erreichen können und uns daher genügend Zeit bleibt zur Erkundung des Marinelli-Couloirs, sowie zur notwendigen Ruhe vor der großen Fahrt. Und übermorgen, wenn es sein will, — greifen wir nach unserem Ziele.

Der nächste Morgen sieht uns auf einem Steiglein hinter der Hütte ein Stück hochsteigen, bis wir die ganze leuchtende Riesenwand vor uns, beziehungsweise vor unserer Kamera haben. Das Wetter sieht recht gut aus, nur einzelne Wolkenreste stellen unsere Geduld ein wenig auf die Probe. Bald zeigt sich gerade gegenüber das markante Couloir, das seinen Ursprung etwa 1500 m über seiner Mündung hat, jener „Canal Marinelli", in dem sich alles sammelt, was zwischen Grenzgipfel und Nordend dem Gesetz der Schwere folgt. Eine Schnee- beziehungsweise Eisrinne, die in ihren Ausmaßen in den Alpen ihresgleichen sucht. Nördlich wird sie von einem felsigen Rücken begrenzt, der die Marinelli-Hütte trägt und sich oberhalb mit Fels- und Eiswänden steil zum Gipfel des Nordends aufschwingt. Die südliche Begrenzung bilden ausgedehnte Gletscherbrüche, aus denen da und dort dunkle Felsbänke und -rippen hervortreten, überragt von einer jähen Eiswand. Und diese ist gekrönt vom Grenzgipfel, den ein zerscharteter, nicht allzulanger Grat mit der 4638 m hohen Dufourspitze, mit dem höchsten Punkt des Monte Rosa verbindet. Aus der alpinen Literatur und von zahlreichen Bildern her wissen wir, daß es sich hier um eines der gewaltigsten Schaustücke der Alpen handelt. Nun aber unmittelbar davor stehend, erkennen wir erst so richtig die wahre Größe des ragenden Berges und unseres Verlangens, just von dieser Seite seinen Gipfel zu erreichen.

Also dort oben in der kleinen Steinhütte, etwa 1000 m über uns in der steilen Felsflanke, sollen wir die kommende Nacht verbringen, — dort sollen wir den riesenhaften 150 bis 160 m breiten, von Lawinenrinnen durchfurchten Eiskanal überschreiten, — und zwischen dem Couloir und den Brüchen geradeaus über die dunklen Felsen steigen, über den Imsengrücken, der sich schließlich im jäh aufragenden Eise verliert, — dort wo das Auge von hier aus nicht glaubt, daß es doch noch weitergeht. Hoch oben dann sollen wir schräg links aufwärts an den Fuß der Ostrippe des höchsten Gipfels, der von hier noch weit entfernt, kaum Einzelheiten erkennen läßt.

Diese Wand also war so lange unser Wunsch gewesen. — Halten wir ihn aufrecht? — Ja, und nun erst recht möchten wir nicht darauf verzichten müssen, wollen wir uns mühen um jedes Wegstück, das uns dem Gipfel näher bringt.

Sobald wir glauben, mit unserer Kamera ein paar schöne Ostwandbilder eingefangen zu haben, gehen wir wieder zurück zur Hütte, schultern unsere Säcke und überschreiten den nahen Moränenrücken. Wenig später bewegen wir uns bereits auf dem aperen Macugnaga-Gletscher, umgehen grobes Blockwerk, übersteigen schmale Klüfte und nähern uns rasch und mühelos dem untersten Sockel des Marinelli-Rückens, wo wir von Trittspuren im Geröll des Wegsuchens enthoben werden. Über Schrofen, Schutt und alte Schneereste, doch bald auf gut ausgeprägtem Steiglein gewinnen wir in der nördlichen Flanke rasch an Höhe. Rechter Hand auf den wild zerrissenen Nordend-Gletscher blickend, gewöhnt sich das Auge allmählich an das weiße Element, und es dauert gar nicht lange, so begehen wir steilen Firn, einen markanten Sattel im Marinelli-Rücken als nächstes Ziel. Auf der Sattelhöhe stehend, ist plötzlich die ganze Wand, vor allem aber besonders das Marinelli-Couloir zum Greifen nahe vor uns.

Das ausgeaperte Steiglein führt nun ein Stück auf der Grathöhe bergwärts, dann aber über Stufen und Bänder weit hinaus in die linke Flanke, als hieße es jetzt schon in die eisgepanzerte Wand hineinmarschieren. Eindrucksvoll ist nun dieser Gang hinauf zur kleinen Hütte, aber auch aufschlußgebend und beruhigend. Ja, beruhigend, — denn als wir heute morgens noch auf dem Hange oberhalb der Alpe Petriola, also gerade gegenüber der Ostwand standen, da schienen uns Felsrücken, Couloirs und Gletscherbrüche gut doppelt so steil als sie es tatsächlich sind. Daß die Sache in der Nähe nur mehr halb so wild ist, ist für uns kein Fehler. Sind wir doch keine jugendlichen Stürmer, die dazu auserkoren sind, mit einem Bündel Eishaken, Eisbeil und dergleichen bewaffnet,

senkrechten Eiswänden an den Leib zu rücken. Zwar haben wir auch ein paar wenige solch langer Stifte mit, doch sind diese nur für den Notfall, für einen allfälligen Zwischenfall bestimmt. Ansonsten wollen wir mit unseren alten braven Beinen allein auskommen, das heißt, ein Paar scharfe Zwölfzacker bekommen sie schon, und einen Pickel zur Unterstützung außerdem.

Bei einem Schartel findet die Linksquerung ihr Ende, und in unschwieriger Kletterei geht es im spitzen Winkel schräg zurück und über eine Steilstufe auf den hier noch mit Altschnee bedeckten Rücken. Nahe über uns sehen wir nun schon die Marinelli-Hütte. Deutlich erkennen wir die geöffneten Fensterläden, — also sind die drei Italiener noch hier und heute nicht wie geplant durch die Wand gegangen. Über Felsstufen und -bänder erreichen wir etwa zur Mittagsstunde die kleine Steinhütte. Auf einer nur wenige Quadratmeter großen Fläche, ganz an den Fels gebaut, steht sie da, eigentlich schon fast inmitten der großen Flanke, 1000 m hoch über dem Gletscherboden, 1500 m unter dem Gipfel der Dufourspitze.

Die beiden Brüder und der Bergführer Burgener, dem das Wetter nachts noch zu ungewiß war um aufzubrechen, begrüßen uns freundlich und verhalten sich außerordentlich nett. Sie bieten uns Platz, Geschirr und heißes Wasser an, bringen den Ofen wieder in Wärme und so weiter. Ist es Gastfreundschaft uns als Ausländern gegenüber, ist es Ehrung des Alters — könnten wir doch ihre Väter sein, oder ist es eben Bergkameradschaft —, wir wissen es nicht. Jedenfalls vertragen wir uns bestens und unterhalten uns recht gut, obzwar keiner die Sprache des andern versteht. Jedoch mit einigen, ganz wenigen Vokabeln und vielen Handbewegungen kommen wir ganz leidlich aus, und wenn es mal gar nicht geht, so versucht es Hans mit dem einen der Brüder auf Englisch.

Obwohl der junge Bergführer aus Macugnaga die Ostwand kennt, wollen wir uns auf seine Anwesenheit nicht verlassen, und so breche ich am späten Nachmittag unbeschwert, nur mit dem Pickel bewaffnet, auf, um den Zugang zum Marinelli-Couloir zu erkunden. Gilt es doch morgen, das heißt bald nach Mitternacht, im Scheine der Taschenlampen zu starten, um dann, wenn die Lichtflut der Morgensonne in die Ostwand sich ergießt, schon hoch oben zu sein. Denn, — wehe wenn der Firn erweicht, oder gar die nur eisgebundenen Steine in den Nordend- oder Grenzgipfelfelsen lebendig werden.

Obwohl die ganze Ostflanke bereits im Schatten liegt, äuge ich doch immer wieder bergwärts, so ich über Schrofen und Bänder nur wenig ansteigend südlich hinüberquere an den Rand des Riesencouloirs. Jene markante, berühmte und berüchtigte Eis- und Schneerinne, von der ich schon als bergbegeisterter Jüngling gehört und gelesen habe, Schilderungen und Erlebnisse von Männern einer älteren Generation, von Bergsteigern, die mit oder ohne Führer der Lockung dieser Wand gefolgt waren. In den 86 Jahren, die nun schon seit der ersten Durchsteigung zurückliegen, hat es aber nicht nur Erfolg und Gipfelfreude gegeben, sondern auch Not und bitteres Ende. Selten war es Versagen technischen Könnens, oft aber Lawinen, Stein- und Eisschlag.

„Monte-Rosa-Ostwand" — „Marinelli Couloir", — drohend und warnend klang es für mich mehr als drei Jahrzehnte, stärker und lauter wurde aber schließlich der Wunsch, auch diese große klassische Bergfahrt zu erleben. — Und nun bin ich da, — trete, im Augenblick allein, heran an den Rand des Couloirs, blicke über dieses hinweg, hinüber und hinauf in eine andere Welt, wo Ernst und wilde Pracht im Wettstreit liegen, eine andere Welt, die erst weit oben auf den wächtengekrönten Graten und zerscharteten Gipfeln ihre Grenze findet.

Viele Jahre lang gedrillt in der Schule großer Berge, ertrage ich die geballte Last der Eindrücke, die dieser Augenblick mir hier allein nun auferlegt, — und klar und deutlich lege ich mir den Weg für morgen zurecht. Je länger mein Gespräch mit all dem vor mir dauert, um so vertrauter wird mir jedes Wegstück, ja selbst die mächtige wilde Rinne scheint mir, zumindest dort wo man sie zu überqueren hat, bereits sanft und gutmütig. Daß sie hoch oben mit toller Steilheit ihren Anfang nimmt und mit wildem Absturz tief unten auf dem Gletscher landet, diesen speist mit Schnee und Eis und fallendem Gestein, das stört

mich augenblicklich nicht. Denn ruhig ist es nun im Schatten der Wände, und wenn wir morgen, das heißt nachts, wenn alles frostgebunden, hier hinübergehen, haben wir derzeit sicher nichts zu fürchten.

Befriedigt über das Ergebnis meines alpinen Spionageganges, kehre ich, da und dort noch einen kleinen Steinmann bauend, zurück zur Hütte. Bald wird gekocht, gegessen und das Nachtlager hergerichtet. Doch ehe wir die Türe endgültig schließen, schauen wir nochmals nach dem Wetter, denn nur mehr dieses kann uns hindern, heute Nacht zum Angriff anzutreten. Leider schleicht sich mit der Dämmerung träges Gewölk heran, und auffallende Wärme läßt nichts Gutes ahnen. Trotzdem nehmen wir unseren Optimismus mit unter die Decke, als wir uns auf wunderbaren Schaumgummimatratzen zur Ruhe legen.

Um 11 Uhr nachts werde ich wach, — nichts rührt sich. Um 12 Uhr stellen Hans und ich fest, daß es an der Zeit ist aufzustehen. Auch die Italiener, die unter uns die Schlafplätze eingenommen haben, rühren sich bereits und schon läßt sich der Bergführer Burgener von oben herunter, steigt in die Bergschuhe, tritt vor die Hüttentür. Ich sogleich hinterher, stehen wir nun gemeinsam in stockdunkler Nacht vor der Hütte. O je, — dichter Nebel, nasse Schneeflocken tänzeln hernieder und Schneematsch liegt auf Fels und Hüttendach. Jeder schimpft in seiner Sprache, aber wir verstehen uns, bringen unseren Gefährten die schlechte Nachricht und schlüpfen wieder unter die Decken.

Am Morgen ist alles weiß, bald regnet, bald schneit es. Wir fügen uns ins unvermeidliche und auch die italienische Seilschaft will bis morgen warten. Gut, daß in den Felsen nahe der Hütte alte Bretter herumliegen, die bei der letzten Renovierung zurückgeblieben sind. So können wir heizen, immer wieder Wärme schaffen und recht gemütlich wohnen. Das Kochen selbst ist ideal, denn ein dreiflammiger Propangaskocher steht hier dem Ostwandanwärter zur Verfügung, eine Einrichtung, von der wir leider nichts wußten und daher auch noch Kocher und Brennstoff heraufgetragen haben.

Rasch vergeht der Tag, dessen zweite Hälfte zwar eine leichte, keineswegs aber entscheidende Besserung des Wetters bringt. Abends richten wir unsere Sachen für den nächsten Tag zurecht, obwohl wir kaum ernstlich daran glauben, daß schon um Mitternacht ein Wetterwunder geschieht. So verbringen wir also die zweite Nacht in dieser kleinen, nun aber schon vertrauten Hütte, die 3100 m über dem Meere gleich einem Schwalbennest hier an der steilen Flanke klebt.

Es geschieht natürlich kein Wunder. Als wir etwas nach Mitternacht nach dem Wetter schauen, treten wir in eine stockdunkle Nacht hinaus und Nebel tut noch sein übriges. Das Licht der Taschenlampe durchdringt nur wenig das feuchte Grau, doch läßt es die kleinen, weißen Neuschneepolster ganz wundersam erscheinen.

„Nichts ist's, — wir schlafen weiter" — und bald ist es wieder dunkel und ruhig im Raum. Um zwei Uhr gehe ich nochmals Ausschau halten, — und siehe da, die Nebelbildung ist nur mehr schwach, der Schnee gefroren, Eiszapfen hängen am Rande des Hüttendaches und es ist empfindlich kalt. Nun das wäre ja günstig, vielleicht wird es gar noch schön? Leider ist es schon spät, denn wehe wenn die Sonne, die diese Wand mit ihren ersten Strahlen trifft, dem jungen Schnee zu Leibe rückt. Also wird weiter geschlafen, bis der helle Tag durchs Fenster schaut.

Das Wetter ist gut und wird nun zusehends besser, die Sonne kämpft bereits Gipfel um Gipfel frei und geht auch in der Ostwand energisch vor. Der Neuschnee im Bereich der Hütte schrumpft schon kläglich zusammen, Eiszapfen fallen da und dort von Felsvorsprüngen klirrend ab, und bald verkriecht sich der Frost in schattige Winkel.

Wir sind bester Hoffnung für morgen, inventieren unsere Lebensmittel und beschließen hier zu bleiben. Die Italiener hingegen trauen dem Wetter noch immer nicht, sie packen ihre Schneefer und steigen ab. Der Tag mausert sich aber unwahrscheinlich schön heraus, und wir nun hier in dieser gleißenden Landschaft erleben einen wunderbaren Bergtag. Außer den Arbeiten, die das Hüttenleben verlangt, tun wir nichts als ein bißchen photographieren, da und dort herumstehen und einfach schauen, nichts als schauen. Und wenn

wir von Zeit zu Zeit ein dumpfes Grollen hören, dann wissen wir, daß die Wand wieder irgendwo ein Stück von ihrem neuen, weißen Kleid ablegt, und wir eilen ein paar Schritte südlich und kommen noch zurecht, um zu sehen, wie der rauschende Brei durch die tiefen Furchen der großen Rinne fegt, wenn es tief unten dann poltert und donnert, wenn der „Canal Marinelli" wieder Zubringer des Macugnaga-Gletschers ist. Um dieses Schauspiel in der Nähe zu betrachten, und um nachzusehen, was die Sonne schon geschafft, gehen Hans und ich hinüber an den Rand des Couloirs. Zuversichtlich, daß diesem sonnigen Tag eine Nacht folgt, klar und kalt, und wir morgen endlich starten können, kehren wir zurück zur Hütte, um unser Nichtstun wieder fortzusetzen. Bald aber richten wir für morgen alles klar zum Gefecht und beginnen noch bei hellichtem Tag mit der nächtlichen Ruhe.

Doch kaum daß wir unter der Decke sind, glauben wir jauchzerähnliche Rufe zu hören. Wir stehen wieder auf und treten vor die Hütte. — O weh! — Wir bekommen Zuwachs, dort unten auf den Bändern gehen ja zwei Leute und gleich dahinter noch zwei. Schade, es war jetzt so nett und ruhig, — wer weiß was das für Menschen sind. Rasch kommen die Gestalten näher und siehe da, — das ist ja der junge Führer Burgener und einer der beiden uns bereits bekannten Zwillingsbrüder, gefolgt von einem jungen Mädchen und einem dritten großen Manne. Bald sind alle in der Hütte und es gibt eine herzliche Begrüßung. Das prächtige Wetter hat den italienischen Bergführer mit seinem Anhang doch wieder heraufgelockt, nachdem sie sich mit Speis und Trank versorgt.

Nun also, — so denken Hans und ich, wird der Führer mit dem uns schon bekannten Burschen gehen, und das Mädchen sowie der lange Italiener haben die beiden Ostwandanwärter wohl nur zur Hütte heraufbegleitet. Doch siehe da, wir trauen unseren Augen nicht, — der lange Italiener angelt ein Paar Steigeisen aus seinem Rucksack hervor und der Führer Burgener nimmt aus seinem dicken Schnerfer auch ein Paar und bemüht sich, wenn auch nicht sehr erfolgreich, dieselben den Schuhen des Mädchens anzupassen. Ja, auch Burgener selbst beginnt, erst jetzt, an seinen Schuhen und Steigeisen herumzubasteln und ist sichtbar unzufrieden mit dem, was er da heraufgetragen.

Uns wird also klar, — Burgener geht morgen mit allen dreien in die Ostwand. Mit dieser uns nicht ganz sympathischen Feststellung, jedoch mit den besten Hoffnungen bezüglich des Wetters, kriechen wir zum dritten Male unter die Decken der Marinelli-Hütte.

Pünktlich und wunschgemäß werden wir eine halbe Stunde vor Mitternacht wach, wollen rasch nach dem Wetter schauen und Frühstück kochen, um noch vor den Italienern abzuhauen. Aber kaum daß wir uns rühren und Licht machen, schält sich auch Burgener aus den Decken und schaut gleich uns nach dem Wetter.

Wir treten in eine zwar mondlose, aber wolkenlose, sternklare Nacht hinaus, — empfinden in der völligen Windstille kaum die nächtliche Kälte. Dann wird es lebendig in der Hütte. Hans und ich glauben, nachdem wir alles bestens hergerichtet haben, leicht die rascheren zu sein, jedoch treibt Burgener seine Leute zu ungewöhnlicher Eile an. Das Ergebnis dieses wortlosen Wettstreites ist, daß wenige Minuten nach Mitternacht die Hütte bereits verschlossen ist, wir beide bereits abmarschbereit angeseilt dastehen, während die Italiener noch mit dem Anseilen beschäftigt sind. Wir versuchen an dem Führer vorbeizugehen, aber Burgener gibt uns nun wortlos aber deutlich zu verstehen, daß er als erster geht, — und zwar dadurch, daß er mir in gemacht gebeugter Stellung den schmalen Weg zwischen Hütte und Abgrund verstellt. Wir haben verstanden und fügen uns. Das heißt, Burgener als einheimischer Führer und Kenner der Ostwand, nur mit dem jungen, scheinbar ganz guten Burschen wäre uns ja sehr recht gewesen, aber zwei Seilschaften mit dem Mädel und dem Langen vor uns, sind uns bei dem Gedanken an die bevorstehende nächtliche Kletterei über den Imsengrücken nicht gerade sympathisch. Wahrscheinlich aber denkt Burgener so ähnlich wie wir, schließlich ist er als Führer für seine Leute verantwortlich, — und von uns weiß er ja nicht mehr, als daß wir zwei nicht mehr allzu jugendfrische Führerlose sind, die erstmals diese Wand betreten. — Also halten wir eine Weile ein, bis sich der nächtliche Abmarsch entwickelt hat.

Eindrucksvoll, ja mystisch ist nun der Gang hinüber ans Ufer des Marinelli-Couloirs im Scheine unserer Taschenlampen. Voran Burgener mit der Italienerin, dann der junge Bursche als zweiter Seilschaftsführer mit dem Langen. Mit einem gewissen Abstand folgen wir über Bänder schreitend, da und dort vorsichtig am Fels uns vorwärtstastend im schaukelnden Lichterschein, der mühsam die Schwärze der Nacht durchbricht. So also bewegen sich in Abständen sechs Gestalten bis an den Rand der großen Rinne, wo sich die Lichterreihe ein wenig schließt, denn hier bereits auf hartem Firn stehend, werden die Eisen angelegt.

Dann gleiten die Lichter der beiden ersten Seilschaften langsam aber gleichmäßig über das steile, nur matt leuchtende Couloir dem anderen Ufer entgegen. Nur wenige Male stehen die Lichter fast still, — dort wo es gilt, in den tiefen Lawinenfurchen ein- oder auszusteigen. Der harte Firn ist ausgezeichnet, keine weichen unsicheren Stellen, kein blankes Eis, kein Stufenschlagen ist nötig, der zackenbewehrte Fuß findet Halt, wo es ihm beliebt. Für den ersten ist dieser Gang nicht besser und nicht schlechter als für den letzten. Lediglich zwei tiefere glattgefegte Rinnen verlangen Vorsicht und nähere Beleuchtung.

Die Italiener haben das andere Ufer bereits erreicht und kommen rasch an die dunklen Felsen des Imsengrückens heran, während wir noch die letzten Schritte in der großen Rinne tun. Etwa 15 Minuten hat uns die Überquerung des Marinelli-Couloirs gekostet, und nun steigen wir über guten, harten Firn hinauf zu den Felsen, wo bereits teils gerade, teils im Zickzack die Lichter der Italiener wandern. Und sie wandern rasch, — wir hätten dieses Tempo dem Mädchen, das allerdings nichts als einen kleinen Photoapparat trägt, nicht zugetraut, auch nicht dem langen Italiener mit seiner üppigen Rückenlast; jedenfalls junge, gesunde Organe.

Noch ist keine Spur einer Dämmerung zu erkennen, noch ist das Auge abhängig vom spärlichen Lampenlicht, um immer den günstigsten Durchschlupf in den allerdings nirgends schwierigen Felsen zu erkennen, die mehr und mehr unterspickt sind mit Eis und Schnee, je höher wir kommen. Gerade geht es aufwärts, zur Rechten immer die große Rinne, die riesenhaft die mächtige Flanke durchreißt.

Wir rücken wieder näher an die anderen heran, hören ihre Stimmen, — hie und da, gottlob nur selten, auch ihre Steine. Da hören wir eben wieder das unsympathische Geräusch fallender Steine und einer — o weh, landet, zwar nicht sehr laut, aber fühlbar auf Hansen's Kopf. Ich rufe nach oben, — hoffentlich verstehen sie wenigstens den Ton, wenn schon nicht den Text.

Aus der Wollhaube des Gefährten quillt Blut hervor und nimmt seinen Weg über Stirn und Wange, tropft auf Schnee und Fels, aber im Lichte meiner Lampe erkenne ich nur eine kleine Platzwunde unter den Haaren. Rasch ein zusammengelegtes Taschentuch auf die Wunde, einen Lederfäustling darauf, die Wollhaube wieder darüber, und bald geht es wieder weiter, als wäre nichts geschehen.

Je höher wir kommen, desto länger werden die steilen Firnkämme, die den felsigen Imsengrücken unterbrechen, was uns in Anbetracht des Zwischenfalles nur allzu recht ist.

Unmerklich hat mittlerweile die Dämmerung die große Wand erreicht, unsere Lichter werden gelöscht und wir sehen und empfinden eigentlich erst jetzt, wo wir uns bewegen. Inmitten der Riesenflanke, fast am Ende des Rückens, der sich hier nun bald im Eis verliert. Wer hier nun scheut auf steilem Firn oder Eis zu gehen, der geht, wie es früher überhaupt üblich war, weit links ausholend durch die Brüche, benützt weniger geneigte Gletscherstufen, riskiert aber Zeit und nicht selten mühsame Stapferei.

Burgener hat nun vor dem Steilhang eine Rast eingeschaltet, die seine Gefährten sichtlich nützen. Bald hocken wir alle sechs irgendwo, irgendwie ungemütlich auf einem der letzten aus dem Eise ragenden Felsen und erleben eine kurze, sehr exponierte und ungewöhnlich eindrucksvolle Rast.

Dann aber geht es erst richtig los, kerzengerade, immer steiler, noch und noch, linker Hand die Brüche, zur rechten die wild und drohend aufragende Fels- und Eisflanke des Nordends, in der der große Eiskanal geboren wird.

Der Firn ist ausgezeichnet und Burgener gräbt nur wenige Stufen zum Sichern. Trotz der guten Verhältnisse sind wir doch froh, dieses Wegstück hinter uns zu haben, denn nun folgt endlich eine etwas andere Gangart, nämlich über den großen Eishang schräg links hinauf gegen den Fuß der Ostrippe des Grenzgipfels. Auch ist hier die Exposition geringer, der Blick frei hinauf zum Gipfel, zum Ziele, das nun schon um vieles näher liegt, als die Tiefe, von der wir kommen.

Auf dem großen Hang ändern sich aber unvermittelt die Verhältnisse. Es liegt oberflächlich vereister Neuschnee auf hartem Eise, und Burgener schlägt nun gute Stufen, so daß es hier nur langsam vorwärts geht. Für uns als die letzten keine schlechte Sache, stünde nicht ein Nachteil gegenüber. Denn die ersten Sonnenstrahlen haben das Gelände über uns und bald darauf uns selbst erreicht und es dauert gar nicht lange, so ist die ganze Ostwand von der Lichtflut überrannt.

Wenig später geht es auch schon los. Schon kollern und springen die ersten frostgelösten Steine da und dort über den Steilhang herunter und oft gar nicht zu unserer Freude auf uns zu. Es sind noch nicht allzuviele und zu große, treffen aber doch, wenn auch selten unseren Rucksack, oder den rechten Arm, wenn wir den Kopf vorsichtshalber etwas schützen. Schon befinden wir uns unterhalb des Silbersattels, — wäre übrigens ein kürzerer Auskneifer aus der Wand, queren aber, wie geplant, schräg aufwärts weiter, bis an den Fuß der Ostrippe. Nur langsam, mit gespannter Aufmerksamkeit, nähern wir uns den ersten Felsen, die schließlich doch erreicht werden, noch ehe die Sonne den Eishang ganz verdorben.

Nun hocken wir wieder ungemütlich irgendwo auf einem Stein, jedoch bereits geschützt vom ersten Felsaufschwung. Die Rast tut allen gut, es ist warm und windstill, ein wolkenloser Himmel spannt sich über der Ferne und über unserem Berg, in dessen wilder Flanke wir noch einmal halten, ehe wir zum letzten Sturm ansetzen. Zum Sturm auf den höchsten, wahrscheinlich nicht ganz leicht zu nehmenden Wehrturm der gewaltigen Festung Monte-Rosa-Ostwand.

Das Wetter ist prächtig, es ist erst etwa halb acht Uhr morgens und wir sind darüber glücklich und zufrieden, obwohl uns noch etwa 400 Höhenmeter vom Gipfel, von unserem Ziele trennen.

Die Rast dauert nicht allzulange, bald ziehen wir wieder los. Nun aber nicht mehr im eisigen Element, sondern in Fels, in festem Gestein, etwas rechts von der Rippenkante. In einer Steilrinne an wunderbaren Griffen turnen wir hoch, wobei Schnee und Eis so manche Stelle würzt. Anregend ist dieses Steigen und Klimmen, wir spüren nun keine Müdigkeit, empfinden kaum die Last unserer Rucksäcke; es geht nun richtig aufwärts.

Wir suchen uns bald einen zwar etwas schneidigeren, aber sichereren Weg rechts neben den Italienern, und gemeinsam erreichen wir wieder einen Eishang, der die rechte Flanke des ersten Gratabsatzes bildet. In geradem Aufstieg wird der nächste Felsaufschwung zu erreichen versucht, der durch eine Umgehung links scheinbar zu vermeiden ist. Obwohl das Eis hier gar nicht gut ist, geht Burgener vom Fels weg gleich ohne Eisen weiter und steuert, Stufen schlagend, gerade den Felsen zu. Ist er zu bequem zum Anlegen der Steigeisen, oder passen sie ihm so schlecht? — Wir wissen es nicht, jedenfalls geht er ohne diese weiter. Bei den Felsen angelangt, hält er sich gleich links, aber das Eis ist hier nun ziemlich steil. Die zweite Seilschaft versucht es gerade hinauf im Fels, gibt es aber schon nach wenigen Metern auf.

Also setzt Burgener zur Querung an, während wir zwischen beide Seilschaften geraten. Der Bergführer hat das Mädchen vor einer langen, aus dem Eise stehenden Felsplatte postiert, er selbst hangelt sich an der Plattenkante waagrecht entlang, schlägt nach wenigen Metern wieder Stufen ins Eis und nähert sich so einem steilen Eisbuckel, hinter dem sich aber bald leichteres Gelände zu eröffnen scheint. Burgener ohne Eisen mit den Gummi-

sohlen tut sich hier nicht leicht, und der junge Italiener, der die zweite Seilschaft führt, holt bereits fürsorglich Eishaken und Hammer hervor, um diese nach vorne weiterzugeben; den Wortwechsel dabei verstehen wir nicht. Jedenfalls geht Burgener ohne Werkzeug weiter, tastet und hackt bald am Eisbuckel schräg aufwärts, während wir beide gerade beschäftigt sind, unser Seil zu ordnen.

Da blendet mich seitlich ober mir eine ruckartige Bewegung Burgeners, ich blicke hin, sehe ihn mit einem Fuß aus der Stufe gleiten, der zweite Fuß hält nicht stand, schon im Sturz schlägt er noch den Pickel in den Firn, wo dieser zwar hängen bleibt, er selbst aber wird von seinem schweren Rucksack sofort rücklings auf den steilen Hang gedrückt und verzweifelt zu dem Mädchen schreiend, gleitet er haltlos hinab. — — — Gleich muß das Seil gespannt sein. Mein nächster Blick gilt dem Mädchen ober mir. — Steht sie gut? — Wird sie den schweren Körper halten können? — Da, ein dumpfer Knall, — — das Seil ist gerissen und ein sich verzweifelt wehrender Mensch rast einem fürchterlichen Abgrund zu. Nur wenige Sekunden lang verfolgen unsere Augen den gleitenden Körper, — dann erspart uns ein jäher Felsabbruch diesen Anblick bis zur letzten Phase.

Meine Gedanken aber eilen gepeinigt weiter, weiter, — Vermutungen und Möglichkeiten nach, landen aber bald bei der unabwendbaren Gewißheit, daß das Schicksal dieses jungen Menschen besiegelt ist, daß es unsererseits Wahnsinn wäre, nun über die sonnüberflutete Riesenwand zurückzusteigen, um suchen oder gar helfen zu wollen. Zu suchen in den ungezählten Klüften der Eisbrüche, denn nur diese können es verhindern, daß hier ein Gleiten und Stürzen nicht erst tief unten am Macugnaga-Gletscher endet.

Schwer nur finde ich mich mit dieser Tatsache ab, — dann sehe ich das zu tiefst erschrokkene und nun völlig hilflose Mädchen, das noch immer nicht wagt, das Gesicht vom Fels nur etwas abzuwenden. Mitleid und Sorge erfüllen meine nächsten Gedanken: „Was nun?" — Dann wende ich mich an Hans, — wie hat er all das überstanden? Ich suche seine Augen. Hans ist in Ordnung. Auch er hat Sorge um die anderen und wir sind uns beide im klaren, für den Armen da unten können wir nichts, aber schon gar nichts unternehmen. Viel, sehr viel hingegen können, ja müssen wir nun für jene tun, die führer- und hilflos in den Felsen stehen und scheuen, nur einen einzigen Schritt auf Eis zu gehen.

Fürs erste steige ich hinauf zu dem Mädchen, an deren Brust noch, wie abgehackt, ein kurzes Seilstück baumelt. Ich tröste und beruhige sie mit Gesten und Handbewegungen, — ach, wäre ich doch ihrer Sprache mächtig, — das wird noch Schwierigkeiten ergeben, die ich nun für die nächsten Stunden mehr fürchte als alles andere. Wir versprechen der jungen Italienerin, daß wir sie mit uns ans Seil nehmen und sie wohlbehalten auf den Gipfel und hinunter zur Bétempshütte bringen werden. Die beiden Italiener, die mit dem weißen Element nichts mehr zu tun haben wollen, versuchen es nochmals gerade hinauf in den schon von hier sichtbar schwierigen Felsen, machen aber nach wenigen Metern wieder kehrt und schreien um Hilfe so laut sie nur können: „Adjuto! — Adjuto!"

Energisch fordern wir sie nochmals auf, uns zu folgen und Vertrauen zu haben. Der junge Freund Burgeners hat ein wenig die Nerven verloren und sein Seilgefährte hockt nun apathisch da und hält den Kopf in seinen Händen.

Nun aber los, — vorwärts! — Das Mädchen seilen wir zwischen uns, und zwar nur wenige Meter vor Hans am Ende des Seiles, so daß er je nach Notwendigkeit mit, neben oder knapp hinter ihr gehen und stets Hilfe leisten kann, während mir auf diese Art viel Seil zur Verfügung steht und ich so besser nur wirklich sichere Standplätze zu erreichen vermag. Bald hangle ich mich am Plattenrand entlang, wobei mir klar wird, warum das Seil des Führers riß. Denn nahezu messerscharf empfinden meine Finger nun die Plattenkante, über die das Seil beim Absturz lief. Dann nähere ich mich in den letzten Stufen Burgeners dem verhängnisvollen Eisbuckel und fühle förmlich, wie nun die Augen aller meinen Gang verfolgen.

Gern möchte ich meinen Gefährten sagen, daß ich mich völlig sicher fühle, daß die Zwölfzacker hier recht gut greifen, daß ich nur mehr wenige Kerben zu schlagen habe, daß ich bereits hinter dem Eisbuckel eine nicht allzu steile Firnkehle, dann ein kaum schwie-

riges Gelände sehe und nur mehr der letzte, ziemlich apere Gipfelaufschwung uns vom Ziele trennt, — aber ich schweige zugunsten restloser Aufmerksamkeit. Zwischen zwei aus dem Schnee ragenden Gesteinsplatten verspreize ich mich, — nun kann kommen was will und den von hier aus unsichtbaren Gefährten rufe ich das gewiß erlösende „Nachkommen" hinunter.

Eine Seillänge später versammeln wir uns alle zu kurzer Rast. Hans kann aufatmen, denn trotz Sicherung von oben, trotz Seilzug, den ich ständig dem Mädchen gab, mußte er ihr Zwischenstufen und Kerben schlagen, sie stützen, die Füße stellen, ihr zureden und ähnliches mehr, in einem Gelände, wo jeder mit sich selbst zu tun hat.

Bald geht es wieder weiter. Über Schrofen, Bänder und nur wenig Schnee suche ich mit besonderem Bedacht auf die Italiener, eine möglichst leichte Wegführung auszuklügeln, und so nähern wir uns zwar sehr langsam, aber sicher dem letzten Steilaufschwung, wobei Hans noch immer Mühe mit dem Mädel hat, das Mut und Können seit dem schrecklichen Geschehen fast verloren. Der junge Italiener hat sich wieder einigermaßen gefunden, er glaubt allmählich an uns und hilft bereits mit, unsere Gefährtin zu beruhigen, oder aber auch mit ihr zu schreien, wenn ihre Nerven nicht mehr wollen.

Wieder an der steilen Rippe, gewinnen wir verhältnismäßig rasch an Höhe, überblicken linker Hand bald die gleißende Kammhöhe mit Zumsteinspitze und Signalkuppe, während wir nun bereits hoch über dem Silbersattel uns bewegend, zur Rechten auf das Nordend schauen. Und doch muß unsere Geduld noch eine Weile ihre Dienste leisten, ehe wir alle auf dem Grenzgipfel stehen.

Als die Italiener jedoch sehen, daß uns noch ein zerscharteter Felsgrat von der Spitze der Dufour, von dem zwar schon deutlich sichtbaren Gipfelzeichen trennt, sprechen sie plötzlich von Hierbleiben, von Biwakieren. Und das jetzt am hellen Nachmittag. Aber unsere Geduld ist noch immer nicht zu Ende. Bald haben wir die drei wieder auf den Beinen und sie krabbeln folgsam über den Grat, wobei die Männer, angeregt von der leichten luftigen Kletterei, doch wieder zuversichtlich nach dem Gipfelzeichen blicken, das nun rascher näher rückt, als sie vor kurzem noch vermeinten. Nur unsere Gefährtin prüft hier noch einige Male unsere Geduld, dann, wenn es exponierte Stellen gibt. Sie weint und klebt am Fels, oder sie begehrt auch zornig auf. Aber unverdrossen ziehe und zerre ich am Seile, unverdrossen redet, stützt und hilft Hans wo es nur geht, und redet der junge Italiener auf sie ein, etwas apathisch gefolgt vom letzten Mann.

So erreichen wir um fünf Uhr nachmittags unser Ziel. — Also ganz anders, als ich es jahrelang, ja noch vor wenigen Stunden erwartet habe. Zwar habe ich mir das Wetter kaum schöner ausgedacht, könnte die fast unbegrenzte Sicht auf die gleißende Weite, auf die vielen unbekannten und wohlvertrauten Berge prächtiger sein, — jedoch das Herz, das sonst all das freudig empfängt, kann heute nicht jubeln und nicht preisen, obwohl das Auge eine selten schöne Schau erlebt. — Man reicht seinen Gefährten die Hand, — doch eine fehlt. Es ist zwar die eines Menschen, den man vor wenigen Tagen noch nicht gekannt, dessen Sprache wir nicht einmal verstanden, aber die Hand eines Menschen, der gleich uns um die gleißende Wand sich mühte, deren sie krönende Spitze er jedoch nicht mehr erreichen durfte, — wir waren Zeuge seiner letzten Pickelschläge.

Eine Gedenkminute für Burgener läßt uns auf dem Gipfel der Dufourspitze beisammenstehen, — hoch über seinem Heimatort, über dem Tale von Macugnaga. — — —

Die sichtbar gut und breit ausgetretene Spur über den Grat hinunter zum Schweizer Monte-Rosa-Gletscher gibt den Italienern nun endlich den Glauben an unser Versprechen, daß wir sie noch heute hinunter zur Monte-Rosa-Hütte bringen. Sie danken mit ihren Worten, drücken uns die Hand, doch der lange stillgewordene Mensch hockt bald wieder irgendwo auf einem Stein und brütet vor sich hin. Das Mädchen hingegen findet aus ihrem Zustand rascher heraus, als von uns erwartet und hat sich bereits in jeder Hinsicht gut erholt. Allein der junge Italiener hat scheinbar als einziger erfaßt, in welcher Lage sie alle gewesen, denn sein Händedruck, seine Augen verraten mehr als viele Worte, — und er streicht über meine Wange, weil er mir nichts sagen kann.

Für Hans und mich hat zwar ein großer Wunsch seine Erfüllung gefunden, doch fehlt die helle Freude am Erfolg. Daß diese drei jungen Menschen am Beginn eines nahezu sicheren Heimweges stehen, scheint uns in diesem Augenblick viel wertvoller als unsere Ostwandfahrt.

Eine gute Stunde lang verweilen wir hier oben angesichts eines Bildes von riesenhafter Weite und Tiefe, reich an Gold und seltsam schönen Farben.

Dann schaut uns die sinkende Sonne zu, wie wir über den Gipfelgrat hinuntersteigen zu den weiten Flächen des Monte-Rosa-Gletschers, der durchrissen von weithin sichtbarer Spur, uns flott und sicher talwärts eilen läßt. — Ja flott, aber nicht allzu lange, denn so wir tiefer kommen, wird der Schnee immer schlechter und wird das Gehen jammervoll. Zwei Schritte oder drei trägt der Schnee, dann brechen wir immer wieder ein, versuchen es in oder neben der Spur, kaum glauben wir, es gehe besser, — plumps, sind wir wieder drinnen. Wir beschimpfen den Schnee, als könnte er es verstehen, aber alles nützt nichts, hier nützt nur Geduld. So ziehen wir stellenweise gleich Schnecken dahin, es vergeht die Zeit, es vergeht der Tag und die Sonne ist längst hinter alle Berge, als wir schließlich in völliger Dunkelheit über Moränen stolpern, über Platten und Stufen tiefer steigen, im Lichte der Lampe Steinmännern folgen und später als vermeint die Hütte erreichen.

Dem Hüttenwirt machen wir unsere traurige Meldung, und dieser gibt zugleich alles telephonisch an die zuständige Stelle in Zermatt weiter, die ihrerseits sofort Macugnaga verständigt.

Der folgende Tag ist wieder gesegnet mit herrlichem Wetter. Die Italiener wandern hinunter nach Zermatt und reisen über Brig, Simplon, Domodossola zurück nach Macugnaga, um noch am gleichen Tage selbst das weitere zu veranlassen. Wir schalten einen Rasttag ein und verbringen den größten Teil desselben in der nächsten Umgebung der Hütte. Stundenlang schauen wir hinein in die gleißende Gletscherwelt, wobei aber doch immer wieder das Gestern unser Denken und unser Gespräch beherrscht. Immer wieder dieser böse Augenblick, immer wieder dieses unbegreifliche „warum hat und weshalb war und wieso konnte Burgener?"

Am nächsten Tag brechen wir am frühen Morgen auf, und ein langer, schier endloser Aufstieg über den oberen Gornergletscher bringt uns, anfangs im Lichte der Morgensonne, später dann bei sehr unsichtigem Wetter, hinauf zum 3580 m hohen Neu-Weißtor und dieses überschreitend, wechseln wir auf die italienische Seite hinüber. Mit etwa 2300 m Abstieg in den Knien, treffen wir schließlich am späten Nachmittag in Staffa und damit nach sechstägiger Abwesenheit wieder in unserem Standquartier ein. Abends begeben wir uns zu einem kurzen Wiedersehen mit den Italienern nach Macugnaga.

Anderntags reisen wir ab. Koffer und Ausrüstung werden wieder im Wagen verstaut und bald rollen wir talaus, — mit neuen alpinen Wünschen anderen großen Bergen entgegen. Unser Ziel ist Courmayeur.

Während Hans am Lenkrad bereits die Straße fest im Auge behält, vermag ich noch wiederholt zurückzublicken, dorthin, wo eine mächtige Eismauer den Talschluß beherrscht. Und die weithin leuchtende Bergflanke grüßt nun aus der Ferne besonders freundlich, ihr Anblick ist so wunderbar, als könnte sie nur Bergglück schenken.

Das Auge aber leider irrt. — — — Ruht doch ein neues Opfer, — bis heute nicht gefunden, irgendwo in ihrem Eise.

Anschrift des Verfassers: Josef Prokesch, Wien VI., Linke Wienzeile 94/29

# Berge im Kong-Christian IX.-Land (Grönland)

Von Hans Gsellmann

(Mit 2 Bildern, Tafel XI)

Als an einem Septemberabend des Jahres 1957 unser Schiff nach Osten abdrehte und der Zackensaum der Ostküste Grönlands in den Farben der sinkenden Sonne ertrank, versprachen wir wiederzukehren. Zu mächtig hatte uns die unberührte Gipfelwelt dieser gewaltigen Küste gepackt. Die große alpinistische Erschließungsaufgabe, die dort oben noch zu lösen ist, verlieh uns den Eifer, in den folgenden zwei Jahren alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich einer neuen Expedition entgegenstellten. Organisatorisch war das neue Unternehmen leichter vorzubereiten, da uns die wertvollen Erfahrungen der ersten Fahrt nützlich waren. In finanzieller Hinsicht war es so, wie es scheinbar bei Expeditionen immer ist: es sah lange hoffnungslos aus. Doch die Sektion Graz, mit großer Unterstützung des Gesamtvereines, gab uns jene Förderung, deren eine so große und aktive Sektion fähig ist und das mußte genügen. Mitte Juni konnten wir Österreich verlassen und auf die große Fahrt gehen. Das Ziel war der südliche Teil des „Kong Christian den IX.'s Land", in dem wir vor 20 Jahren berühmte Vorgänger hatten, nämlich die „Schweizer Grönlandexpedition des AACZ". Kein geringerer als Dr. Andre Roch leitete diese Expedition, an der Michael Perez, Guido Pidermann, Robert Landolt, Karl Baumann und E. Wyß-Duant teilnahmen. Die Erfahrungen, die diese erfolgreiche Expedition besonders in bezug auf den Weg ins Gebirge selbst machte, sind uns sehr zustatten gekommen. Wir fühlen uns zutiefst dankbar!

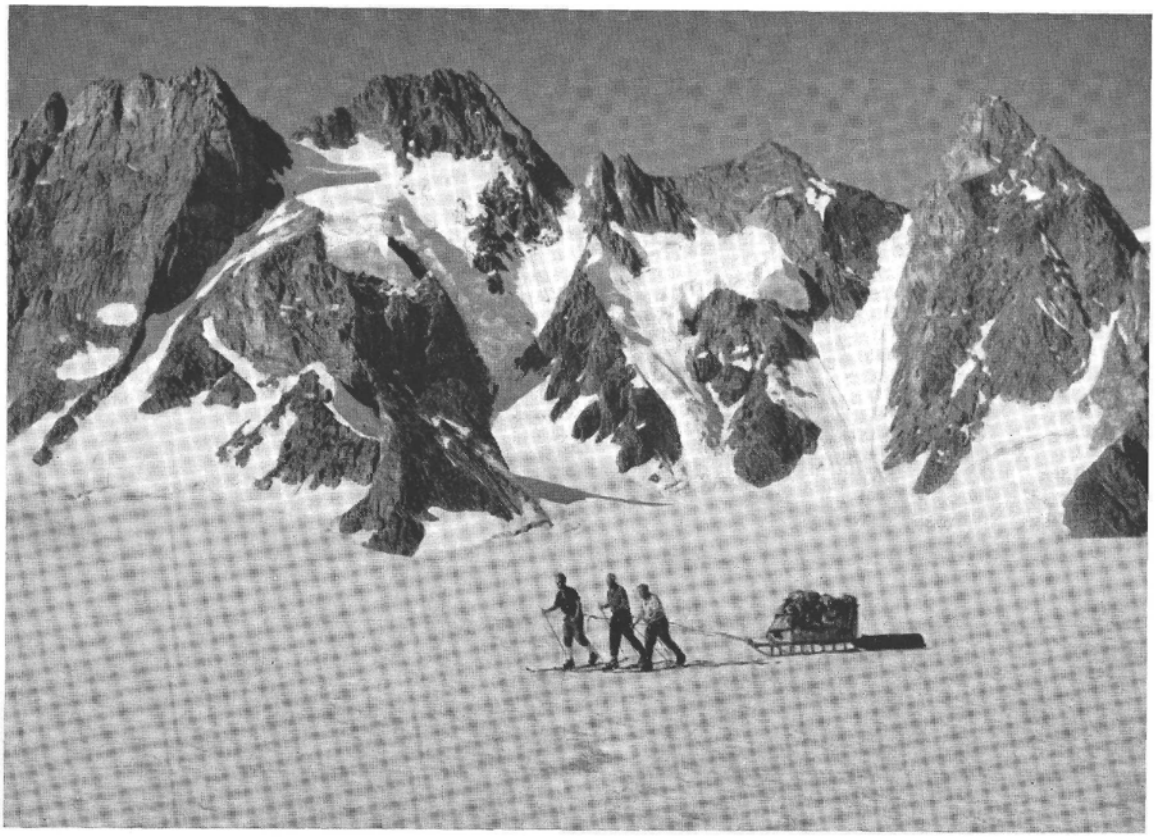
Am 18. Juni 1959 verließen die Bergsteiger Otto Krajnz, Sepp Moosbrugger, Fritz Hutegger und der Verfasser auf dem bekannten Polarschiff „Kista Dan" Kopenhagen. Die beiden restlichen Teilnehmer, Sepp Weber und Hias Koglbauer flogen eine Woche später von der dänischen Hauptstadt mit einem von der Regierung gechartertem Flugzeug ab, um in Angmagssalik wieder mit uns zusammenzutreffen.

Bis zu diesem Augenblick hatten sich die Vorbereitungsarbeiten zu einem spitzen Gipfel gesteigert. Noch eine halbe Stunde vor Abfahrt des Schiffes war ich in Kopenhagen mit einem Taxi unterwegs, um letzte Besorgungen zu machen. Als dieses Taxi im Verkehrsgewühl hoffnungslos steckenblieb, hatte ich nur noch eine Chance das Schiff zu erreichen: ich fuhr per Anhalter mit einem schneidigen Motorradfahrer zwischen Straßenbahnen, festgefahrenen Autobussen und hunderten von Radfahrern hindurch zum Schiff, wo ich gerade zum Aufziehen des gangways zurechtkam. Atemlos und erschöpft lehnte ich an der Reling, als das Schiff langsam aus dem Hafen fuhr. Nun mußte alles da sein, alles klappen. In Grönland läßt sich nichts korrigieren.

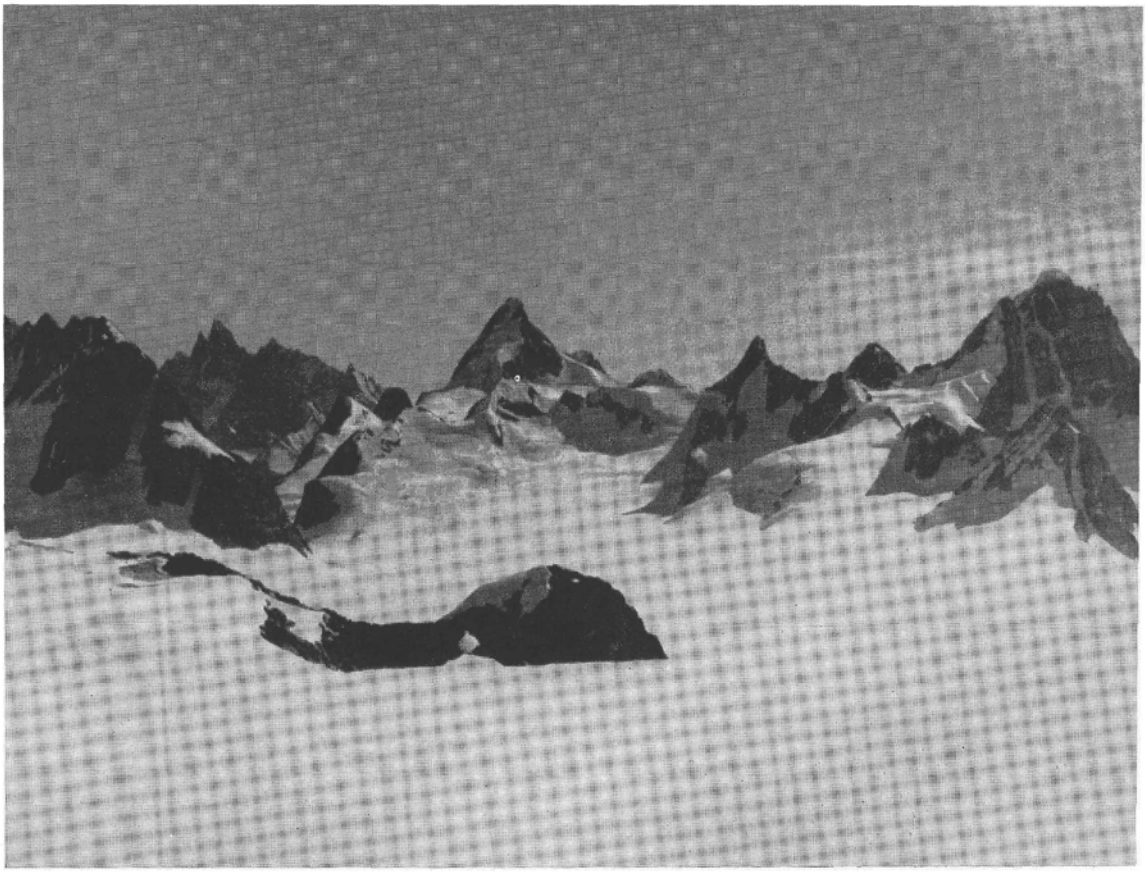
Die Tage auf Kista Dan waren ausgefüllt mit Kartenstudium und letzten Planungen. Die kleine Kista Dan mit ihren 1300 Tonnen wurde arg herumgeschlingert. In Seemannskreisen behaupten spitze Zungen, daß Kista Dan auch im Suezkanal schlingere und Kapitän Hindberg fügt gerne hinzu: Even in the dry-dock.

Wir fieberten dem Expeditionsziel entgegen. Die Erwartung wurde von Tag zu Tag größer, bis sie am sechsten Tag, auf hoher See, ihre Erfüllung fand. Jemand rief: Eisberge! und alle stürzten auf die Brücke.

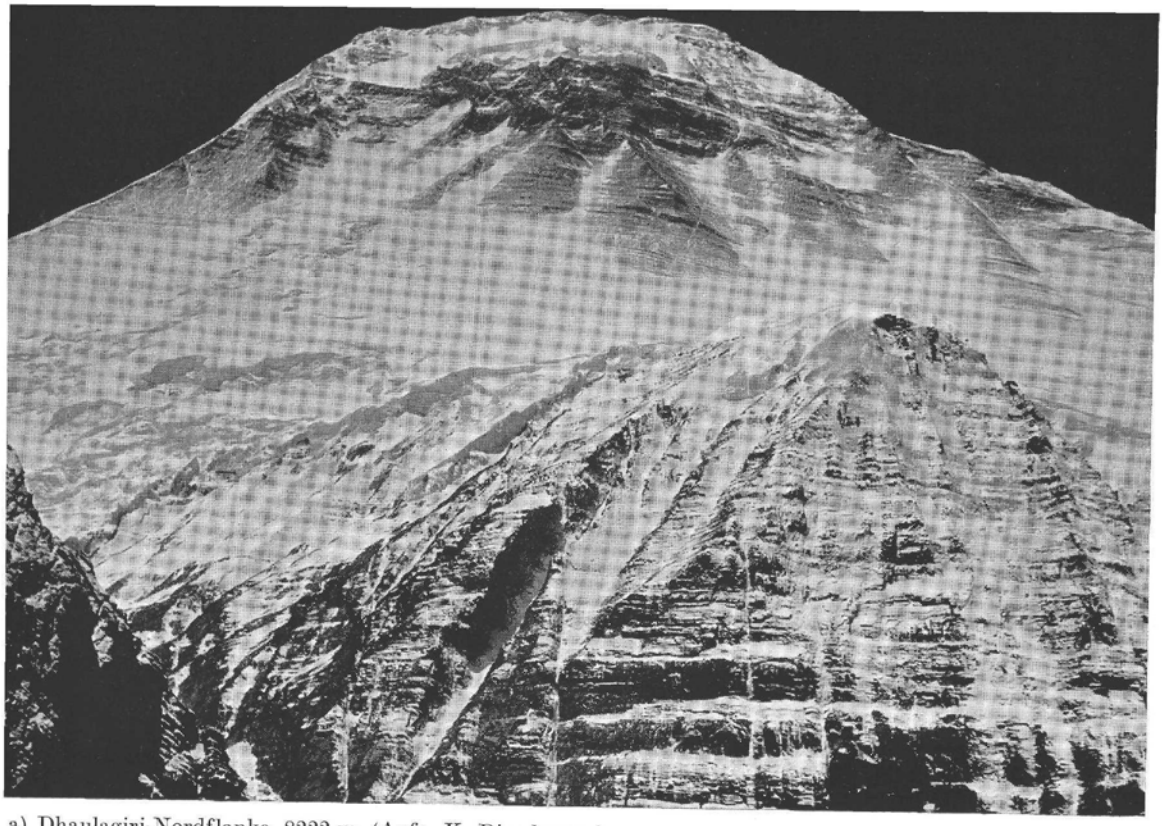
Himmel und Meer hatten die gleiche, graue Farbe. Nur da vor uns blieb eine schmale Kluft, die hell erleuchtet war mit dem Goldgelb der Polarnacht. Es war wie das Bild einer Theaterkulisse. Das Licht strömte nicht heraus, sondern wir blickten aus der Dämmerung durch den engen Spalt in ein anderes Reich, in dem die Sonne schien. In un-



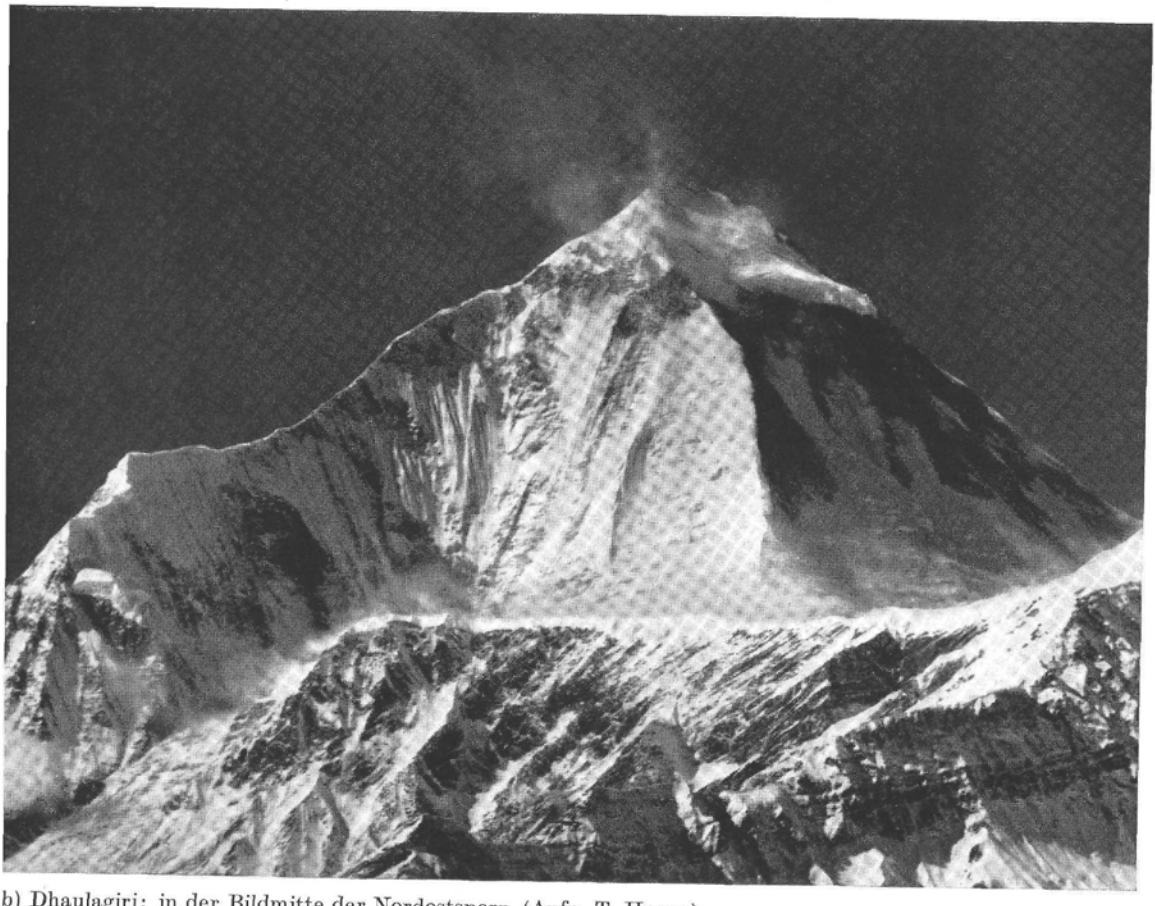
a) Unterwegs zum Knud Rasmussen-Gletscher (Aufn. H. Gsellmann)



b) Namenlose Gipfel am Kangerdlugssuatsiaq (Aufn. H. Gsellmann)



a) Dhaulagiri-Nordflanke, 8222 m (Aufn. K. Diemberger)



b) Dhaulagiri; in der Bildmitte der Nordostsporn (Aufn. T. Hagen)

TAFEL XII

bestimmbarer Ferne vor uns hoben sich einige dunkle Brocken gegen den hellen Hintergrund ab. Gläser wurden von Mann zu Mann gereicht und alles bewunderte die unglaubliche Größe der Eisberge. Je länger wir schauten, desto mehr wurden es, bis schließlich ein ganzer Zaun von Bergen vor uns lag. Keinem kam die Sache noch geheuer vor, doch der Kapitän sprach es als erster aus: das sind keine Eisberge, das sind die Gipfel Ostgrönlands! Glückliche Wiederkehr jubelte es in mir! Die ganze Nacht standen wir an Deck und genossen dieses Gefühl. Es dauerte aber noch einen vollen Tag, bis die kräftige „Kista Dan" den Eisgürtel vor der Küste durchbrochen hatte und wir in Angmagssalik an Land gehen konnten. Die Tage in der Metropole Ostgrönlands — einer Siedlung mit etwa 400 Einwohnern — verflogen schneller als man es gewahr werden konnte. Zwei Tage nach unserer Ankunft trafen wir mit den beiden „Fliegern" zusammen, die direkt aus Kopenhagen kamen. Die Expedition war vollständig.

Immer gab es neue Situationen, neue Erwägungen. Unser Plan bestand ja nun darin, von Angmagssalik aus mit unserem eigenen schweren Ruderboot nach Kungmiut und weiter an das Ende des Tassisiarsik des Angmagssalikfjordes zu fahren. Eine Ruderfahrt von zirka 76 km, die bei dem herrschenden dichten Eis und unserer umfangreichen Ausrüstung wohl eine Woche gedauert hätte. Aber der Distriktsarzt lud uns freundlich ein, mit seinem Untersuchungsboot die Fahrt zu machen. Da „Alf Bertelsen", wie das Untersuchungsboot heißt, nicht zu dem von uns geplanten Ausgangspunkt fahren konnte, entschlossen wir uns zu einer Verlegung der Basis in den Sioralikfjord und kampierten auf Iperzitu. Einige verrostete Konservenbüchsen verrieten uns, daß wir genau die Stelle getroffen hatten, an der 20 Jahre vor uns die Schweizer gelagert hatten. Nach einer herrlichen Fahrt durch so dichtes Eis, daß ich mir stellenweise kaum noch eine Weiterfahrt denken konnte, richteten wir am 30. Juni die Zelte des Basislagers auf. Der Fjord bildete vor unserem Lager eine liebliche Bucht, in deren tiefgrünem Wasser funkelndes Eis trieb, während sich auf den Wiesen eine spärliche Blumenpracht zu entfalten begann.

Die nächste Woche war von emsiger Fleißigkeit ausgefüllt. Zwei Erkundungstouren auf den Sioralikgletscher brachten die Gewißheit, daß wir mit Schlitten flott vorwärtskommen würden und brachten außerdem einen Gipfel. Waren wir in den letzten Wochen und Monaten in der Vorfreude auf die Fahrt von einem steten Hochgefühl getragen gewesen, so beschwingte uns das, was wir hier vom Gebirge sahen, vollends. Vor uns lag eine gewaltige Bergwelt von großer Schönheit.

Mit zwei Faltbooten paddelten wir in die nur 18 km entfernt liegende Siedlung Kungmiut und warben zwei Grönländer an, die mit ihren Hundeschlitten unser Gepäck ins Innere des Gebirges ziehen sollen.

Als am 7. Juli endlich das Gepäck am Gletscher gelagert war, kamen zwei Ruderboote auf unsere Lagerbucht zu. Jedes Boot war mit 7 Mann besetzt, fünf davon waren die Ruderer, einer der Steuermann und schließlich noch der Schlittenführer, der jeweils stolz auf dem Schlitten thronte, der weit über den Bug des Bootes hinausragte. Die Freundlichkeit dieser Menschen, die Begeisterung, mit der sie jedes Stück unserer Ausrüstung untersuchten und wohl auch der Charm, den jeder einzelne um sich verbreitete, eroberten sich unsere Herzen im Fluge. Krainz, unser Koch, schaffte literweise starken Kaffee herbei — das Lieblingsgetränk der Grönländer. Monate später mußte ich allerdings mit den freundlichen Ruderern noch einen kleinen Strauß ausfechten. So herzlich nämlich diese Menschen sind und immer bereit zu helfen, legen sie doch einen Zug der Habgier an den Tag, wenn es sich um Geld handelt — oder besser um den Gutschein, der heute noch in Ostgrönland Geld vertritt. Als ich die Bezahlung der Ruderfahrt ordnen wollte, verlangten sie eine Unsumme für ihre Leistung. Etwa das, was ein amerikanischer Spitzenverdiener für 32 km Rudern verlangen würde. Als ich sie aufklärte und ihnen sagte, daß ich nur ein Viertel davon bezahle, waren sie jedoch genau so begeistert als hätte ich die verlangte Summe auf den Tisch gelegt. Wohl auch ein Beweis, daß der Wert des Geldes noch nicht begriffen ist. Voll Spaß mußte ich daran denken, wie sich in südlichen Ländern so etwas abgespielt hätte.

Unter dem lauten Peitschengeknalle unserer Schlittenführer stoben die Hunde in einem Tempo das 5 km lange Flußtal hinein, daß wir kaum folgen konnten. Die Schlitten ächzten und wanden sich unter den harten Stößen, aber da diese Gefährte nicht genagelt, sondern hauptsächlich von Lederriemen zusammengehalten werden, hielten sie alles aus. Auf dem Gletscher selbst ging es nicht viel gemütlicher zu. Die Hunde spreizten sich mit aller Kraft in die Schnüre, die Kommandos der Grönländer echoten aus den Felswänden und uns rann der Schweiß herunter, weil wir entweder anschoben oder Schlitten nachrannten. Denn sofort, wenn das Gelände flacher wurde, rannten die Hunde wie wild davon. Kurz nachdem wir den Gletscher betraten, fanden wir das erste Zeichen unserer Schweizer Vorgänger, das allerdings auch das letzte für den weiteren Verlauf der Expedition bleiben sollte: auf dem blanken Eis der untersten Partie des Sioralikgletschers lagen zwei ausgebleichte Schier mit durchgehenden Stahlkanten und einer heute auch in Österreich sehr modern gewordenen Trima Fellbefestigung. Nach einem Paß von zirka 800 m Höhe wurden die Gletscher auf lange Strecken flach und wir konnten Schijöring machen, wohl die angenehmste Art des Vorwärtskommens. Nach 35 km Marsch von der Küste, landeten wir an einem steilen Gletscherabbruch und schlugen ein Lager auf. Wir waren begeistert über das flotte Vorwärtskommen und hofften, daß dies so weitergehen würde. Doch es sollte anders kommen. In der Nacht zum 11. Juli erreichten wir einen Steilaufschwung, in den gewaltige Spalten gerissen waren. Unmöglich, da mit Hundeschlitten weiterzukommen. Links vom Eisbruch zog als einziger Weg eine schmale Schneeflanke etwa 400 m empor, die im oberen Teil bis zu 50 Grad steil war. Die beiden Grönländer erklärten, daß sie hier nicht weitergehen würden und sofort nach Kungmiut zurückkehren wollten. Alle Überredungsversuche halfen nichts, es war ernst gemeint. Aber doch erreichten wir wenigstens, daß sie uns einen Schlitten zurückließen, selbstverständlich ohne Hunde, denn mit diesen wären wir kaum fertig geworden. Was bisher 20 Hunde auf zwei Schlitten gezogen hatten, sollte nun auf einem einzigen Platz haben und von uns sechs weitergezogen werden. Nach sechsstündiger Arbeit hatten wir Schlitten und Gepäck über dem Hindernis und konnten nach einem Lager die Probe machen. Ein beängstigender Turm von Kisten und Säcken wuchs da auf dem Schlitten, doch wir konnten ihn bewegen, wenn auch nur unter großer Anstrengung. In einem Tagesmarsch erreichten wir, nachdem wir den Schlitten in einem Eisbruch über steile Stellen mittels Karabinerbremse abgeseilt hatten, den „16. Septembergletscher". Mit Gefühlen, die Entdecker beseelt haben müssen, wenn sie ans Ziel ihrer Träume gelangten, blickten wir auf die Bergwelt, die sich vor uns auftat. Gipfel neben Gipfel und alles unerstiegen. Das Arbeitsgebiet der schweizerischen Expedition hatte im wesentlichen weiter nördlich gelegen. Auf dem durchschnittlich 4 km breiten und 40 km langen Gletscher errichteten wir ein Lager, von dem aus wir in der folgenden Woche sieben Gipfel erstiegen. Leider spielte uns hier das Wetter, entgegen allen Erwartungen, einen ersten Streich. Die Temperatur stieg auch nachts über 0 Grad an und es herrschten schlechteste Schneeverhältnisse. Daher versuchten wir nach Möglichkeit in den Felsen zu bleiben, was nicht immer gelang. Schnee und Eisarbeit waren äußerst riskant und zeitraubend. Gelegentlich fiel Regen und weichte den Schnee vollends auf. Doch gab es immer wieder eine Lücke mit gutem Wetter, in der wir Ersteigungen vornehmen konnten. Bei keiner der Touren waren wir weniger als 15 km mit den Schiern unterwegs. Am 17. Juli hatte sich das Wetter wieder entschieden zum besten gewandt und wir konnten bei harter Gletscheroberfläche mit unseren Schlitten weiterziehen. Mit einem Zwischenlager am Beginn des „Knud Rasmussen-Gletschers" zogen wir über den Haabetsgletscher bis nahe an einen Paß mit der Höhe von 1410 m. Nun stand unser Lager inmitten eines herrlichen Berggebietes, in dem wir weitere neun Gipfel erstiegen. Unsere einzige Sorge jedoch war weiterhin die hohe Temperatur. Der Schnee gefror nachts sehr hart an der Oberfläche, unter einer spröden Kruste jedoch taute es weiter. Lawinen donnerten in den Eisbrüchen und von steilen Bergflanken. Alle unsere Ersteigungen waren ein stetes Schleichen an der äußersten Gefahrengrenze. Nie hätten wir geglaubt, daß unser größtes Hindernis

in Grönland die Wärme und nicht die Kälte sein würde. Ein weiterer Erkundungsvorstoß, den wir zu dritt unternahmen, und uns bis an den Oberlauf des Midgaardgletschers brachte (das Verbindungsstück zwischen Midgaardgletscher und Glacier de France), förderte eine interessante Tatsache zu Tage. Während im östlichen Teil des Gebirges der Schnee bis auf 0 Meter hinunterreichte, lag hier nach einer scharfen Grenze noch auf über 1000 m Höhe überhaupt kein Schnee, sondern es bot sich uns nur blankes Eis und schwarzbrauner Fels. Über den gewaltigen Rückgang dieser großen Gletscher sollten wir erst später eindeutigen Aufschluß erhalten. Die Grenze zum verschneiten Teil des Gebirges hin war so markant, daß man innerhalb weniger hundert Meter eine völlig veränderte Situation finden konnte. Sie verlief etwa parallel zum Midgaardgletscher.

Mit selten erlebter Plötzlichkeit schlug eines Tages das Wetter aus heiterstem Himmel abermals um, und strahlender Sonnenschein wurde durch Nebel und Schneefall abgelöst. Doch nach einigen Tagen wurde es klar und wir zogen von neuem unsere Spur wie haardünne Striche über die weiten Gletscherflächen auf dem Wege zu neuen Bergen. Nachdem die primären Gipfel dieses Teiles des Gebirges erstiegen war, traten wir in der Nacht vom 25. auf 26. Juli wieder den Rückmarsch an, der uns im letzten Teil auf neuem Wege zur Küste bringen sollte. Während vier Mann mit dem Schlitten zum „16. Septembergletscher" zogen, unternahmen Weber und der Verfasser, die Ersteigung eines namenlosen Gipfels über dem Sangmilegfjord. Von dieser Spitze aus bot sich uns ein freier Blick auf die Mündung des Kangerdlugsuatsiaq, dessen eiserfülltes Wasser direkt zum Glacier de France führt, wohl einem der direktesten Wege zum Inlandeis in diesem Abschnitt der Küste. Dieser Fjord durchbricht auch gewaltige Bergstöcke, deren südwestlichen Teil unsere Durchstreifung galt.

Bei teils schlechtem Wetter erzwangen wir uns den Weg zurück zum Proviantdepot, das wir am zweiten Tag angelegt hatten. Der Schlitten wurde kaum merklich leichter, obwohl bereits der größte Teil der Verpflegung verbraucht war und ließ sich weiter mühselig über Spalten und Pässe schleppen. Beim Depot, auf dem großen, namenlosen Eisstrom, der Midgaardgletscher und Sermiligaq verbindet, teilte sich die Mannschaft endgültig. Moosbrugger und Krainz erstiegen den sehr schwierigen Nordwestgipfel der „Trillingere", während Hutegger im Alleingang den Südostgipfel der gleichen Gruppe bestieg. Gemeinsam unternahmen die Vier noch zwei weitere Ersteigungen von diesem Lager aus. Weber und der Verfasser nahmen an diesen Ersteigungen nicht teil, sondern marschierten nach Kungmiut, um ein Ruderboot herbeizuholen, welches die Expedition im Tassissarsik des Angmagssalikfjordes abholen sollte, um sie zurück zum Ausgangspunkt zu bringen. Bei wolkenlosem Himmel marschierten wir in den ersten Augusttagen in drei Etappen 80 km. Zuerst wandten wir uns nach Nordwesten, wo uns der namenlose Gletscher in das gewaltige Sermilliktal brachte. Nur einige Kilometer von der Stirnfront des Midgaardgletschers entfernt, kampierten wir zum ersten Male. Der gewaltige Eisstrom mit seinen vielen parallel verlaufenden Mittelmoränen windet sich tatsächlich wie eine gewaltige Schlange durch das rotbraune Tal ins Meer. Gegenüber der Kartierung durch die 7. Thuleexpedition 1932—1933 stellen wir einen Gletscherrückgang von zirka 12 km fest. Die Einbuße an Eismächtigkeit des Midgaardgletschers beträgt etwa 200 m! Unfaßlich, welche Schuttmassen die Ufer säumen. Zur Zeit, als wir den innersten Teil des Sermilikfjordes, das Nigerseq passierten, war überhaupt kein Wasser im 6 km breiten Fjord zu sehen, da die Massen des Kalbungseises es völlig zugedeckt hatten. Am zweiten Tag unserer Wanderung folgten wir einem 24 km langen Tal, das zum Angmagssalikfjord hinüberleitet. Etwa in der Hälfte des Tales befindet sich ein zirka 600 m hoher Paß auf dem, steil von beiden Bergflanken abbrechend, fünf große Gletscher zusammenstoßen. Wir hatten uns den Weg durch ein namenloses Chaos von Moränen, Flüssen, Seen und Eis zu suchen. Die letzte Etappe des Marsches führte uns an Steilküsten entlang, bis wir 5 km vor Kungmiut auf eine Grönländerfamilie stießen, die hier ihr Sommerlager bezogen hatte. In der wohligen Gastlichkeit dieser herzerfrischenden Menschen endete die lange Wanderung durch drei so verschiedene Talschaften.

Am 8. August ist die gesamte Mannschaft vollzählig in Kungmiut und damit die Hauptaktion der Expedition abgeschlossen. Nun teilte sich die Mannschaft abermals. Weber, Krajnz und der Verfasser unternahmen mit zwei Faltbooten eine Tour, die uns über Qeurnartuarsivit, Kulluſuk, Angmagssalik bis nach Kaporniarqat und Augqalartorsivit am Westufer des mittleren Sermilikfjordes führte. Bei dieser Tour wurden alle auf dem Wege liegenden festen Siedlungen oder Sommerplätze der Grönländer besucht, um einen Bericht über den heutigen Zustand und die Wirkungen der eindringenden Zivilisation auf die Grönländer auszuarbeiten. Für das Gelingen dieses Vorhabens danke ich vor allem Herrn Bent Jonson, dem dänischen Kunstmaler, der bereits 10 Jahre in Grönland lebt. Seine Informationen und die Kontakte mit besonders interessanten Grönländern, die er uns herstellte, waren von außerordentlichem Wert. Ebenfalls wärmsten Dank gebührt dem Wetter, das uns mit einer ununterbrochenen Schönwetterperiode von 28 Tagen unsere Faltbootfahrten, die oftmals viele Kilometer von sicheren Küsten entfernt in dichtes Treibeis führen mußten, ermöglichte. In dieser Zeit unternahmen von Kungmiut aus Moosbrugger und Hutegger einige Ersteigungen, unter denen die „Pickelhuen" von besonderer Bedeutung ist. Die Pickelhuen ist von Kungmiut 40 km entfernt und ein markanter, schroff nach allen Seiten in die Tiefe brechender Felsgipfel. Die Seilschaft führte die Ersteigung von der Siedlung in einem Zuge aus und kehrte wieder dorthin zurück. Dies bedeutet, daß Moosbrugger und Hutegger in 48 Stunden 80 km an Steilküste entlang marschierten und dann noch einen 2000 m hohen schwierigen Berg vom Meer aus erstiegen! Mit 22 Erstersteigungen und zwei Wiederholungen von unseren Vorgängern erstiegener Gipfel, schlossen am 8. September die Unternehmungen. Die Wiederholungen waren die zwei Ersteigungen der durch die „Schweizerische Grönlandexpedition" erstiegenen und benannten „Bellavista" und des „Silberhorn", Berge, die von uns jeweils auf neuen Wegen betreten wurden. Die Faltbootgruppe hatte eine Strecke von 200 km zurückgelegt. Durch schwierigste Eisverhältnisse in diesem Sommer vor der Ostküste Grönlands, sahen sich die zuständigen Stellen nicht im Stande, die im Juni gegebenen Versprechen, uns auf der letzten Fahrt der „Kista Dan" unterzubringen, einzulösen. Daher planten wir zu fliegen. Als jedoch Anfang September der zivile Flugverkehr von und nach Grönland plötzlich eingestellt wurde, ergaben sich neue Probleme. Nun sahen wir in der „Tikerak" unsere einzige Chance. Dieses kleine Holzschiff sollte uns gegen Ende September nach Julianenhaab an der Westküste bringen, von wo aus wir mit der „Umanak" im Oktober nach Kopenhagen reisen sollten. Jedoch unser Heimreiseproblem löste sich über Nacht viel günstiger. Der dänische Frachter „Britannia", der Kohle aus Schottland nach Angmagssalik und die umliegenden kleinen Siedlungen brachte, erlitt im schweren Eis Schraubenschaden und mußte nach Reykjavik zum Docken. Der freundliche Kapitän nahm uns für einen lächerlich geringen Betrag mit.

An einem düsteren Septembertag mit großen grauen Schneeflocken, glitten wir an Bord der „Britannia" wieder den Angmagssaliktassiſſarsik hinaus, den wir an einem strahlenden Junitag voll Hoffnungen hereingekommen waren. Unsere Hoffnungen waren nicht enttäuscht worden.

Doch wie alles, was mit der Schiffahrt vor Grönlands Küsten zu tun hat, so war auch die Fahrt nach Island voller Überraschungen. Als wir am ersten Abend schlafen gingen, stand Kap Dan nahe unserem Kurs. Doch am nächsten Morgen blickten wir verwundert in die flache Öffnung des Sermilikfjordes. Die Eistrift hatte unser Schiff gepackt und es 50 km weit nach Süden getrieben. Es dauerte aber dennoch nur zwei Tage, bis uns das Eis frei gab und wir von den breiten Wogen des offenen Wassers aufgenommen wurden. Endgültig entglitt das Gipfelgewirr der Ostküste. Mit wehmütigen Gedanken sandten wir ihm den Gruß hinüber, den die Menschen dieser Küste beim Abschiednehmen sagen: „unochtluarit! — auf Wiedersehen!

Anschrift des Verfassers: Hans Gfellmann, Semriach bei Graz

# Dhaulagiri = Der weiße Berg des Himalaya

von Kurt Diemberger

(Mit 3 Bildern, Titelbild und Tafel XII

Der über das Tiefland des Terai einsam aufragende Dhaulagiri galt lange Zeit als höchster Berg der Erde. „Dhaulagiri", „Dhawalagiri" u. a. nannte man die gewaltige schneeige Pyramide, und das heißt soviel wie „Weißer Berg". Ein schöner Name und sicher der treffendste für diesen mächtigen Achttausender, dessen ungünstige Wetterbedingungen seine Eis- und Felsflanken und seine gewaltigen Grate sehr oft im Neuschneekleid erscheinen lassen. Vielleicht hätte man den völlig frei und ungeschützt stehenden Berg auch noch „Berg der Stürme" nennen können, aber an einen solchen Namen dachte wohl erst viel später so mancher Bergsteiger, dem die häufigen furchtbaren Stürme des Dhaulagiri zum unauslöschlichen Erlebnis wurden. — Dabei galt der Dhaulagiri lange Zeit als einer der leichtesten Achttausender. Zehn Jahre Kampf um den Berg bewiesen jedoch zur Genüge, daß er einer der schwierigsten war. Der nach neueren Messungen 8222 m hohe Riese war der erste Achttausender, der von einer modernen Expedition angegangen wurde, er fiel als vorletzter. —

Die geschichtliche Betrachtung seiner Ersteigung zeigt in fesselnder Weise, wie man sich an den verschiedenen Problemen des Berges versuchte, an ihnen scheiterte oder sie schließlich löste. Solcher historischer Schau soll die folgende Darstellung dienen. Einige Erlebnisausschnitte von der letzten erfolgreichen Expedition sollen sie ergänzen.

## Der Flug Arnold Heims

Lange Zeit blieb der Nepal-Himalaya für die bergsteigerische und wissenschaftliche Forschung verschlossen. Erst das Jahr 1949 bringt die offizielle Öffnung von Nepal, und Bergsteigern und Wissenschaftlern wird die Möglichkeit für Expeditionen gegeben.

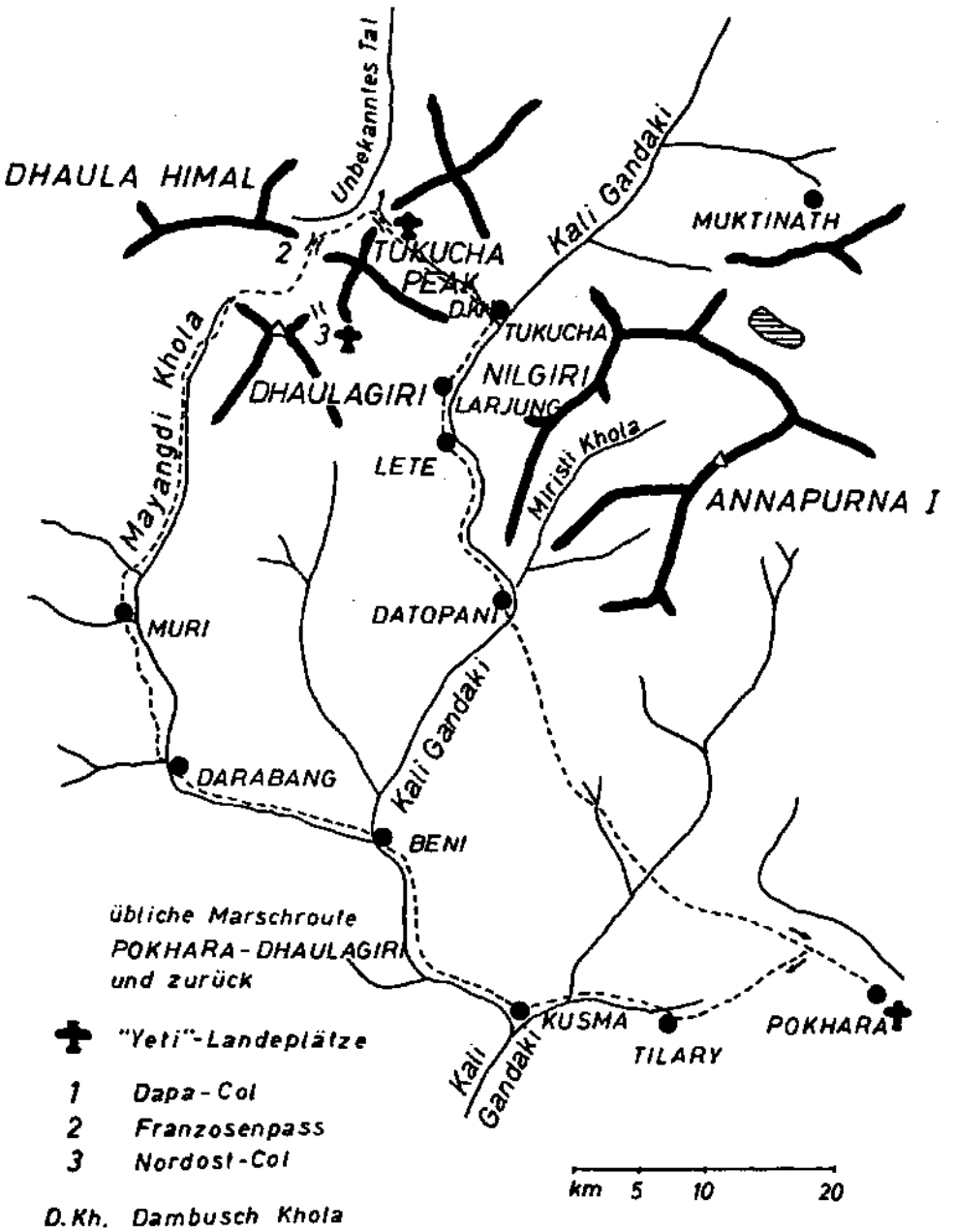
Prof. Arnold Heim, berühmter Geologe, auch Mitverfasser eines geologischen Werkes über den zentralen Himalaya, gelangt im Herbst 1949 von indischer und nepalesischer Seite offiziell gefördert nach Kathmandu. Als er nach Indien zurückkehrt, hat er die Bewilligung zu Hochgebi gsflügen über nepalesischem Gebiet in der Tasche. — Am 18. Oktober 1949 startet er mit einer Dakota von Lucknow schon vor Anbruch des Tages; er will die Gipfel noch frei von Nebelschleiern betrachten können.

Die Maschine fliegt gegen Butwal, dann das Gandaki-Tal entlang Richtung Tibet. Sie hält sich in über 4000 m Höhe. Der Blick ist einmalig: Unten, noch im Nachtdunkel, das gewundene Tal des Gandaki, rechts die schimmernden Bastionen der Annapurnagruppe, links der eisgepanzerte Eckpfeiler des Dhaulagiri. Arnold Heim interessiert vor allem der geologische Aufbau des Prachtberges, dessen gut erkennbare Schichten seiner Meinung nach aus Gneis und Schiefern bestehen. Er macht eindrucksvolle Flugaufnahmen.

Diese Bilder erregen natürlich das größte Interesse der Bergsteiger. Zum ersten Male konnte man die mächtige Südflanke des Dhaulagiri in ihrer ganzen Größe bewundern, den zwischen Nordost- und Südostgrat entspringenden Ostgletscher auf seine Eignung als Angriffsglacis begutachten. Und gerade an ihm sollte sich die erste Mannschaft, die den Dhaulagiri im Programm hatte, die Zähne ausbeißen. Es waren die Franzosen.

## Die Erschließungstat der Franzosen

Sie hatten die Genehmigung zu ihrer Expedition schon erreicht, als Arnold Heim am Dhaulagiri vorüberflog und seine Aufnahmen schoß. Die Mannschaft weist klangvolle Namen auf: Herzog, der Expeditionsleiter ist, Lachenal, Terray, Rebuffat, Schatz, Couzy, Ichac, Oudot, de Noyelle. Die Expedition ist in ihrem ersten Teil ein in zahlreiche Einzelaktionen gegliedertes Erkundungsunternehmen.



Zunächst ein paar Daten über den Expeditionsbeginn: 30. März 1950 Abflug von Frankreich. Anfang April rollen die mit dem Expeditionsmaterial beladenen Lastwagen von der indischen Grenzstation Nautanwa nach Nepal. Am 21. April kommen sie mit 200 Kulis in Tukucha an. Weshalb in Tukucha? Dieser wichtige Ort an der uralten Handelsstraße von Nepal nach Tibet liegt ja zwischen den Massiven des Dhaulagiri und der Annapurna am Ufer des Kali Gandaki. Für die Franzosen erscheint dieser Ort als geeignete Ausgangsbasis für beide Berge. Ihr Ziel ist ja nicht unbedingt der Dhaulagiri, ihr Ziel ist der erste Achttausender. Sie werden den wählen, der am sichersten den Sieg verspricht.

Sie wählen lange, — dann entscheiden sie sich für die Annapurna und haben Erfolg. Am Dhaulagiri aber leisten sie umfangreiche und wertvolle Erkundungsarbeit.

Gleich am Beginn tasten zwei Erkundungstrupps das Gebiet des Dhaulagiri von Norden und von Osten ab.

Die Karte des Indian Survey gibt Anlaß zu großen Hoffnungen; sie verspricht einen bequemen Zugang durch das Tal des Dambush (Dapa) Khola, eines kleinen Nebenflusses des Kali Gandaki, zur Nordflanke des Dhaulagiri (nach ursprünglichem Nordwestverlauf sollte laut Karte das Dambush-Tal nach einer Wendung nach Südwest zum Nordgletscher am Fuß des Dhaulagiri führen). So erkunden Herzog und Ichac am 23. April dieses Tal. Es steigt viel zu rasch, hat viel zu wenig Wasser für ein vom Nordgletscher gespeistes Gerinne. Schließlich erledigt der steilwandige Talzirkus, der von der Tukuchaspitze herziehend den oberen Teil des Dambush-Tales umschließt, die Hypothese vom bequemen Zugang zur Nordflanke. Die erste Erkundung wird abgebrochen.

Daß auch der Ostgletscher problematisch ist, stellen Lachenal und Rebuffat auf ihrer Kundfahrt fest, die sie mit eingeborenem Führer und Sherpas am Unterbau der Tukuchaspitze unternehmen, um von dort aus zu beobachten. Wie wird man über die Eisbrüche des Ostgletschers zum Nordostgrat oder Südostgrat kommen?

Die verschiedenen Versuche im Gebiet des Dhaulagiri und der Annapurna verzahnen sich nunmehr im weiteren Expeditionsablauf. — Im Dhaulagiriprogramm sieht man vorläufig von einem Versuch am Ostgletscher ab, man erkundet nochmals im Norden. Herzog, Ichac und Terray sind am 26. April wieder im Dambush-Tal. Nach zwei Lagern kommen sie auf einen Paß, durch ihn in einen Schneekessel und nach zwei Stunden zu einem zweiten Paß (auf einer Route, die etwas südlich der später üblichen — dort 1 Paß weniger — geführt haben muß). Dann breitet sich vor Herzog und Ichac ein sanftes, breites, mit Schneeflecken bedecktes Tal aus, das in nördlicher Richtung zieht... Wieder ist der Dhaulagiri nicht zu sehen. Sie steigen nach Tukucha ab. Die Lagebesprechung in Tukucha ergibt, daß man zwecks Erkundung des Dhaulagiri nochmals zwei Versuche starten müsse: Im neuentdeckten sogenannten „Unbekannten Tal" müsse man an der Südseite zu einem Punkt kommen, von dem aus endlich einmal die Nordseite des Dhaulagiri gesehen und beurteilt werden könne. Der Ostgletscher aber bedarf nunmehr einer genaueren Erkundungsarbeit. Am 1. Mai geht es unter Führung Herzogs zunächst zu Pferd über Larjung südlich Tukucha, dann zu Fuß über Almen zur Schneegrenze. Nach Lagererrichtung steigen sie in den Steilabfall des Ostgletschers, mühsam zwischen Spalten und Seracs einen Weg suchend. Wetterumschlag zu Mittag — bald Dauererfahrung aller Dhaulagiri-Leute — zwingt zu einem zweiten Lager in einer Gletschermulde. Sie kommen am nächsten Tag bis etwa 300 Meter unter das den Eisbruch abschließende Plateau des Gletschers. Dann flüchten sie bei Donner und Schneefall und dem Geraffel stürzender Eisblöcke ins Ausgangslager. — Es folgt ein Vorstoß mit Skiern zu einem 5500 m hohen Schneegipfel im unteren Teil des Dhaulagiri-Südostgrates; um Südwand und Südostgrat zu begutachten. Die ungeheuren Dimensionen der Südwand lassen jeden Gedanken an einen Weg lächerlich erscheinen. Der Südostgrat, lang, steil, ohne Lagermöglichkeiten, technisch schwierig, muß ebenfalls aus der Liste möglicher Routen gestrichen werden. Zwei letzte Vorstöße erfolgen noch auf der linken bzw. rechten Seite des Gletschers. Terray und Oudot, die inzwischen die noch fällige Erkundung im Norden abgeschlossen haben, erreichen das Plateau, aus dem im Hintergrund der Nordostgrat

ansteigt. Vor ihnen liegt ein von Spalten zerrissenes Gletscherfeld. Ein Vorstoß darüber ist mühsam, zeitraubend und gefährlich. Und eine Expedition mit schwerbepackten Trägern da heraufführen ... ? Am 12. Mai ist mit der Ankunft in Tukucha die Erkundung des Ostgletschers endgültig abgeschlossen. —

Die bereits erwähnte, mittlerweile durchgeführte letzte Erkundung im Norden hatte Terray und Oudot am 4. Mai ins „Unbekannte Tal" geführt. Am 5. Mai steigen sie zu dem Paß empor, der sich aus der weiten Talmulde nach Süden öffnet. Er wird später für alle Zeiten „Franzosenpaß" heißen. Nun sehen sie zum ersten Mal die Nordflanke des Dhaulagiri in all ihrer Mächtigkeit. Sie ragt über einen spaltenreichen Gletscher auf, der offenbar den **Mayangdi-Khola** speist. Die Theorie der Kartographen von der Entwässerung des Nordgletschers nach der Tukuchaseite gehört endgültig der Vergangenheit an. Und die Möglichkeit eines Anstiegs? Schaudernd mustern sie den steilen Nordostsporn und den riesigen in die Schluchten des Mayangdi abfallenden Nordwestgrat. Dann treten sie den Rückweg an. Am 14. Mai fällt in Tukucha endgültig die Endscheidung zugunsten der Annapurna. Mit deren Ersteigung am 3. Juni 1950 findet eine Expedition von unglaublicher Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit ihren verdienten Abschluß. —

## Die Birnen-Route

### Vorstoß der Schweizer durch das Mayangdi-Tal (1953)

Daß das Mayangdi-Tal den Dhaulagiri auch von Norden umfaßt, wurde durch die Franzosen festgestellt. Da die Pässe, die von Tukucha her den Zugang zur Nordseite des Dhaulagiri ermöglichen, im Frühjahr wegen der Schneeauflage für Träger unpassierbar sind, scheiden sie als Anmarschweg aus (man wird sie später in der Regel für den Rückmarsch benützen). So wählt 1953 die Expedition des Akademischen Alpenklubs Zürich das Mayangdi-Tal als Anmarschweg, ein weiterer wichtiger Schritt in der Erschließung des Dhaulagiri. Auch die Wahl der Nordflanke für den Anstieg ist historisch bedeutsam, denn die sogenannte „Birnen-Route" wird auf die folgenden Expeditionen eine magnetische Anziehung ausüben.

Unter der Leitung von Bernhard Lauterburg war eine schlagkräftige Mannschaft zusammengestellt worden. Schatz, Roch, Braun, Eichelberg, Huß und Pfisterer gehören ihr an. — Am 15. März startet die Expedition. Über Nautanwa geht es nach Bhairava und mit dem Flugzeug nach Pokhara. Der Ort ist ein wichtiges Handelszentrum Nepals (und wird in Zukunft auch der übliche Startplatz für die Dhaulagiri-Expeditionen sein). Von dort geht es zu Fuß weiter. Zunächst über Täler, Rücken, vorbei an kleinen Orten inmitten von Reisfeldern ins Tal des Kali Gandaki. Von Kusma geht es den Kali aufwärts bis Beni. Dort halten sie an der wichtigen Talgabelung Kali-Mayangdi. Während die Franzosen von hier nach Norden marschierten, zieht nunmehr zum ersten Mal eine Expedition zum Dhaulagiri das Tal des Mayangdi entlang, das zuerst noch breit nach Darabang führt. Dort quert der Weg vom linken auf das rechte Ufer, führt hoch oben über dem nunmehr schluchtartig werdenden Tal, das allmählich in die Nordrichtung umbiegt. Muri wird passiert, dann noch das kleine Bogara. Im vom dichten Nepal-Dschungel erfüllten Tal geht es weiter, Jägerpfade erleichtern anfangs den Marsch, dann hilft nur mehr das Buschmesser. Erst am 2. Mai erreichen sie die Baumgrenze. Über ihnen ragt die Dhaulagiri-Westwand 4500 m hoch empor. Nur 6 von 110 Kulis folgen ihnen von Tsaurabon, dem Gletscherende. Ein Gletschertor grüßt, und dann lohnt ein Rundblick vom moränenbedeckten Mayangdi-Gletscher aus, den bisher noch kein Mensch getan hat. Im Norden ragt der Dhaulahimal (rd. 7900 m), im Anschluß daran eine niedrigere Gipfelreihe, die am Franzosenpaß endet. Im Nordosten leuchtet die Tukuchaspitze. Im Süden aber baut sich die breite Nordflanke des Dhaulagiri auf, mehr als dreieinhalbtausend Meter hoch. Das Problem des Dhaulagiri-Zuganges ist gelöst.

Drei Lager stellt man entlang des Mayangdigletschers auf: Basislager 3600 m, ein Zwischenlager auf 4100 m und an der Basis des eigentlichen Anstiegs in 4500 m Höhe

Lager I. Man will über den Westteil der Nordflanke emporsteigen, um schließlich über den letzten Teil des Nordwestgrates zum Gipfel vorzudringen. Immer wieder schweifen prüfende Blicke über die Nordflanke: Auf einem von Couloirs, steilen Gletschern, mannigfaltigen Rippen gegliederten breiten Felssockel ruht eine Gletscherterrasse, die in etwa 6000 m Höhe die Nordflanke entlangzieht und mit wilden Brüchen gegen den Sockel absetzt. Aus dieser erhebt sich der Oberbau des Berges, mit seinen mehr und mehr aus dem Schnee heraustretenden eigentümlichen Felsschichtungen und den sogenannten „Birnen", riesigen, abgerundeten Felspartien. Oberhalb des Birnenkranzes steigt der Gipfelaufbau empor — mit teilweise senkrechten Wandabbrüchen, darüber einem mächtigen Hängegletscher und der breiten Gipfelschneide.

Nach einer positiv verlaufenen Erkundung bis zur Firnterrasse werden im Sockel Lager II (5100 m) und Lager III (5500 m), letzteres auf einem Eisbalkon, errichtet. Lager IV, gegen 6000 m hoch, zu dem man sich zwischen Türmen und Spalten des Gletscherabbruchs emporarbeitet, liegt in einem kleinen Sattel der großen Firnterrasse. —

Nun muß das „zweite Stockwerk" erkundet werden: die langen schichtendurchzogenen Hänge mit ihren Birnen. Die westlichste Birne reicht tiefer herab; ihr entlang wird man sich emporarbeiten. Eichelberg und Schatz kommen in knietiefem Schnee nur bis 6300 m. Dann bauen Eichelberg, Roch und Braun in ca. 6400 m Höhe unter den ersten Bändern der Birne Lager V. Und am 27. Mai erreichen Eichelberg und Roch fast den oberen Rand der Birne.

Große Beratung: Die Differenz zwischen Lager V am unteren Birnenrand und dem Gipfel ist für einen entscheidenden Angriff entschieden zu groß. Zwei weitere Lager müßten noch errichtet werden. Leider zeigte sich aber entlang der Birne keinerlei Möglichkeit einer Lagererrichtung. So will man noch einmal die Lage sondieren und möglichst hoch vorstoßen.

Am 28. Mai sind Schatz und Braun mit drei Sherpas in Lager V am unteren Birnenrand versammelt. Am 29. stoßen sie vor. Von der Birnenspitze an Schatz und Braun allein. Auf steilen Schieferplatten geht es mühsam aufwärts. Schließlich stellt sich dem Aufstieg zum Grat eine in Bänder und Stufen gegliederte Wand in den Weg. Sie ist höchst schwierig und schließlich verzichten sie auf den Weiterweg (ca. 7500 m wird als höchster erreichter Punkt angenommen). Ergebnis des Vorstoßes: Ohne ein Lager oberhalb der Birne ist ein Gipfelvorstoß unmöglich, zwischen Grat und Birnenunterrand aber zeigt sich keine Möglichkeit hiefür. Es ist spät im Jahr und man verzichtet auf weitere Versuche.

Die Expedition unternimmt noch einen interessanten Vorstoß zum Südcol, das einen grandiosen Tiefblick in die Südwand darbietet, und einen weiteren, expeditionsgeschichtlich sehr wichtigen Vorstoß zum Nordost-Col, wo Pfisterer und Lauterburg als erste Menschen stehen und von dort den Nordostsporn mustern. Er scheint ihnen ähnlich schwierig wie die Birnenroute. Der flache, riesige Nordost-Col scheint Pfisterer Landungsmöglichkeiten für ein Flugzeug, zumindest Abwurfmöglichkeiten zu bieten. Später wird Eiselin diese Idee aufnehmen und für seine Expedition auswerten.

## Dem Gipfel nahe — Die Expedition der Argentinier (1954)

Die Probleme der oberen Birnenroute beschäftigen die nunmehr folgenden Expeditionen. Ein besonderes Verdienst gebührt der ersten Argentinier-Expedition unter der Leitung von Lt. Francisco Ibanez, der sich bereits in den Anden einen Namen gemacht hatte. In seiner Mannschaft ist auch der Tiroler und Wahlargentinier Gerhard Watzel und der Sirdar der 14 Sherpas, Pasang Dawa Lama. An Expeditionsmitteln war nicht gespart worden: mit 15 Tonnen Gepäck geht es am 15. März von Pokhara los, Richtung Mayangdi-Tal. Am 4. April wird das Basislager (3600 m) am unteren Mayangdi-Gletscherrand errichtet. Auch Lager I, 4600 m, steht noch am Gletscher, während Lager II (5000 m) und Lager III (5500 m) Stützpunkte im Bergsockel auf der alten Schweizer-Route sind. Auch die Firnterrasse trägt in 6000 m Höhe wieder ein Lager IV. Es folgt Lager V am Unterrand der Birne in 6500 m Höhe und nun geht es an die Lösung des Problems,

an dem die erste Schweizer Expedition gescheitert ist, an die Errichtung des Lagers darüber. Die mit allen technischen Mitteln ausgerüsteten Argentinier sprengen im Verlauf dreier Tage in 18 Sprengungen oberhalb der Birne eine Plattform heraus, die Platz für zwei Zelte bietet und errichten dort Lager VI (ca. 7200 m). Als zweite Schlüsselstelle erweisen sich die sogenannten „Kathedralen-Türme", ein höchst schwieriger, vermutlich sogar ungangbarer Felsabschnitt im Hauptgrat. Ein Stück unterhalb wird Lager VII errichtet (gegen 7600 m).

Leutnant Ibanez wartet in diesem Lager, während zwei Seilschaften, Watzel mit Pasang und Magnani mit Pasangs Bruder zu einem entscheidenden Vorstoß starten (1. Juni). Längs einer Reihe schneebedeckter Bänder gelingt es, die Türme zu überwinden. Während der Aufstieg über ein Gelände mit allmählich abnehmender Schwierigkeit fortgesetzt wird, stellen die Männer voll Freude fest, daß sie somit das große Fragezeichen des Westgrates — das schwierige Gratstück — gelöst haben. Voll Hoffnung setzen sie ihren Weg fort, entschlossen, nunmehr bis zum Gipfel vorzudringen — umsomehr als auch das Wetter wunderbar ist. — Bei Einbruch der Dunkelheit sind nur noch etwa 200 Höhenmeter bis zum Gipfel zu überwinden — ein schneeiger, leichter Grat, aber immerhin noch etwa 2—3 Stunden! Es wird beschlossen, nach einem dürftigen Biwak in einem Schneeloch am nächsten Morgen weiterzugehen. — Umsonst... der nächste Tag bringt Sturm und Schnee!

Weitersteigen wäre vielleicht trotzdem noch möglich gewesen, aber die drei Stunden leichten Anstiegs hätten bei diesen Umständen sechs und mehr werden können — und damit wäre schließlich ein zweites Biwak nicht zu vermeiden gewesen. Was dies bedeuten konnte, war allen klar. — So verzichten die beiden Seilschaften auf den schon so nahen Gipfel — ein Entschluß, den sie nicht zu bereuen haben: denn während des Abstieges bricht der Monsun mit schweren Schneefällen herein. Der Leiter der Expedition, Lt. Francisco Ibanez, erleidet schwere Erfrierungen, denen er schließlich im Hospital von Kathmandu als erstes Opfer des Dhaulagiri erliegt.

Seine Expedition hat den höchsten Punkt auf der Birnenroute erreicht. Nur Schlechtwettereinbruch hat sie um den fast sicheren Sieg gebracht.

### Deutsche, Schweizer und nochmals Argentinier (1955 und 1956)

Die im Frühjahr 1955 gestartete deutsch-schweizerische Dhaulagiri-Expedition unter Leitung des Münchners Martin Meier erreichte etwa 7400 Meter und wurde angeblich durch schwere Schneestürme zum Rückzug gezwungen.

1956 erhielten die Argentinier abermals ein Permit für die Ersteigung des Dhaulagiri. Es war eine völlig neu zusammengesetze Mannschaft, die den Berg anging. — Schon am 11. Mai — also mit bedeutendem Zeitvorsprung in Hinblick auf das vorhergesagte Eintreffen des Monsuns — wurde das letzte Lager auf 7600 m errichtet, von dem aus in den folgenden Tagen Gipfelangriffe gestartet werden sollten. Aber da brach, fast einen Monat zu früh, der Monsun herein. Wände und Grate, die bis dahin in recht gutem Zustand waren, bedeckten sich mehr und mehr mit von Tag zu Tag ansteigenden Schneemassen, gigantische Lawinen fegten zu Tal. So wurde nach 20 Tagen entnervenden Wartens die Expedition am 29. Mai zum Aufgeben gezwungen.

### Der letzte Versuch an der Birne (1958)

Die Mannschaft des Zürchers Werner Stäuble umfaßt die Schweizer Max und Ruedi Eiselin, Hächler, Winterhalter, Reiser, den Deutschen Hecker und den polnischen Arzt Dr. Hajdukiewicz. Es ist eine Besonderheit, daß ein Teil der Mannschaft den weiten Weg nach Indien auf zwei Geländewagen zurücklegt. — Am 24. März brechen sie von Pokhara auf und gelangen auf dem traditionellen Weg durch das Mayangdi-Tal an den Fuß der Nordflanke. Nach Materialtransport vom Gletscherrand über ein Zwischenlager zum Basislager (4600 m) erfolgt der Aufbau der Höhenlager: Lager I (5200 m), Lager II (5600 m) und Lager III (6000 m, auf der Firnterrasse). Die Numerierung der Lager ent-

spricht nicht der bei den ersten zwei Expeditionen angeführten, die das Lager am unteren Mayangdi-Gletscherrand als „Basislager" und das an der Basis des eigentlichen Anstiegs befindliche als „Lager I" bezeichneten. — Am unteren Rand der Birne wird im weiteren Verlauf Lager IV (6550 m) errichtet, das für die Aufnahme von 12 Personen ausgebaut werden sollte. Lager V wird eine kühne Konstruktion: Die von den Argentiniern geschaffene Plattform war natürlich in der Zwischenzeit unter Schnee und Eis verschwunden und nicht feststellbar. Dies erwartend, hat Hächler in der Schweiz einen eigenartigen „Rost" konstruiert: ein Aluminiumrahmen mit Seilnetz auf zwei langen Stützen stehend und hangwärts aufliegend ergibt eine horizontale Zeltbasis, die überall aufgestellt werden kann. Die Konstruktion wird zunächst im Basislager an einem Hang als Tragfläche für das Zelt des erkrankten Reiser ausprobiert. Nun stellt man sie in 7200 m Höhe auf, daneben ein zweites Exemplar derselben Ausführung. So ragen als Lager V zwei Zelte in wahrhaft luftiger Position über die darunter befindliche Plattenwand.

Ein Seilgeländer sichert den weiteren Aufstieg und schließlich wird von Reiser, Stäuble und 3 Sherpas neben den Zeltresten des höchsten Argentinierlagers Lager VI errichtet (7600 m). Nach einer hier am Grat besonders wilden Sturmnacht steigen sie ab. Hecker und Sherpa Mingma versuchen nun vom Lager V aus einen letzen Ansturm, erreichen Lager VI, können aber wegen Schlechtwetter nichts Entscheidendes unternehmen. Der Abstieg bringt ein dramatisches Lawinenabenteuer, das jedoch gut ausgeht. Weitere Versuche werden nicht mehr unternommen. Wieder einmal ist der Berg Sieger geblieben.

## Der Nordostsporn

### Die Pioniertat der Österreicher (1959)

Die österreichische Expedition des Jahres 1959 nimmt die Anregung von Max Eiselin und Detlev Hecker, es einmal vom Nordost-Col aus über den Nordostsporn zu versuchen, auf. Sie steht unter der Leitung des Bezwingers des Gasherbrum II, Ing. Fritz Moravec. Die anderen Mitglieder sind: Kucera, Pauer, Prein, Ratay, Roiß, Vanis und Dr. Wehrle als Arzt. Pasang Dawa Lama ist Führer der Sherpas. Am 28. Feber verläßt die Mannschaft Genua. Weitere Stationen: Abmarsch Pokhara 19. März, Basislager (4500 m) 4. April, erster Vorstoß gegen den Nordost-Col 8. April. —

Mit zwei Eisbrüchen und mit einem Höhenunterschied von gut 1000 Metern fällt der Gletscher vom Nordost-Col zum Mayangdi-Gletscher ab. Beim Aufstieg liegt zur rechten Hand ein eigenartiger, horizontal geschichteter Felsaufbau (im früher erwähnten Sockel der Dhaulagiri-Nordflanke), der ob seiner charakteristischen Dreiecksform „Eiger" genannt wird. Der erwähnte erste Vorstoß führt nur über den ersten Eisbruch hinauf, um den Zugang zum Nordost-Col beurteilen zu können. Er erscheint von dort aus zwar nicht ungefährlich, aber möglich. Am 9. April wird auch der zweite Eisbruch überwunden und in 5200 m Höhe ein Erkundungslager aufgestellt. Ein Vorstoß in Richtung Tukuchaspitze soll Klärung über die Möglichkeit eines Anstiegs über den Nordostsporn bringen. Man gewinnt genügend Einblick und alles ist von den gegebenen Möglichkeiten begeistert — auch Pasang hält den Anstieg für günstiger als die Birnenroute. Das Erkundungslager wird zum Lager I, am Nordost-Col entsteht Lager II (5700 m), ober dem der Nordostsporn aufstrebt.

Er gliedert sich deutlich in mehrere Abschnitte: Während vom Nordost-Col aus einem ersten runden Rücken mählich eine Firnschneide aufstrebt, setzt links davon mit 40—60 Grad Neigung eine gewaltige Eiswand ein. Rechts begleitet ab ca. 6500 m ein schmales, nach oben spitz zulaufendes Felsdreieck die Spornkante (bis rund 7000 m), die teilweise selbst daraus gebildet wird. Sie ist in diesem Abschnitt sehr steil. Nach einer etwa hundert Meter hohen abschließenden senkrechten Felswand verliert sie bei einer Art Knie wieder an Neigung. Schließlich führen ab 7400 m sehr steile Schnee- und Felspartien zum Vereinigungspunkt von Nordostsporn und Südostgrat (ca. 7800 m) empor. Von dort führt nach einer markanten waagrechten Schulter der Hauptgrat in mehreren Aufschwüngen zum Gipfel.

Ein besonderer Vorteil des neuen Anstiegs scheint dadurch gegeben, daß kaum Lawinengefahr besteht, weniger Fels vorhanden ist, Lagermöglichkeiten kein Problem sein dürften und die Hauptschwierigkeiten (Eiswand) im unteren, und nicht wie bei der Birnenroute im oberen Teil zu erwarten sind.

Die Arbeiten gehen sehr rasch voran. Am 21. April steht Lager III auf 6150 m im unteren Firngrat, am 24. April beginnt man mit der Einrichtung von Lager IV (6500 m) im Fußteil des zu überwindenden steilen Spornstückes der sogenannten „Eiswand", die sich spaltenzerrissen zur linken Hand ausdehnt. Da stürzt am 29. April Heini Roiß in eine verdeckte Gletscherspalte am Nordost-Col. Alle Bemühungen, ihn zu retten, sind vergeblich, er kann nur noch tot geborgen werden. Seine Kameraden bestatten ihn oberhalb des Weges zum Franzosenpaß.

Die Expedition kann sich von dem schweren Schlag nicht mehr so recht erholen. In der Zwischenzeit sind Lager III und IV vom Sturm demoliert worden, einige Zelte sind kaputt. Dann erst wird in zeitraubender Arbeit, immer wieder durch Schlechtwetter gehindert, die Eiswand entlang der Kante mit einer Kette fixer Seile versehen. Am 22. Mai, auf winziger Plattform, steht auch Lager V (7000 m). — Die bereits erwähnte, fast senkrechte 100-m-Felswand darüber wird nun ebenfalls zur Gänze mit fixen Seilen versehen (Felsschwierigkeit bis Vier). Der Monsun ist nahe — schon am 24. Mai wird das nächste und letzte Lager errichtet (Lager VI, ca. 7400 m bzw. etwas darunter). Alle hoffen, daß die Zeit noch für den Gipfel reicht. Am 25. Mai treten Prein und Pasang von diesem Lager zum Gipfelangriff an. Über Felsstufen und Schneerinnen erreichen sie knapp 7800 m. Sie schätzen den Weiterweg bis zum Gipfel nur noch auf etwa 5 bis 6 Stunden, aber wütender Sturm zwingt sie ins Lager VI zurück. Bei zwei neuerlichen Versuchen kommen sie nochmals auf 7600 bzw. 7500 m, werden aber stets vom Sturm zurückgeschlagen. So geben sie auf und treten den Abstieg an.

Bald darauf zieht die Expedition gegen Tukucha. Ihre Erfahrungen und die angebrachten Seilversicherungen werden der nächsten Expedition den Weg erleichtern.

## Die schweizerische Himalaya-Expedition 1960 erreicht den Gipfel

Leiter Max Eiselin, Mitglied der Schweizer Expedition von 1958, hatte das Permit für 1960 schon 1958 erworben. Nach dem Vorstoß der Österreicher konnte es keinen Zweifel mehr geben, daß der Nordostsporn der Weg zum Gipfel war. Bei einigem Glück mußte es diesmal gelingen.

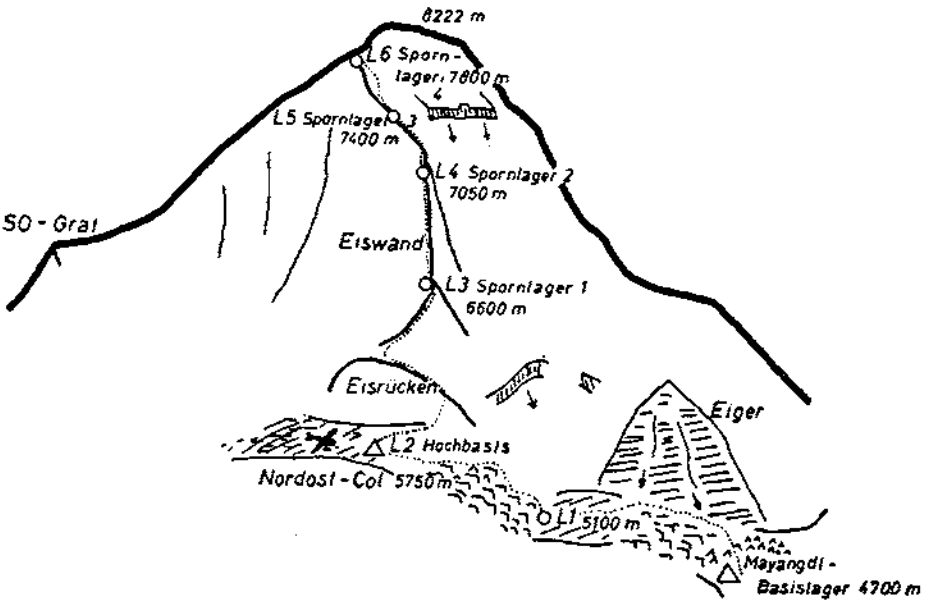
In der Expeditionsmannschaft stehen: die Schweizer Forrer, Schelbert, Baucher, Weber, Roussi, der Deutsche Diener, der Österreicher Diemberger[1], als Kameramann der Deutschamerikaner Dyhrenfurth (Sohn des bekannten Himalayaforschers), die Polen Skoczylas und Dr. Hajdukiewicz (Arzt). Hiezu kommen noch die beiden Schweizer Saxer (Gletscherpilot) und Wick (Bordmechaniker). —

Am 29. Feber startet ein Teil der Mannschaft in Genua. Die übrigen folgen auf dem Luftweg.

Die strategische Planung ist in jeder Hinsicht neuartig: Transport von Mensch und Material erfolgt zur Gänze durch die Luft. Ein wendiges Gletscherflugzeug, der „Yeti", ist einziges Transportmittel. Kulis werden keine angeworben, lediglich einige Sherpas. Die Mannschaft soll im Akklimatisierungslager auf dem Dapa Col (5200 m) an die Höhe gewöhnt und von dort auf das Nordost-Col geflogen werden (ca. 5700 m), von wo der Anstieg über den Nordostsporn beginnt. Als erste werden Forrer und Diemberger auf dem Dapa Col und bald darauf auf dem Nordost-Col abgesetzt (3. April, Errichtung der Hochbasis, 5750 m). Die übrige Mannschaft wird gleichfalls zunächst auf den Dapa Col geflogen, um von dort nach Akklimatisierung auf den Nordost-Col zu übersiedeln. Doch nur Schelbert und vier Sherpas werden vom Yeti noch zur Hochbasis gebracht, dann scheidet das Flugzeug infolge Motorschaden vom 13. April bis 3. Mai und dann

[1] Der hiebei vom Österreichischen Alpenverein maßgeblich gefördert und unterstützt wurde.

infolge Absturz beim Start in Dapa Col am 5. Mai endgültig als Transportmittel aus. Der größte Teil des Materials war jedoch bereits im Nordost-Col. Der Ausfall des Yeti hat eine Auflösung der Mannschaft in getrennt operierende Teilgruppen zur Folge: Am Berg selbst arbeitet die Gruppe Forrer-Diemberger-Schelbert mit ihren Sherpas im Stil einer Kleinexpedition. Sie bauen die Lagerleiter auf dem Sporn und machen den ersten Gipfelvorstoß am 4. Mai (wegen Schlechtwettereinbruch auf 7800 m abgebrochen). Hiebei wurde Spornlager I (6600 m) am 15. April am Beginn des steilen Spornstückes (Eiswand) errichtet, Spornlager II (7050 m) am 29. April am Fuße der 100-m-Felswand, Spornlager III (ca. 7400 m) am 2. Mai am Ende des sanfteren Gratstückes. Aus dem ersten Mißerfolg wird die Lehre gezogen, daß noch ein höheres Spornlager erforderlich ist, um zur Zeit des üblichen mittägigen Wetterumschlags den Gipfel schon erreicht zu haben.




*L 2 = Hochbasis (ursprüngliches „Basislager"; Yeti - Landeplatz)*

Die Restgruppe am Dapa Col hat in der Zwischenzeit über den Franzosenpaß den Mayangdi-Gletscher erreicht, dort das „Mayangdi-Basislager" errichtet (4700 m, 24. April), ein weiteres Lager in 5100 m Höhe zwischen den beiden Gletscherbrüchen (27. April). Nunmehr kann das vom Dapa Col mühsam herübergebrachte Restmaterial zum Nordost-Col emporgetragen werden. — Zu gleicher Zeit läuft als dritte Aktion der Transport von am Flugplatz in Pokhara verbliebenem Material durch Kulis unter der Führung Skoczylas entlang des Mayangdi-Tales bis Tsaurabon, von wo es ebenfalls zum Nordost-Col gebracht wird.

Am 12. Mai, nach einer kurzen Erholung im Nordost-Col, steigen Forrer, Diemberger und Schelbert, durch Diener verstärkt und in Begleitung der beiden Sherpas Nawang Dorje und Nima Dorje vom Spornlager III (ca. 7400 m) bis zu ca. 7800 m auf und errichten dort Spornlager IV (knapp unterhalb der Vereinigung von Nordostsporn und Südostgrat). Am 13. Mai, zu Mittag, erreichen sie nach viereinhalbstündigem Aufstieg über den teilweise sehr scharfen Schlußgrat den Gipfel des Dhaulagiri. Am 23. Mai wird von Baucher und Weber der Gipfel neuerdings erreicht.

Damit ist die Ersteigungsgeschichte des Dhaulagiri vorläufig abgeschlossen. — Nun bleibt noch die Erreichung des Gipfels über die Birnenroute, oder gar eine Überschreitung

des Berges — Unternehmen, die eine künftige Ära zweifellos einmal beschäftigen werden Hiezu sei bemerkt, daß es außer den bereits bekannten Schwierigkeiten möglicherweise noch ein Problem für sich sein wird, über die mit Felsbuckeln und -schuppen besetzte, furchtbar lange Gipfelschneide von der anderen Seite her zum höchsten Punkt vorzustoßen.

## Erlebnisausschnitte aus der letzten Expedition[2]

### Mit dem „Yeti" in den Nordost-Col

Nachdem wir im Laufe von 6 Tagen den unvermittelten Sprung über 5000 m von Bhairava auf den Dapa Col einigermaßen „verdaut" haben, ist für Ernst Forrer und mich die große, schon sehnsüchtig erwartete Stunde angebrochen: Wir fliegen zum Nordost-Col. — Unsere Kameraden auf dem Dapa-Col werden nach einigen Tagen gründlicher Akklimatisierung nachfolgen. In der Zwischenzeit wird der „Yeti" Material (aus Pokhara, wo das Gros gestapelt liegt) in den Nordost-Col fliegen, und wir werden uns um dieses, um die Yeti-Starts und um die Erstellung einer ersten kleinen Hochbasis im Nordost-Col kümmern.

Das Wetter ist herrlich und im Dapa-Col ist es heute praktisch windstill. Wir schreiben den 3. April 1960. Pilot Ernst Saxer ist Feuer und Flamme, es zu versuchen: Heute, bei dem Wetter, bei diesen Luftverhältnissen, könnte man die erste Landung im Col sicher wagen! Auf alle Fälle startet Saxer, zunächst ohne Last und nur von Bordmechaniker Emil Wick und Expeditionsleiter Max Eiselin begleitet, zu einer Überprüfung der Windverhältnisse im Col.

Ernst und ich packen unsere Sachen zusammen, Proviant, Ausrüstung u. dgl. und beten insgeheim, daß die Sache nicht verschoben werden muß — wir brennen doch schon darauf, endlich unter dem riesigen Nordostsporn zu stehen. Nach langem sehen wir den „Yeti" wieder auftauchen, in elegantem Bogen landet er auf dem Hang in der Nähe des Lagers. Fliegen wir? Jawohl — nur rasch herein mit den ganzen Sachen, meint Saxer. Schwer wird das Flugzeug beladen, wir steigen ein, zu die Türe. — Ah, es kann losgehen! — Wenig später gleiten die breiten Kufen unseres Flugzeugs hangabwärts, es geht mit Vollgas hinunter in die weite Mulde, die uns entgegenzurasen scheint — aber da ... wir haben uns vom Hang gelöst, schweben, fliegen, blicken hinunter, wo der breite Boden der Mulde dahinzieht. Wir sind nach der Tukuchaseite gestartet. Wie mit einem Satz geht es dann hinaus über den Rand der Mulde. Unter uns stürzen Schluchten tief, tief hinunter, grau, schwarz, mit schneerfüllten Rinnen — alles schaut furchtbar steil aus. 3000 Meter sind es vom Gandaki-Tal bis zum Dapa-Col hinauf — eine Himmelsleiter. Wir huschen über die schon vom Col gut zu sehende plattige Felskanzel im Unterbau der Tukuchaspitze hinaus und hängen nun weit frei draußen in der Luft. Saxer kurbelt oder sich an der Steuerung, wir legen uns schief, flach schaue ich zur Annapurna hinüber, während links die zum Col ziehenden Steilhänge emporwachsen, es preßt uns in die Sitze — dann sind wir wieder gerade und fliegen nun zurück Richtung Dapa-Col. Es geht furchtbar rasch: Ich erhasche gerade noch einen Blick auf den von Albin Schelbert und mir erkundeten Dapa-Peak, die Lagerzelte sind so unter uns, daß ich sie bei der Geschwindigkeit nicht entdecken kann, dann sind wir auch schon über der braunen, schneefleckigen Riesenmulde des „Unbekannten Tals" vor dem Franzosenpaß. Wir fliegen zwischen 100 und 150 Stundenkilometer. Unter uns ein ganzes Adernetz von Wasserläufen und Schneerinnen. Und da — da ist er auch schon: der Dhaulagiri! Gerade vor uns, so wie ich ihn von den Bildern kenne, einfach, wuchtig, unglaublich schön.

Aber das, was hier vor uns, über uns ragt, ist viel mehr als jedes Bild mich erwarten ließ: es ist der große, unnahbare Berg. Ich bin erschüttert.

Und wir werden immer kleiner, je näher wir kommen.

---

[2] Eine ausführliche Darstellung der gesamten Expedition gibt das im Orell-Füssli-Verlag, Zürich-Frankfurt, erscheinende Expeditionsbuch der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1960 zum Dhaulagiri.

Deutlich sind die charakteristischen Bänder in den Felsflanken zu erkennen, die birnenförmig aus dem Weiß der Schneefelder und Gletscher aufsteilen. Da ist der zerfurchte, dunkle Sockel, darüber die flachere, weiße Mittelzone, die wilden Wände unter dem Hängegletscher hoch oben, schließlich die gewaltige Schneide des Gipfels! Werden wir ihn erreichen? Ich wage es in diesem Augenblick kaum zu denken. Aber einen stillen Gruß sende ich doch hinauf zu dem breiten Riesenhaupt des Berges: Dhaulagiri — da bin ich! Und ich bin glücklich.

Unter uns nun die Hänge, die zum Franzosenpaß hinaufziehen. Ja, da unten sind sie gegangen, damals vor zehn Jahren — ehe sie haltmachten, ergriffen vom Anblick der dreieinhalbtausend Meter hohen Nordflanke des „Weißen Berges" — da unten, auf dem Sattel, der uns entgegenwächst ... zum Greifen nahe ... schon sind wir mit einem Sprung darüber hinweg. Im nächsten Augenblick schauen wir wieder weit hinunter auf riesige apere Schotterhalden, die nach unten in einen Gletscherkessel ziehen ... aha, das ist jetzt der Mahangdi-Gletscher, dort wurde immer das Basislager errichtet. Schon steuern wir pfeilgerade auf die Felsen des Bergsockels zu ... ein Seitenblick nach rechts zum Dhaulahimal — prachtvoll! ... da, die Felsen, ganz nahe — aber der „Yeti" legt sich bereits energisch in die Kurve, ich atme auf, blicke durchs Fenster hinauf zu den Wolken und Schneefahnen der Gipfelregion, während sich auf der anderen Seite des jetzt gänzlich schräg stehenden Flugzeugs über der Tragfläche ein grauenhaftes Chaos von Eistrümmern, Türmen, gähnenden Spalten auftut — lieber Himmel, das ist einer der Brüche im vom Nordost-Col herabfließenden Gletscher — — —! Ehe wir uns versehen, fliegen wir den Berg bereits zum zweitenmal an, diesmal merklich höher, denn die erste Schleife hat uns hinaufgebracht. — Diesmal sehen wir die weiten Schneeflächen der Mittelzone vor uns — hier ist es flach. Auch die gebänderten Felsen der Birne — mäßig steil, ganz aper — schauen nicht schwer aus. Aber dort oben der Gratabbruch — ja, das muß schon eine harte Nuß sein! — Ein kurzer Blick an Ernst vorbei in die Tiefe, denn wir kurven wieder: Ein wilder Gratzacken schwebt auf uns zu, vorbei, Riesenplatten, tief unten der Gletscherbruch. Wenig später starren Ernst und ich wie gebannt auf den nun gigantisch vor uns aufragenden Nordostsporn. Wir fliegen nun fast genau auf ihn zu, leicht links haltend. Donnerwetter — da hinauf? Eine Himmelsleiter, die in grauen Wolken verschwindet; vielleicht scheint er deshalb so steil — auf jeden Fall sieht er wild aus, eher wie ein Pfeiler!

Ich lehne mich weit nach rechts: Ja, da vor uns taucht der Nordost-Col auf — weiß, weit, sanft. Eine ungeheure Mulde, ja ein Plateau, kilometerweit. Rasch kommen wir näher.

Links einige rundliche Eisberge, ein weißer Schneespitz: dort müssen Tukuchaspitze und Breithorn stehen. Weite Gletschermulden dazwischen.

Unter uns immer weniger Spalten, dann glatter, weißer Schnee: wir fliegen über dem Nordost-Col, gerade auf den geriffelten, prachtvollen Südostgrat des Berges zu. Wir sind in einer ungeheuren Naturarena — es ist fast unbegreiflich, daß das möglich ist — daß wir darin im Flugzeug fliegen können und nun zu einem weiten Bogen ausholen, ehe wir zu nahe am Südostgrat sind. Der rechte Flügel hebt sich langsam in den Himmel, flach drüben in der Weite Annapurna mit ihren vielen Gipfeln, plötzlich nahe Schneemugel, der Flügel senkt sich, jetzt geht es gerade hinein zur Landung — — —

Schnee, nichts als Schnee unter uns, immer näher, ganz nahe, jetzt ... tack ... wir gleiten, der Motor dröhnt, wir werden langsamer, wir stehen — eine butterweiche Landung war das, wie in einem Federbett! Wir sind da.

„Mensch, Ernst, dank dir, das war schön!" Ich würde Saxer am liebsten vor Freude um den Hals fallen, so einmalig war der Flug. Und *hier* sind wir auch! Auch er freut sich. Kein Wunder — dieser herrliche Landeplatz, die schöne, geradezu ideale Landung und schließlich — „5750 m haben wir", ruft er — ja, schließlich hat unser Ernst damit heute schon zum zweiten Mal die höchste Gletscherlandung der Welt ausgeführt! Auch ein Grund zur Freude für unseren Piloten. Auch Wick strahlt. Er ist ruhig und gemütlich wie immer.

Wir springen hinaus in den Schnee. Spalten hat es an diesem Platz kaum, aber wir nehmen trotzdem die Seile heraus. Und auf alle Fälle binde ich Ernst Saxer gleich an den Strick, und diesen ans vordere Radgestänge des „Yeti", sehr zum Gaudium von Ernst II, meinem Zeltgefährten. Saxer photographiert den „Yeti", will weiter — da, Seil aus! — Ich binde ihn vom Rad los, hänge mich an das Seilende, drücke ihm einen Pickel in die Hand, nehme selber einen — und schon startet Ernst los, in einem Höllentempo für diese Höhe, gerade über den weiten, ebenen Sattel vor uns dahin. Es mag wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als wir wieder beim Flugzeug eintreffen.

Dann ist es Zeit für den Start. Saxer und Wick klettern in die Kabine, Ernst Forrer und ich stellen uns links und rechts unter den Flügeln auf und packen die Streben. Der Motor singt, heult dann, dröhnt — jetzt schaukeln wir auf ein Zeichen von Saxer das Flugzeug auf und ab, die Schier beginnen zu rutschen, ein Wirbelwind, Schneestaub erfaßt uns, wir werfen uns herum, sind noch für Sekunden im wirbelnden Strom des Pulverschnees, geduckt auf den Knien, dann richten wir uns auf, noch etwas atemlos, und winken dem „Yeti" nach, der in der Ferne davonbrummt. Wir sind endgültig allein. —

Es ist Nachmittag. Wir suchen einen günstigen Platz für unser „Hoch-Basislager" und sind uns auch bald darüber einig. Dann schleifen wir die Material- und Verpflegungssäcke hinüber und während sich eisiger Wind erhebt und wir bereits im Schatten des Berges sind, stellen wir das erste Zelt des Lagers auf und verankern es gut. Wir schnaufen sehr — unser zweiter Flug mit dem „Yeti" hat uns zwar bloß über 550 Meter Höhenunterschied geführt, aber wir spüren sie und müssen uns erst an die neue Höhe gewöhnen.

Als es Nacht geworden ist, hat sich jedes Wölkchen verzogen und es ist gleichzeitig sehr kalt geworden. Wir beugen uns aus dem Zelteingang und schauen hinauf zu der dunklen Riesengestalt des Berges. Der Orion steht gerade über ihm und Tausende von Sternen funkeln in unwahrscheinlicher Schönheit.

## Zweitausend Meter Nordostsporn

Die Tage vergehen. Es gibt eine Menge Arbeit, denn jeden Tag kommt der „Yeti" mit Material, das es nach dem manchmal auch für uns sehr anstrengenden Start zu einem Depotplatz zu schaffen gilt; denn sonst würde es bald eine Menge verstreuter Kisten und Säcke geben — sehr gefährlich für den landenden „Yeti". Glücklicherweise sind wir nun nicht mehr allein: man hat uns zwei Sherpas zu Hilfe geschickt, von denen allerdings einer gleich in der ersten Nacht krank geworden ist, und nachdem ihn Saxer nach Pokhara hinuntergenommen hat, durch einen anderen ersetzt wird. Am 10. April gibt es für Saxer und „Yeti" einen schwarzen Tag: zunächst kommt das Flugzeug zufolge einer vom Sturm geschaffenen harten Schneedecke mit darunterliegendem tiefen Pulverschnee beim Start mit dem Heck nicht los, kann gerade noch 100 Meter vor großen Spalten gestoppt werden. Dann heißt es, da keine andere Startbahn möglich ist, bis zu den Spalten eine einwandfreie Piste treten. Das dauert vier Stunden — die uns weiblich „fertig"-machen. Während wir dann alle ein Stoßgebet zum Himmel schicken, rast Saxer mit Vollgas die Piste hinunter. Zwanzig Meter vor den Spalten lösen sich die Schier vom Boden — wir atmen tief auf. Dieser 10. April bleibt uns allen im Gedächtnis.

Am 11. April stoßen Ernst und ich zu einer ersten Erkundung am Sporn vor. Wir kommen trotz zuletzt sehr tiefem Schnee bis 6150 m und können bereits entscheiden, wo wir den ersten Teil der Route legen werden: über eine Art „Eisrücken", der auch bei heftigstem Schneefall fast durchwegs blank oder mit hartgeblasenem Schnee bedeckt ist. Er endet bei ca. 6000 m. Dann dürfte erst wieder bei rund 6200 m die sicherlich hartgeblasene Firnschneide auch nach Schneefällen relativ gutes Gelände abgeben — allerdings ziemlich steil. Am 12. April bringt uns der „Yeti" zwei weitere Sherpas und nun auch als ersten der vom Dapa-Col nachfolgenden Kameraden Albin Schelbert. Morgen kämen die nächsten zwei, meint Saxer, als wir alle zu einer kleinen Pause vor den Zelten des Lagers beisammensitzen. Dann fliegt der „Yeti" wieder los.

Und kommt nicht mehr. Nicht am nächsten Tag, nicht am übernächsten, nicht am dritten... Wir warten vergebens, der „Yeti" bleibt aus. Wir denken an die Möglichkeit einer Reparatur, wie dies schon einmal der Fall war, und daß er sicher eines Tages wieder kommen und die anderen bringen würde. Aber wann? Und was wird aus unserem Anstieg über den Sporn?

Jetzt, wo wir — glücklicherweise wenigstens mit genügend Proviant und Ausrüstung — abgeschnitten auf unserem Vorposten stehen, ist, was unsere Aktion am Berg selbst betrifft, aus unserer Groß-Expedition plötzlich eine Klein-Expedition geworden. Im Stile einer solchen werden nun drei Sahibs und vier Sherpas den Berg angehen — ähnlich wie ich es bereits am Broad Peak kennengelernt hatte, dort allerdings ohne Sherpas. Es darf keine Zeit verloren werden, Mitte Mai können bereits die Vormonsunstürme hereinbrechen — vielleicht sogar früher; auf alle Fälle muß, bis die anderen kommen, schon ein schönes Stück Arbeit am Berg geleistet sein, sonst haben wir keine Gipfelchance mehr.

Schon am 15. April haben wir im unteren Teil der sogenannten „Eiswand" (von der österreichischen Expedition 1959 so bezeichnet; steilste Partie des Sporns — ca. 600 m) unser Spornlager I errichtet. Es liegt auf 6600 m, knapp links des Sporns unterhalb einer rund 30 Meter hohen, überhängenden Eiswand und ist dort vor Sturm und Lawinen sicher. Damit haben wir bereits einen großen Schritt getan: 850 Meter sind es von unserem „Basislager" bis hier herauf. Etwas viel — aber ein hohes erstes Lager kann man sich leisten und es spart Zeit und Umstände.

Und nun sofort das nächste Lager errichtet, oberhalb der Eiswand! Wir sind voll Auftrieb — schon am 16. April stoßen wir bis knapp 7000 Meter vor, finden als erste Spur der letzten Expedition hiebei eine ganze Reihe fixer Seile, die wir großteils freilegen. Was soll uns noch hindern, schon am nächsten Tag Spornlager II wenig oberhalb der 7000-Metergrenze zu errichten? — Aber nun bricht Tag für Tag nach wenigen hellen Stunden das berüchtigte „Dhaulagiri-Wetter" mit Sturm und Schneefall herein, ja manchmal ist es den ganzen Tag schlecht. Immer wieder steigen wir hoch, immer wieder wirft uns, oft schon auf halbem Wege, der Sturm zurück. An Eishaken befestigte Materialdepots sind der einzige Fortschritt. Die fixen Seile sind unauffindbar unter hartgeblasenem Schnee verschwunden und wir verzichten darauf, sie zu suchen. So ist die Situation, als wir am 27. April einen entscheidenden Vorstoß unternehmen. Diesmal muß es gelingen. Wieder kommen wir in fürchterliches Wetter — aber diesmal drehen wir nicht mehr um. Auf 6950 m, an einer Stelle, wo dies möglich ist, graben wir uns mit dem Zelt in die Flanke ein — vorläufiges Spornlager II. Zwei Tage später vertauschen wir dann den etwas unheimlichen Platz mit einem kaum weniger luftigen knapp unterhalb der Zeltreste des österreichischen Lagers V vom Vorjahr. Nun ist es endlich gelungen: zwei Wochen nach der Errichtung unseres ersten Hochlagers, am 29. April 1960, steht unser Spornlager II. Die Eiswand ist damit überwunden.

Am 1. Mai steige ich zur Rekognoszierung über die folgende ca. hundert Meter hohe Felswand. Sie ist sehr schwierig und überaus exponiert, aber durchwegs mit noch brauchbaren fixen Seilen vom Vorjahr versehen. So komme ich gut höher. Plötzlich, an einer fast senkrechten Stelle, nur noch 5 Meter vor der Gratkante, das letzte fixe Seil — dann nichts mehr. Nach einigem Überlegen klettere ich frei hinauf und deponiere das mitgebrachte Zelt. Erst beim zweiten Versuch gelingt es mir dann, zum letzten fixen Seil zurückzukommen. Während ich dann dort verschnaufe, schaue ich in die Tiefe, wo die Flanke in einer Flucht 2000 Meter weit hinunterzieht, und schwöre mir, bei nächster Gelegenheit von der Kante ein fixes Seil hiehereinzuhängen.

Dann kommt der 2. Mai mit einem strahlenden Morgen! — Eine Fernsicht wie noch nie zuvor tut sich um uns auf. Deutlich erkennen wir sogar die fernsten Gipfel des Transhimalaya. Die Annapurna scheint ganz nahe. Wir sind uns alle einig: Ein Wetter für den Gipfel!

So wollen wir in größter Eile noch ein Lager einrichten und dann versuchen, den höchsten Punkt zu erreichen.

Dieser Tag bringt uns auch zum ersten Mal wieder Kontakt mit unseren Kameraden vom Dapa-Col. Schon in den letzten Tagen hatten wir verschiedentlich winzige schwarze Punkte auf dem zerrissenen Gletscher zwischen Mayangdi und Nordost-Col entdeckt, zuletzt auch im Nordost-Col selbst. Als wir aber nun nach der Überwindung der 100-Meter-Felswand von schmaler Kanzel in die Tiefe blicken, eine Seilschaft über die Eiswand heraufkommen sehen und sich herausstellt, daß es nicht Sherpas, sondern zwei unserer vom Dapa-Col nachgekommenen Kameraden sind, sind wir dennoch erstaunt, daß dies bereits möglich ist. Sie kommen bis auf Rufweite unter die Felswand, es sind Peter Diener und Hugo Weber. Nachdem wir uns begrüßt und die wichtigsten Neuigkeiten ausgetauscht haben, wünschen sie uns noch alles Gute und steigen dann wieder ab (u. a. wissen wir nun auch endlich, was mit dem „Yeti" los ist: Motorschaden. „Yeti" wird erst nach Einbau eines neuen Motors wieder kommen). —

Wir kommen an diesem Tage nur langsam voran, obwohl der Anstieg über einen nicht übermäßig steilen Schneegrat nicht schwierig ist. Aber wir haben furchtbar aufgeladen und müssen, da es außerdem noch 4 Gepäckstücke auf 3 Personen sind, abwechselnd stückweise pendeln. Vorbei an den Resten des österreichischen Lagers VI kommen wir schließlich dort, wo der Sporn wieder steiles Fels- und Schneegelände wird, zu einer schönen Plattform unterhalb einer niedrigen Felsbarriere. Während bereits die Dämmerung hereinbricht, errichten wir Spornlager III (ca. 7400 m). Und dann liegen wir, alle sehr müde, so wie immer zu dritt im Zweimannzelt, Ernst, Albin und ich. Es ist unbequem wie immer und die äußeren Schlafsäcke sind wegen des sich stets an der Zeltwand bildenden Rauhreifs längst zu feuchteisigen „Röhren" geworden — aber wenn wir Glück haben, werden wir es nun ja bald bequemer haben.

Nach einem Rasttag wollen wir zum Gipfel aufbrechen. Es sind 800 Meter bis hinauf, etwas viel, aber mit ein wenig Wetterglück sollte es gehen. Ober uns, ganz oben, haben wir Gratzacken und ganz rechts einen Gipfel entdeckt, von dem wir annehmen, daß er der höchste Punkt sein wird — wahrscheinlich jedenfalls.

Dann hat der 4. Mai 1960 begonnen. Wir liegen im Zelt, dösen oder schlafen. Um Viertel vor 3 Uhr wecke ich. Mit Anziehen, Frühstück etc. aber vergeht die Zeit und erst bei Sonnenaufgang treten wir vors Zelt. Prachtvolle Farben, herrliche Sicht — aber ganz furchtbare Kälte. Beim Berühren der Eisen brennt es an den Fingern wie Feuer. Wir seilen uns an und marschieren langsam los, den Felsriegel nach rechts entlang, bis wir ihn an einer etwas heiklen Stelle überwinden können. Und nun wollen wir einfach alle Felsen links lassen, uns vom Sporn entfernend über den Steilschnee des rechts von uns liegenden markanten Gletschers gerade zum Gipfel emporsteigen und knapp links von ihm den Grat in einer Scharte erreichen.

Aber der Schnee erweist sich als schlecht und tief. Unsere Fortschritte sind erbärmlich. Vielleicht doch den Grat? Er sieht nicht freundlich aus, ober uns sind Schuppen und Buckel, dazwischen breite Couloirs. Hinauf — es bleibt nichts anderes übrig.

In einem Bogen geht es nach links zurück. Die Erkenntnis, daß es rechts nicht geht, hat viel wertvolle Zeit gefordert.

Wieder stellt sich uns ein Felsriegel in den Weg. Er ist gut eine Seillänge hoch, verschneit und schwierig. Im breiten Couloir darüber merken wir, daß wir im tiefen Schnee kaum weiterkommen — so halten wir uns so viel als möglich im Fels. Über eine unangenehme glatte Platteninsel, wo die Steigeisen gerade noch Halt finden, steigen wir gegen eine Rippe rechts des Couloirs an. Auf ihr angekommen, lassen wir uns zu kurzer Rast nieder. Ich schaue auf den Höhenmesser: 7600 m! „Der spinnt ja!" meint Ernst, der uns schon höher wähnte. Auch mir kommt diese Angabe zu niedrig vor. Wie auch immer, wir gehen jedenfalls weiter. Nun können wir schon von oben auf den langhingezogenen mäßig geneigten Hängegletscher blicken, der hier, wenige hundert Meter unter der Gipfelschneide quer durch die ganze Nordflanke zieht. — Die Rippe ist aus, es folgt ein neues, sehr steiles Couloir. Die Schneeverhältnisse sind hier nicht besser; so arbeiten wir uns im blätterigen Fels der linken Begrenzung mühsam höher. Es ist schließlich nicht mehr weit bis zum

ersten Gipfel im Grat ober uns, da wird das Wetter langsam grau. Ja, das kennen wir. Aber vielleicht ...?! Wir machen weiter, es wird vorübergehend „sausteil". Nach einem kurzen Stück auf allen Vieren durch den Schnee wird es wieder flacher. Von links zieht ein Eisgrat heran — nun stecken wir bereits im Nebel. Es geht weiter.

Und dann mit einem Male wissen wir ganz genau, wo wir sind: Aus der Tiefe zieht von links ein mächtiger weißer Grat herauf, ober uns, vielleicht noch zehn, fünfzehn Meter höher, ein kleines weißes Spitzl, dann nichts mehr. Wir sind hier am Vereinigungspunkt von Nordostsporn und Südostgrat angekommen, rund 7800 Meter hoch. Dahinter muß der waagrechte, markante Sattel liegen, der uns von der Ansichtskarte her in Erinnerung ist. Weitergehen? — Man sieht überhaupt nichts mehr. Das Wetter ist komplett umgefallen.

Wir überlegen, dann entschließen wir uns zur Umkehr — obwohl es erst Mittag ist. Mit dem Dhaulagiri ist nicht zu spaßen. Während wir bereits absteigen, reißt es für einen Augenblick auf: blauer Himmel, die Berge rundum. Wir zögern — aber dann ist es wieder zu und wir haben unseren Entschluß zum Rückzug nicht zu bereuen: das Wetter wird ganz verheerend. Es stürmt und schneit. Einige Male haben wir Mühe, den rechten Abstiegsweg zu finden. Schließlich sind wir aber dann doch bei unserem Zelt angekommen. So rasch als möglich hinein — wir haben genug für heute.

Während Zehen und Finger massiert werden, ziehen wir die Bilanz unseres ersten Gipfelvorstoßes: er hat uns zwei wichtige Erkenntnisse gebracht; erstens, daß der scheinbar einfachere Weg rechts über Gletscher und steile Schneehänge unmöglich ist, daß vielmehr nur der Sporn bzw. Grat in Frage kommt und zweitens, daß es notwendig ist, noch möglichst weit oben ein Biwaklager einzurichten, mit dessen Hilfe es dann trotz „Dhaulagiri-Wetter" gelingen muß, den Gipfel zu erreichen. Wenn der — fast regelmäßige — Wetterumschlag zu Mittag kommt, muß der Gipfel schon gemacht sein!

Wir werden wiederkommen und dieses allerletzte Lager bauen! — Dann soll uns auch das Dhaulagiri-Wetter nicht mehr um den Gipfel bringen!

Zunächst haben wir ein paar Tage Erholung im Basislager nötig.

## Der Gipfel

Nach einigen Tagen der Erholung, die uns ein Wiedersehen mit unseren Kameraden im Basislager bringen — soweit wir sie nicht schon beim Abstieg im Spornlager I antrafen — sind wir die Lagerleiter wieder hochgeklommen und starten am Vormittag des 12. Mai von Spornlager III (= Gesamtlager L V, da in der Zwischenzeit unterhalb der Nordost-Col-Basis zwei weitere Lager entstanden sind). Unser Ziel ist die Errichtung eines Biwaklagers in der Gegend des beim Vorstoß vom 4. Mai erreichten höchsten Punktes. Von dort soll es bei erster Gelegenheit zum Gipfel gehen. Wir sind zu sechst: Ernst, Albin und ich, vermehrt um Peter (Diener), der zwar noch nicht sehr gut auf diese Höhe akklimatisiert, dafür aber sehr zäh ist, und schließlich unsere beiden treuen Sherpas Nima Dorje und Nawang Dorje.

Die Schneeverhältnisse sind viel besser als das letzte Mal. So müssen wir außer der schmalen Barriere direkt über dem Lager und der größeren ein Stück weiter oben diesmal nicht im Fels gehen. Wir kommen daher trotz eines sich erhebenden Sturms, der einen hin und wieder fast umwirft, gut voran.

Etwa 30—40 Meter unter dem letztes Mal erreichten Punkt im Grat finden wir zwischen Blöcken im letzten Ausläufer des Nordostsporns Lagermöglichkeiten. Wir entschließen uns, das Zelt in einer durch einen mächtigen Block überdachten Halbhöhle relativ windgeschützt aufzustellen. Da der vorhandene Platz nicht ausreicht, räumen wir so lange Schnee weg, bis das Zelt gerade aufgestellt werden kann. Gewiß, es ist ein winziges Hochlager — aber wir sind dennoch ein wenig stolz, als es fertig ist, denn es ist ein gutes Lager und gleichzeitig das höchste, das je am Dhaulagiri errichtet wurde (Spornlager IV = L VI, ca. 7800 m).

Nun hoffen wir nur noch auf gutes Wetter für den folgenden Tag, denn allzulange könnte man es hier oben, wo wir ja bereits in der sogenannten „Todeszone" sind, nicht aushalten. Auch sind wir ohne Sauerstoffgeräte. Nur ins Spornlager III haben wir — für den Fall einer Lungenentzündung — schon letztes Mal eine Flasche hochgetragen.

Die Nacht auf den 13. Mai wird endlos.

Zu sechst kauern, hocken, lehnen wir aneinandergepreßt im kleinen Zweimannzelt. Es ist ein quälender, endloser Zustand. Wir tun kaum ein Auge zu. Hin und wieder flackern Gespräche auf, die sich um den knappen Platz oder die unbequeme Lage drehen; so ist, um nur ein Beispiel zu nennen, Albin ausschließlich zwischen Zeltstäben und Apsis eingekrümmt, ohne Möglichkeit, die Beine zu strecken, weil da schon der Nächste kommt. Mitten in der Nacht ersuchen Ernst und ich Nima Dorje, der am Eingang noch relativ am meisten Platz hat, etwas Tee zu kochen; erfolglos — und plötzlich, wohl erbost über die Störung, legt Nima sich zu unserem Schreck hinaus ins Freie — wo es jetzt wenigstens minus 30° C hat; trotz aller Bitten kommt er erst am Morgen wieder herein — ganz gesund.

Der Morgen — — — er bringt uns allen die Erlösung!

Das Anziehen der Stiefel dauert in der Enge endlos und kostet Nerven, aber schließlich kriechen wir mit steifen Gliedern aus dem Zelt. Die Sicht ist klar und es wird ein schöner Tag sein, soweit man das jetzt sagen kann. In der Morgensonne stehen Annapurna, Nilgiri — bereits deutlich niedriger, Tukucha Peak und all die andren niedrigeren Berge um 6000 m herum bis weit in die Ferne Tibets. In mir klingt die Freude: heute wird der Gipfel unser sein. Nur noch 400 Höhenmeter...

Wir nehmen Seil und Eisen, dann geht es langsam los. Ich gehe mit Nawang Dorje, wie am Vortag. Er ist ein prächtiger Kerl, immer hilfsbereit und gut aufgelegt. Vor mir geht Ernst mit Nima Dorje. Albin und Peter sind noch beim Zelt, sie werden uns ein wenig später folgen. In der Brusttasche habe ich meine 16 mm-Schmalfilmkamera: ich will auf dem Gipfelgang und vor allem auf dem Gipfel etwas filmen. Wir traversieren unterhalb des Gratgipfelchens auf der Nordseite, dann steigen wir zum Hauptgrat hinauf, den wir gleich darauf erreichen. Statt eines Sattels aber, wie wir ihn uns eigentlich vorgestellt hatten, treffen wir jedoch auf eine kaum eingesattelte, mehr oder weniger horizontale Schneeschneide, die ungeheuer scharf ist. Sie schwingt sich vor uns in mehreren Abschnitten, weiter oben teilweise felsdurchsetzt, zu einem wohl gut 200 Meter höheren Blockgipfel auf, den wir noch letztes Mal für den eigentlichen Gipfel hielten (ihn aber nur von weiter unten gesehen hatten. Inzwischen hat uns ein Photo gezeigt, daß es sich nur um eine Art Vorgipfel handelt und es dahinter noch beträchtlich weitergeht). Langsam kommen wir über die Schneeschneide voran; sie ist manchmal so schmal, daß man den Fuß querstellen muß, um noch sicher gehen zu können. Gerade unter uns... da geht es unermeßlich tief hinunter. Rund 4000 Meter blicken wir über die Südwand hinab auf einen kleinen Gletscher und niedrige, braungraue Vorberge. Wir gehen sehr hoch über der Erde. Ernst macht jede Seillänge Stand und sichert Nima nach. Auf halbem Grat zum Vorgipfel hinauf wechseln wir dann in der Spurarbeit. Bald zwingt ein felsdurchsetzter Aufschwung zu größter Sorgfalt und peinlicher Sicherung. Ein flacheres Gratstück aus Fels und Schnee folgt. Die Luft wird dünner. Statt öfterer Schnaufpausen schraube ich nun das Tempo unter das mögliche Maß herunter. „We go slow now, very slow", sage ich zu Nawang Dorje, der erst erstaunt ist, dann aber versteht. Während wir am kurz genommenen Seil gleichzeitig weitersteigen, bleiben wir nun nicht mehr oder kaum noch einmal stehen, wobei es aber wegen des gleichmäßigen langsamen Tempos trotzdem möglich ist, den günstigsten Weg zwischen Blöcken, Schneeflecken und Platten auszumachen und zu nehmen — und handelte es sich auch nur darum, etwa einen halben Meter weiter links oder rechts den Fuß hinzusetzen. Der Endeffekt ist, daß wir trotz der zunehmenden Höhe viel schneller als früher vorankommen. — Wann wird endlich der Blick auf den Gipfel

möglich sein? Werden die Felsschuppen oben auf der Scheide schwer oder leicht sein? Kein Mensch hat sie noch aus der Nähe gesehen.

Dann merke ich, daß auch der Vorgipfel kein Gipfel, sondern nur ein Knick in der mächtigen Gratschneide ist. Gespannt fällt mein Blick voraus:... dort drüben! Das ist der Gipfel! Der Gipfel des Dhaulagiri!

Ein mit Dachziegelplatten bedeckter Gratrücken zieht in mäßiger Neigung hinüber zu einem seltsamen Gendarmen. Den werden wir wohl auf Bändern rechts umgehen. Dann geht es steil hinauf auf einen spitzen, vorwiegend weißen Gipfel. Ja, im ersten Augenblick könnte man sogar meinen, es sei der höchste Punkt. Aber dahinter ist eine Scharte und dann folgt ein Felsgipfel, der nicht einmal leicht aussieht und vermutlich nur eine Kleinigkeit höher ist als der vorherige. Jedenfalls muß dies der höchste sein, denn die weiteren Felsbuckel und Schuppen, die folgen, ziehen deutlich langsam aber stetig auf der anderen Seite nach unten. Ja — der höchste Punkt erscheint möglich, es wird gehen.

Wir sind hier auf wenigstens 8000 m, es mögen also noch rund 200 Meter bis hinauf sein. Eigentlich fühlen wir uns noch recht gut. Wir haben aber heute auch unverschämtes Glück mit dem Wetter. Zwar zeigen sich mehr und mehr Wolken, aber es gibt praktisch keinen Wind. Es ist ganz seltsam still hier oben.

Wir setzen uns, packen etwas zu essen aus und blicken in die Runde. Annapurna ist noch zu sehen, ebenso Tukucha Peak, weit unten der Franzosenpaß. Schade, daß immer mehr Wolken kommen!

Ich bin richtig vergnügt, es geht diesmal alles so schön zu. Auch Nawang strahlt übers ganze Gesicht. Und Ernst und Nima sind nicht weniger zufrieden, als sie kommen und den Gipfel sehen. Sie setzen sich zu uns und essen gleichfalls etwas.

Dann gehen Nawang und ich wieder weiter, bald darauf sind auch Ernst und Nima unterwegs. Wir steigen langsam über den unschwierigen Plattenrücken dahin, queren dann nach rechts auf die erwähnten Bänder und können den Gendarmen ohne Schwierigkeit umgehen. Der folgende steile Schneehang in der Scharte dahinter aber bringt einen gehörig ins Schnaufen. Dann stehen wir auf schmaler Schneeschneide wieder direkt über der Südwand, von der man aber wegen der hochziehenden Wolken und Nebel nur die nächsten Partien sieht. Hier in der Scharte ist Albin nachgekommen und berichtet, daß Peter etwas später folgen wird. Allmählich steigt die Spannung — der Gipfel ist nicht zu sehen, kann aber nicht mehr fern sein. Zuerst kommt noch der weiße Gipfel, das weiß ich. Auf der scharfen Schneide, die zu ihm emporführt, heißt es höllisch aufpassen. Den ersten Aufschwung sichern wir vom Stand, dann gehe ich mit Nawang, der vorbildlich sicher geht, wieder gleichzeitig — teils links, teils rechts der Schneide, so daß sich meist von selbst eine Sicherung ergibt. Wenig später haben wir dann den weißen Gipfel erreicht, der nur wenig gegen die folgende Scharte absetzt. Und da sehen wir: der nächste Gipfel ist der Gipfel! — Er ist höchstens noch 30—40 Meter höher als der Punkt auf dem wir stehen und hat links noch einen Vorzacken. Ich filme ihn. „Mensch, freu ich mich!" meint neben mir Albin mit strahlendem Gesicht. Ich bitte ihn, vorauszugehen, damit ich Bewegung ins Filmbild bekäme. Und ich filme ihn, wie er langsam höhersteigt — hinauf gegen den Gipfel. Dann gehe ich wieder weiter. Ein schwieriger Block stellt sich uns in den Weg — mitten auf der Schneide des Grates. „Gut und gerne eine Viererstelle", denke ich, als ich mich an schmaler Leiste — dem einzigen Griff — aufgezogen habe und muß an Albin denken, der da soeben allein drüber mußte. Ich sichere Nawang nach, dann steigen wir weiter, traversieren auf einem Band wie auf schmalem Pfad unter dem Hauptgipfel vorgelagerten Zacken durch in die Scharte unter dem Gipfelblock. Eine kurze Umgehung links, zwei Meter hinauf — und Albin und ich schütteln uns auf dem geräumigen Gipfelblock die Hände, gleich darauf auch Nawang Dorje und schon sind auch Ernst und Nima da. Wir umarmen uns, schlagen uns auf die Schultern, sind glücklich... einen ganzen Monat raufen wir hier am Berg nun schon mit Sturm und Schlechtwetter um den Gipfel, mußten Rückschläge einstecken, haben wieder weitergemacht... nun stehen wir endlich hier oben.

Hoch über uns wachsen Wolkenburgen von Süden in den Himmel, verhüllen uns zeitweise, geben dann wieder den Blick frei auf Franzosenpaß, Tukucha Peak, Nordost-Col, Mayangdi. Auch der Dhaulahimal kommt kurz zum Vorschein, wenig rechts der schuppen- und buckelbesetzten Gratschneide, die noch weit weit hinüberzieht. — Wir hissen unsere Wimpel. Auch die Farben meiner Heimat leuchten auf dem Gipfel des Dhaulagiri. Und unter den Pickeln und Eisbeilen hier oben sind auch zwei, die wir unterwegs gefunden haben — in den Lagern der Pioniere von 1959. Die Gedanken gehen zurück zu den früheren Kämpfen um den Berg, zu Heini Roiß und Francisco Ibanez, die für ihn ihr Leben ließen. Es ist ihrer aller Gipfel, auf dem wir heute stehen.

Schließlich kommt auch Peter und nochmals schütteln wir uns alle die Hände. Für ihn, der erheblich weniger akklimatisiert war, war dieser Gang eine besonders große Leistung. — Als wir durch ein schmerzendes Prickeln auf der Kopfhaut darauf aufmerksam werden, daß ein Gewitter im Anzug ist, treten wir raschest den Abstieg an. Viereinhalb Stunden hat der Aufstieg gedauert, von 8 bis halb 1 Uhr, und etwa um 17 Uhr haben wir wieder unser letztes Lager erreicht. Wir sind sehr müde, aber glücklich im Gedanken an den Gipfel. Und noch im Zelt stößt Nawang Dorje mich an und strahlt: „Dhaulagiri — Sahb, Dhaulagiri ....."

**Literatur für den geschichtlichen Teil:**

Berge der Welt: 1950, 1952, 1954, 1955
Annapurna — erster Achttausender, 1952, M. Herzog
Zum dritten Pol, 1952, G. O. Dyhrenfurth
Der letzte Achttausender, 1959, K. Winterhalter
Österreichische Alpenzeitung, Sept./Okt. 1959
Österreichische Himalaya-Dhaulagiri-Expedition 1959, F. Moravec (Broschüre)
Der Bergkamerad, Heft 19, 1960, T. Hiebeler
Gli ultimi due ottomila, Aufsatz von Ezio Capello, CAI Torino, ferner verschiedene Berichte in Zeitungen

---

Anschrift des Verfassers: Dipl. Kaufmann Kurt Diemberger, Salzburg, Rudolfskai 48

# Zwischen Karakorum und Hindukusch

## Die bergsteigerische und wissenschaftliche Tätigkeit der Deutschen Karakorum-Expedition 1959

Von Dr. Hans-Jochen Schneider
mit einem Beitrag von Dipl.-Ing. R. Bardodej

(Mit 3 Bildern, Tafel XIII und XIV)

### Rahmen und Zielsetzung des Unternehmens

Die gewaltigen Hochgebirgsketten Zentralasiens um das „Dach der Welt", vom Trans-Alai im Norden über Pamir, Hindukusch und Karakorum südwärts bis zum einsamen Eisdom des Nanga Parbat, sind im Verlaufe von über 50 Jahren zum geradezu „klassischen" Arbeitsgebiet deutscher Forschungsexpeditionen geworden. Und schon mit den ersten Unternehmungen dieser Art ist der Name des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins verknüpft. So fanden auch die kühnen Pioniertaten eines Merzbacher, Rickmers oder Merkl und ihrer Freunde ihren Niederschlag in den alten Fahrbüchern des DuOeAV. Einmal trat mehr der bergsteigerische, einmal mehr der wissenschaftliche Charakter der Unternehmungen in den Vordergrund, immer blieb jedoch die Kombination einer größeren Bergsteiger- mit einer Wissenschaftlergruppe das alterprobte und vielfach bewährte Grundgerüst der Expeditionen.

Ihre Erfolge sind weniger mit tönenden Bergnamen verknüpft, wenn auch z. B. 1928 die Erstbesteigung des Peak Lenin (7127 m, seinerzeit als höchster Trans-Alai-Gipfel angesehen!) durch Allwein, E. Schneider und Wien gelang; alle diese Expeditionen wirkten vielmehr auf den verschiedensten wissenschaftlichen Fachgebieten als international gewürdigte Leistungen.

Dazu sei nur kurz an die kartographischen Pionierarbeiten von Merzbacher im Tian Shan und von R. Finsterwalder im Trans Alai und am Nanga Parbat erinnert. Daneben erforschten die Geologen Gröber, v. Klebelsberg, Leuchs, Misch, Nöth und de Terra weite Bereiche des Tian Shan, Trans Alai, Alai-Pamir, K'un Lun, Ostkarakorum und das Nanga Parbat-Gebiet. Von letzterem erstellte C. Troll (1937) das erste pflanzengeographische Kartenwerk Asiens, was in seiner Art bisher noch nicht wieder übertroffen wurde. Der Geograph Trinkler drang, die Routen Sven Hedin's kreuzend, über den Ostkarakorum und K'un Lun nordwärts zum Tarim-Becken vor und Filchner führte auf abenteuerlichen Ritten vom Pamir bis Tibet seine erdmagnetischen Messungen durch. Aus der Fülle wissenschaftlicher und bergsteigerischer Leistungen können hier nur noch die gletscherkundlichen Untersuchungen, meteorologischen Beobachtungen, ethnographischen und höhenphysiologischen Forschungen, sowie die zoologischen und botanischen Sammlungen kurz erwähnt werden, obwohl ihre Ergebnisse für die internationale Fachwelt mindestens von gleich großem Wert waren. Kurzum: Die deutsche Zentralasienforschung ist längst Geschichte geworden und in ihrer Bedeutung inzwischen weit über den engeren Wirkungsbereich der deutschen und österreichischen Alpenvereine hinausgewachsen!

Nach dem zweiten Weltkrieg nahm die „Deutsch-Österreichische Karakorum-Expedition 1954", unter der Leitung von M. Rebitsch, diese alte Tradition wieder auf und begann mit einer weitgespannten, bergsteigerischen wie auch wissenschaftlichen Erkundung des NW-Karakorum („Batura-Muztagh" i. w. S., auch „Hunza-Karakorum" genannt).

Damit sollte vor allem eine Lücke zwischen den früheren deutschen Arbeitsgebieten im Norden und Westen (Trans-Alai, Pamir, Hindukusch) und im Süden (Nanga Parbat) geschlossen werden (2, 3, 6)[1]. Bis dahin war von diesem abgelegenen und schwerzugänglichen Hochgebirgsraum, von einigen kleineren Erkundungen abgesehen (1, 9, 10), nur relativ wenig bekannt. Der Grund dafür war, daß dieser Teil des Karakorum keine attraktiven „Achttausender" für rein bergsteigerisch ausgerichtete Großexpeditionen bot.

Immerhin weist aber allein der Hauptkamm, nach unseren neuesten Vermessungen, auf fast 50 km streichender Erstreckung mindestens 6 imposante Berggestalten zwischen 7785 und 7100 Höhenmetern auf! Mit mauergleich geschlossenen Eis- und Felswänden bricht dieser Gipfelzug, der zu den größten Massenerhebungen unserer Erde zählt, über einen Höhenunterschied von nahezu 4000 m (!) nach Norden und Süden zu wilden Gletscherströmen nieder. Dieser ungewöhnlich große Höhenunterschied zwischen einem höchstmöglichen Platz für das Basislager und den Gipfeln dürfte nach den Erfahrungen der letzten Jahre bei einer Besteigung mindestens die gleichen objektiven Schwierigkeiten bieten wie die bekannten „Achttausender".

Ihrem Charakter als „Erkundungs-Unternehmen" entsprechend war schon die Rebitsch-Expedition weniger auf die Ersteigung eines bestimmten Hochgipfels ausgerichtet. Denn dieser mußte erst einmal gefunden werden! Die Krönung des Unternehmens, die Besteigung des 7785 m hohen Batura-Peaks, blieb den Bergsteigern jedoch versagt. Als „Trostpreis" erreichten Dolf Meyer und Martl Schließler am 5. 8. 1954 noch einen benachbarten selbständigen Firngipfel von 6780 m Höhe[2]. Die wichtigste Aufgabe des Gesamtunternehmens war aber, neben der bergsteigerischen Erkundung vor allem ein modernes Kartenwerk von diesem ungewöhnlich stark vergletscherten Hochgebirgsraum zu erstellen und den kartierten Bereich auch geographisch und geologisch zu erforschen (2, 3, 4, 7).

Die in den folgenden Jahren anschließenden Auswertearbeiten zeigten jedoch bald, daß die 1954 von Heckler und Pillewizer durchgeführten kartographischen Feldaufnahmen noch nicht ausreichten, das geplante Kartenwerk im Maßstab 1 : 100.000 exakt auszuführen. Das in Angriff genommene Gebiet, praktisch der gesamte NW-Karakorum einschließlich der Rakaposhi-Kette (!), mit seinen ungeheuer tiefen Talschluchten, erwies sich als zu groß und vor allem zu unübersichtlich, als daß es in einem Arbeitsgang hätte erfaßt werden können. So reifte schon im Jahre 1956 der Plan für ein weiteres Unternehmen, welches allerdings zunächst nur für wissenschaftliche Ergänzungsarbeiten gedacht war. In diesem Rahmen, als notwendige Folge der eben skizzierten Entwicklung, möge die dann schließlich 1959 zur Durchführung gelangte „Deutsche Karakorum-Expedition" verstanden und gewürdigt werden.

Das Unternehmen hatte also von Anfang an einen fest umrissenen Arbeitsplan mit bestimmten fachlichen und gebietsmäßigen Schwerpunkten! Während der bis Frühjahr 1958 laufenden Vorbereitungen fungierte noch Dr. W. Pillewizer als Expeditionsleiter; nach dessen, beruflich bedingten, Ausscheiden wurde mir die Gesamtleitung übertragen. Einer Empfehlung des Deutschen Alpenvereins folgend, verstärkte ich vor allem noch die „Bergsteigergruppe", so daß nunmehr auch an entsprechend selbständige bergsteigerische Unternehmungen gedacht werden konnte, bietet doch gerade dieser Teil des Karakorum einer, wenn auch kleinen, so doch schlagkräftigen Bergsteigergruppe zahllose unerstiegene Hochgipfel. Dank der auch gebietsmäßig relativ großzügigen Expeditionsgenehmigung der Regierung von Pakistan stand uns fast das gesamte NW-Karakorum offen. Wir hatten es also gar nicht nötig, uns an einem Berg „festzufressen", wie es sonst für zeitgemäße Großexpeditionen das heute (leider!) übliche Gebot ist.

Für die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen erweist sich gerade der NW-Karakorum als ein geradezu ideales Forschungsfeld. Stellt er doch das geographische

[1] In Klammern eingefügte Ziffern beziehen sich auf den Schrifttumshinweis am Ende des Aufsatzes.

[2] Diese Höhenkote dürfte, entgegen früheren Schätzwerten (6), nach den neuesten Berechnungen als endgültig angesehen werden!

und geologische Verbindungsglied zwischen dem subtropischen Himalaya im Süden und den trockenen Hochländern Zentralasiens (Hindukusch — Pamir — K'un Lun) im Nordwesten und Norden dar. Seinem ganzen Erscheinungsbild nach gehört der Karakorum bereits mehr zum zentralasiatischen Hochwüstengürtel als zum Himalaya[3].

Neben dieser Vermittlerrolle zwischen zwei großen asiatischen Einheiten, die sich sowohl in der geologischen Baugeschichte als auch in Klima, Pflanzen- und Tierwelt und genauso in der Eigenart seiner heutigen Bewohner offenbart, stellt der Karakorum vor allem noch in gletscherkundlicher Hinsicht ein besonderes Phänomen dar: Er ist das am stärksten vergletscherte, außerarktische Hochgebirge unserer Erde! Mindestens 28% seiner Oberfläche sind heute von Eis und Gletschern bedeckt, die Alpen vergleichsweise nur etwa zu 2,2%, der Himalaya zu ungefähr 8 bis 12% (5, 8, 10). Das für den NW-Karakorum geplante Kartenwerk wird also nicht nur den künftigen Bergsteigerunternehmungen dienen, es wird vor allem auch für die glaziologischen Probleme erstmals exakte Unterlagen bieten. Die 1959er Expedition stand deshalb über ihre verschiedenartigen glaziologischen Messungen auch in engem Zusammenhang mit dem im Sommer dieses Jahres abgelaufenen „Internationalen Geophysikalischen Jahr", in dessen Rahmen zudem noch erdmagnetische Meßreihen durchgeführt wurden.

## Organisation und Durchführung

Wie alle früheren deutschen Unternehmungen dieser Art wurde auch das unsere in erster Linie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, dem Deutschen und dem Österreichischen Alpenverein getragen. Maßgebliche finanzielle Unterstützungen erfuhren wir noch von seiten des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, sowie von zahlreichen weiteren deutschen und österreichischen Förderern. Die Liste der Sachspenden, die uns aus weiten Kreisen der deutschen und österreichischen Wirtschaft zugingen, würde noch mehrere Seiten füllen. Ihnen allen sei hiermit nochmals aufrichtig gedankt. Das Sporthaus Schuster, München, beriet uns unermüdlich in allen Ausrüstungsfragen.

Die — leider immer unumgänglichen — umfangreichen Vorarbeiten leitete und koordinierte die „Deutsche Himalaya-Stiftung im DAV". In Anbetracht der wissenschaftlichen Bedeutung des Unternehmens bemühte sich das Auswärtige Amt sehr tatkräftig um die Erteilung der Expeditionsgenehmigung durch die pakistanische Regierung. Mit besonderem Dank gedenken wir auch der unermüdlichen Fürsorge, die wir von seiten der Deutschen Botschaft in Karachi erfahren durften.

Die Regierung von Pakistan zeigte sich unseren wissenschaftlichen Vorhaben in jeder Weise sehr aufgeschlossen. Wir konnten uns deshalb im Lande mancher wertvollen Hilfeleistung erfreuen. Für die Teilnahme eines zweiten, wissenschaftlichen Begleiters vom Meteorological Dept. of Pakistan erhielten wir sogar einen finanziellen Zuschuß.

Die räumlich und sachlich weitgespannten Pläne des Gesamtunternehmens erforderten eine möglichst klare Abstimmung der Einzelaktionen, sollten unnötige Märsche und Lastentransporte vermieden werden. Hierzu war es besonders günstig, daß ein großer Teil der „Bergsteiger" nebenher auch eigene wissenschaftliche Ambitionen hatte. Dadurch war von vornherein die sonst übliche Trennung in zwei „Interessengruppen" unnötig. Dies geht schon aus der Zusammensetzung der Expeditionsmannschaft und der Verteilung der Aufgaben hervor:

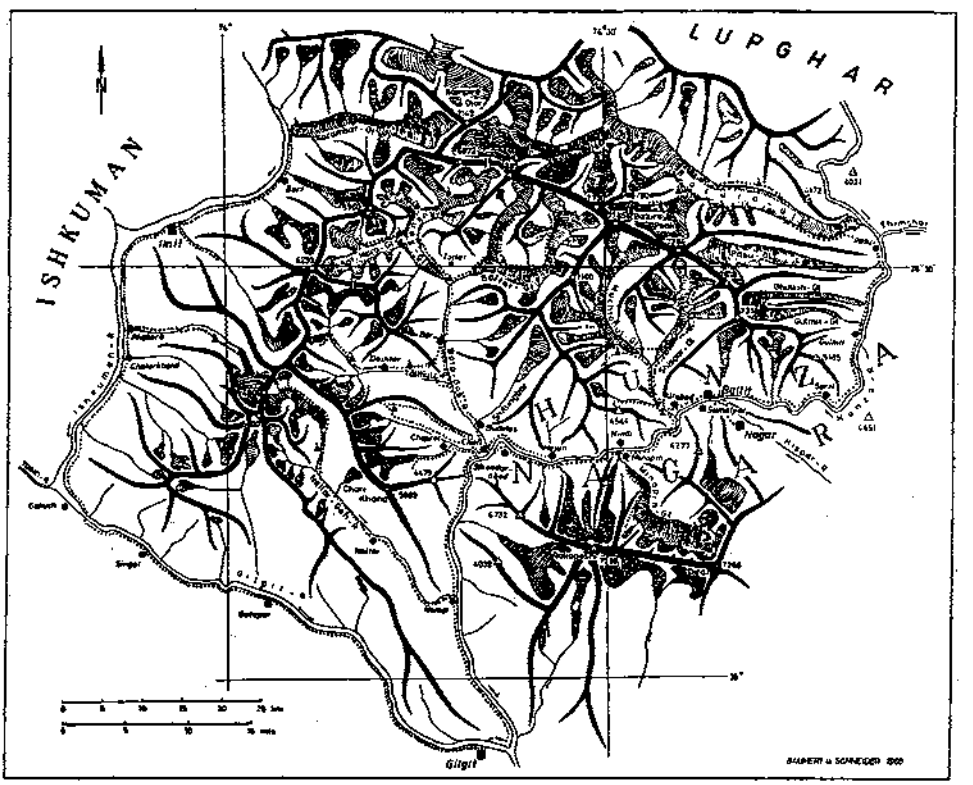
Dr. Hans-Jochen Schneider, 36, Expeditionsleiter, Teilnehmer der 1954er Expedition; Erdmagnetik, Geologie, Glaziologie und Photogrammetrie.

Gerhart Klamert, 35, stellv. Expeditionsleiter („Transportoffizier"), Bergsteiger, Teilnehmer der 1954er Expedition.

Dipl.-Ing. Rudolf Bardodej, 47, Bergsteiger (Ausrüstungswesen).

[3] Mit über 1100 km Länge, vom Himalaya durch die tiefe Zäsur der Indusfurche getrennt, stellt er ein beachtliches, durchaus selbständiges Hochgebirge dar. Die oft gebräuchliche Bezeichnung „Karakorum-Himalaya" ist also eine völlig unnötige (Namens-)Anleihe vom südlichen Nachbarn, die wohl nur publizistisch wirksam erscheint.

Ing. Hans Baumert, 45, Geodäsie, Glaziologie, Photogrammetrie.
Dr. Hermann Berger, 33, Ethnologie und Linguistik, Anthropologie.
Willy Bogner, 50, passionierter Expeditionsbegleiter auf eigene Kosten.
Fritz Lobbichler, 33, Bergsteiger (Expeditionsverpflegung), zoologische und botanische Sammlungen.
Dr. Gottfried Neureuther, 45, Bergsteiger und Expeditionsarzt, höhenphysiologische und anthropologische Untersuchungen.
Erwin Stocker, 31, Bergsteiger (Rechnungswesen, Kassenführung).
In Pakistan schlossen sich unserer Gruppe an:
Sahib Shah, Surveyor des Survey of Pakistan, Kartographie, Begleitoffizier der Expedition.
S. A. Rauf, Meteorological Dept. of Pakistan, Meteorologie.




Ein Unternehmen zu leiten, an dem elf erwachsene Männer mit den unterschiedlichsten Temperamenten und Lebensgewohnheiten mitwirken, wobei jeder seinen eigenen Aufgaben und Zielen entgegendrängt, erschien mir zunächst als eine geradezu unlösbare Aufgabe. Zeitweise bewegten sich nahezu 4 Tonnen Gepäck mit wertvollen wissenschaftlichen Instrumenten auf den Rücken von 17 Hochträgern und 120 Kulis durch halsbrecherische Felsschluchten und über wilde Gletscherbrüche. Dann zog sich die Marschkolonne tagelang auseinander. Oft waren wir, in Einzelgruppen aufgeteilt, viele Tagesmärsche voneinander entfernt, dann hockten wir wieder, bei sengender Hitze zum Warten verurteilt, alle „aufeinander" —, bis die nächste Arbeits- oder Marschphase angetreten werden konnte. Wenn dieses ganze Unternehmen zu einem glücklichen und besonders erfolgreichen Ende gebracht werden konnte, so verdanke ich dies in erster Linie der Umsicht und Tatkraft aller meiner Expeditionskameraden, die sich in jeder Situation den

Erfordernissen des Gesamtunternehmens unterordneten und stets ihr Möglichstes zum guten Gelingen beitrugen.

Für die Aktionen im Expeditionsgebiet waren drei Schwerpunkte geplant:

1. Die Bearbeitung des weiteren Hunza-Talraumes; dabei ein Besteigungsversuch des 7266 m hohen Diran durch die „Bergsteigergruppe", welche etappenweise durch möglichst alle „Wissenschaftler" verstärkt werden sollte.
2. Arbeiten in den Gletschergebieten auf der Südseite des Batura-Hauptkammes, wobei wiederum einer der „möglichen" Hochgipfel erstiegen werden sollte.
3. Erkundung des Karakorum-Westrandes gegen den Hindukusch hin (‚Ishkuman-Gebiet') und Ermittlung der günstigsten Aufstiegsmöglichkeiten zum 7143 m hohen ‚Kampire-Dior', dem westlichsten Siebentausender des ganzen Karakorumzuges. Die Berggruppe des Kampire-Dior war bisher noch nie aus nächster Nähe gesehen worden.

Über den Verlauf des Diran-Unternehmens wird Freund Bardodej selbst ausführlicher berichten. Das zweite Unternehmen mußte, als es vom Hauptlager ‚Kutor Dorokush' aus gerade im Anlaufen war, mindestens für den bergsteigerischen Teil, wieder abgebrochen werden: Die Kuriernachricht der pakistanischen Regierung über die Unglückskatastrophe der britisch-deutschen Expedition am Batura-Peak machte es selbstverständlich, daß wir umgehend eine Rettungsgruppe in Eilmärschen zum Unfallsort entsandten. Dadurch war aber auch die restliche Expeditionsgruppe derart dezimiert, daß das Ishkuman-Unternehmen nur noch im kleinsten Rahmen durchgeführt werden konnte. Durch diese Entwicklung kamen unsere Bergsteiger um einen optisch (und publizistisch!) wirksamen „Gipfelerfolg", während die wissenschaftlichen Feldarbeiten, trotz allem, sehr erfolgreich zu Ende geführt werden konnten.

Was aber wiegt ein einzelner Gipfel, wenn wir dafür ein ganzes weites Bergland mit allen seinen Eigenheiten und Schönheiten wirklich „erleben" und bis in seine entferntesten, unbekannten Winkel durchforschen durften! Bardodej erreichte unter anderem, um nur einen „Gipfelerfolg" zu nennen, einen 5900 m hohen Firngipfel auf der orographischen Westgrenze des Karakorum, und viele von uns betraten weitere Gipfel, Hochpässe und Scharten zwischen 3000 und 5500 m Höhe. Ich glaube sagen zu dürfen, daß diese Art der Expeditionstätigkeit für alle von uns auch ein „bergsteigerisches" Erlebnis war und daß jeder mit der Befriedigung heimgekehrt ist, seinen Teil zu einem großen, umfassenden Forschungswerk beigetragen zu haben.

## Der Versuch auf den Diran (7266 m)

Dipl.-Ing. Rudolf Bardodej

Als wir unsere Expedition vorbereiteten, waren unsere bergsteigerischen Pläne auf den Batura Mustagh gerichtet. Dort hatte die Deutsch-Österreichische Karakorum-Expedition unter der Leitung von Matthias Rebitsch schon wertvolle Erkundungsarbeit geleistet und dort lockte uns der noch unerstiegene Hauptgipfel des Batura-Kammes mit 7885 m Höhe. Wir erhielten jedoch vorerst keine Genehmigung zum Betreten des Batura-Gletschers und mußten uns daher für einen anderen Gipfel entscheiden, der innerhalb unseres genehmigten Gebietes lag. Die hohen Siebentausender des Batura-Kammes von der Südseite zu versuchen, war aussichtslos. Eine unerhört schroffe, ständig von Eislawinen bestrichene Wandflucht von etwa 50 km Länge und mehreren tausend Meter Höhe bietet keinerlei Durchstiegsmöglichkeiten. Unter den Siebentausendern unseres Expeditionsgebietes blieb uns somit nur die Wahl zwischen dem 7143 m hohen Kampire Dior und dem 7266 m hohen Diran. Der Kampire Dior liegt im äußersten Nordwesten, hätte einen Anmarsch von mindestens 14 Tagen erfordert und war bisher noch nicht erkundet. Dagegen ist der Diran vom Hunza-Tal aus sehr günstig erreichbar. Im Jahre 1954 wurde er bereits von Teilnehmern der Rebitsch-Epedition kurz erkundet.

Der Diran bildet den östlichen Eckpfeiler des Rakaposhi-Kammes und ist von diesem durch einen etwa 5900 m hohen Eissattel getrennt. Ein mächtiger Eisstrom, der Minapin-

Gletscher, fließt von seinem Nordfuß bis nahe an die Ortschaft Minapin im Hunzatal. Von hier versuchte eine vier Mann starke englische Expedition unter der Leitung von E. G. C. Warr, im Jahre 1958 erstmals eine Besteigung. Über die Nordflanke erreichte sie den Eissattel und schlug dort ein Lager auf. An einem der nächsten Tage versuchten Warr und Hoyte den Gipfel über den Grat zu ersteigen, gerieten in einen Wettersturz und kehrten nicht mehr zurück. Die Expedition wurde nach diesem Unglücksfall vorzeitig abgebrochen. Von einem der überlebenden Teilnehmer, Dennis Kemp, erhielten wir die näheren Einzelheiten dieses Versuchs und verschiedene Ratschläge, die uns später von großem Nutzen waren.

Ende Mai treffen wir in Gilgit ein und erreichen in zwei Etappen auf der primitiv ausgebauten Straße, die mit Jeeps befahren werden kann, die kleine Ortschaft Minapin. Wie eine Oase liegt sie in der ausgedörrten und kahlen Landschaft des Hunzatales.

Der Diran liegt im Hoheitsgebiet des Mir von Nagar. Nach den dort üblichen Gepflogenheiten hätten wir deshalb nur Nagar-Hochträger anwerben dürfen. Doch gelingt es uns ausnahmsweise, auch einige der tüchtigsten Hunzaträger zu behalten, die sich unserer Expedition schon in Gilgit angeschlossen hatten.

Mit einer Lastenkarawane von 80 Kulis und 14 Hochträgern ziehen Klamert, Lobbichler, Stocker und ich in den ersten Junitagen von Minapin los und errichten in etwa 3400 m Höhe auf einer Seitenmoräne des Minapin-Gletschers unser Zwischenlager „Tachafari". Das Wetter ist sonnig und wolkenlos. In der stark vergletscherten Nordflanke des Diran glänzt der Firnschnee, nur am Gipfelgrat und über der höchsten Kuppe wehen lange Fahnen aus Pulverschnee.

Schon in den nächsten Tagen richten wir das Basislager (auf einer verschneiten Schulter, ca. 3900 m) im oberen Gletscherboden, dicht unter der Nordflanke, ein. Es war gar nicht so einfach, in diesem riesigen Gletscherkessel einen lawinengeschützten Platz zu finden. Von den Wänden ringsum donnern Tag und Nacht die Eislawinen, bilden durch den hohen Fall oft gewaltige Eisstaubwolken, die den ganzen Kessel einhüllen.

Im Pendelverkehr bringen unsere Hochträger Ausrüstung und Verpflegung heran. Der Gletscher ist noch von Winterschnee bedeckt und gut gangbar. Nur in der Nachmittagssonne, wenn der Schnee tief und weich wird, da zeigt er seine Tücken. So mancher Träger bricht dann plötzlich ein und baumelt am Seil über einer Gletscherspalte. Lachend wird er von den anderen wieder herausgezogen, denn sie sind alle in guter Stimmung und voller Zuversicht, seit der Mir von Nagar demjenigen Träger, der den Gipfel erreichen sollte, Land und Steuerfreiheit versprochen hat.

Nach und nach entsteht im Basislager eine kleine Zeltstadt. Dr. Neureuther, unser Expeditionsarzt, und Sahib Shah, unser Verbindungsoffizier, treffen zu unserer Unterstützung im Lager ein. Wir sind alle in guter körperlicher Verfassung, unser Arzt, der uns ständig unter Kontrolle hält, ist sehr zufrieden über den Fortschritt unserer Akklimatisation. Täglich machen wir kleine Erkundungen und beobachten die Verhältnisse in der Nordflanke. Dann legen wir unsere einzuschlagende Route durch die etwa 2000 m hohe Eisflanke zum Sattel fest. Im unteren Teil zieht eine schwach ausgeprägte Rampe von links nach rechts fast bis zur Wandmitte. Sie erscheint uns ziemlich sicher, denn eine dahinter liegende Rinne nimmt alle Eislawinen auf und führt sie bis zum Gletscherboden ab. Der obere Teil der Eisflanke bis zum Sattel ist bei guten Verhältnissen lawinensicher, doch sperren große Eisbrüche und Querspalten den Weiterweg. Die Engländer mußten dort im Vorjahr mehrere Leitern anbringen.

Bis zum 4. Juni richten wir am oberen Ende der erwähnten Rampe unser Lager I ein. Der Höhenmesser zeigt 4800 m. Wir haben hier auch eine Schneehöhle gebaut. Dieses Lager soll auch bei schlechtestem Wetter ein sicherer Zufluchtsort werden. Klamert und Stocker beziehen mit zwei Hochträgern das Lager.

Am nächsten Morgen führen Lobbichler und ich zehn schwer beladene Hochträger zu Lager I. Das Wetter ist klar und der Aufstieg über den hartgefrorenen Firn wird in drei Stunden bewältigt. Inzwischen sind Klamert und Stocker mit den zwei Hochträgern

zum Sattel aufgebrochen und haben, da die Schneeverhältnisse schlecht werden, auf halbem Weg Lager II (ca. 5400 m) in einer mit Schnee gefüllten Gletscherspalte aufgeschlagen. Während Stocker und ein Hochträger oben bleiben, um am nächsten Tag den Aufstieg zum Sattel zu versuchen, steigt Klamert mit dem anderen Hochträger wieder zu Lager I ab, wo wir mit ihm zusammentreffen. Wenn das gute Wetter anhält, könnten wir in einigen Tagen den Gipfel erreichen. In der Nacht fängt es aber an zu schneien. Es klart am Morgen zwar wieder auf, doch bleibt die Witterung unbeständig. Trotzdem breche ich mit zwei Hochträgern auf, um Proviant und Verpflegung zu Lager II zu bringen und die Verbindung mit Stocker aufrecht zu halten.

Die Nacht war warm, die Schneedecke blieb weich und wir sinken bei jedem Schritt tief ein. Der Aufstieg führt über einige steile und gefährliche Stellen und ich staune, wie wacker sich meine zwei Nagar-Träger halten. Als ich im Lager II eintreffe, kommt Stocker mit seinen Hochträgern gerade von einer Erkundung zurück. Nebel und Schneefall haben ihn dicht unterhalb des Sattels zur Umkehr gezwungen. Aber auch Lager II ist nicht der Ort, wo man bei Schlechtwetter vor Lawinen sicher wäre. Nach kurzer Beratung steigen wir alle ab und, da das Wetter immer schlechter wird, bleiben wir auch nicht in Lager I. Abends sind wir wieder im Basislager.

Nach diesem ersten Versuch folgt eine Schlechtwetterperiode von neun Tagen, die so viel Schnee bringt, daß auch das Basislager nicht mehr ganz lawinensicher ist. Wir ziehen uns deshalb weiter zurück. Während das Gros mit den Hochträgern nach Minapin absteigt, bleiben Klamert und ich, sowie ein Hochträger namens Kabul, im Erkundungslager „Tachafari".

Kabul, ein Hunzaträger, war mit Stocker schon weit über Lager II hinaus vorgedrungen. Er ist sehr kräftig und ausdauernd. Mit ungewöhnlichem Eifer war er bemüht, Besonderes zu leisten und spornte durch sein Beispiel auch die anderen Träger zu Höchstleistungen an.

Am 18. Juni klart es wieder auf. Das war das vereinbarte Signal zum Aufbruch. In der strahlenden Morgensonne glitzert die Schneekuppe des Diran in reinstem Weiß. Klamert bleibt noch im Lager zurück, um das Eintreffen der Kameraden aus Minapin abzuwarten, während ich mit Kabul zum Basislager starte. Als wir dort eintreffen, sind die Zelte tief verschneit und zum Teil durch den Sturm eingedrückt.

Am nächsten Morgen spuren wir durch tiefen Neuschnee zu Lager I hinauf. Die vorher so harmlos wirkende Rampe ist übersät von Neuschneelawinen, aber nun ist die Gefahr wieder vorbei. In Lager I ist nur ein Zelt von der Neuschneelast niedergedrückt und zerrissen. Hier finden wir reichlichen Vorrat an Essen und Ausrüstung, den wir für die oberen Lager benötigen.

Früh bei Mondschein brechen wir wieder auf in der Hoffnung, daß die Schneedecke schon verfirnt und durch die Kälte der Nacht hart gefroren sei. Wir werden aber enttäuscht. Bei jedem Schritt sinken wir tief ein, der schwere Rucksack drückt, langsam wühlen wir uns zu Lager II hinauf, das wir mittags erschöpft erreichen. Das hier zurückgelassene Zelt ist nicht zu sehen. Es ist unter einem hohen Lawinenkegel begraben. Den ganzen Nachmittag versuchen wir das Zelt mit unseren Pickeln auszugraben. Wir können es aber nicht erreichen. Damit ist auch der hier zurückgelassene Vorrat an Proviant und Ausrüstung vorläufig verloren. Wir haben jetzt hier oben noch zwei Zelte. Eines wird im Lager II aufgestellt, während wir das andere für den Sattel aufsparen. Von unserem Lager aus können wir am Mittag beobachten, wie eine große Trägerkolonne im Basislager eintrifft. Wenn alles gut geht, können die Kameraden morgen mit Hilfe unserer Spuren hier in Lager II eintreffen. Vom Basislager aus ist ja der ganze Aufstieg bis zum Gipfel einzusehen. Diese gute Sichtverbindung gibt uns ein beruhigendes Gefühl. Wir kommen uns nicht mehr so einsam vor.

Der nächste Tag, der 21. Juli, bringt wieder klares, windstilles Wetter. Wir sind beide gut ausgeruht und setzen frühmorgens unseren Anstieg zum Sattel fort. Unterdessen kann ich beobachten, wie eine größere Kolonne zum Lager I heraufsteigt. Durch die großen

Querspalten, die, von unten gesehen, den Weiterweg zu sperren schienen, finde ich nach Stockers Angaben einen guten Durchstieg und bald liegt der steile Schlußhang zum Sattel vor uns. Dieser Hang hat eine Neigung von etwa 50 Grad. In tiefem Pulverschnee wühlen wir uns sechs Seillängen gerade hinauf, dann erreichen wir eine flache Mulde, die zum breiten Sattel führt. Es ist gerade Mittag als wir den Sattel (ca. 5900 m NN) betreten. Nach einer kurzen Rast sind wir wieder so gestärkt, daß wir über den folgenden, flach ansteigenden und breiten Schneekamm weitergehen, um erst weiter oben unser Zelt aufzuschlagen.

Etwa 200 m oberhalb des Sattels, wo der Grat schmal und steil wird, finden wir in einer kleinen Mulde einen guten Zeltplatz. Es ist windstill und klar, nur im Süden zieht langsam eine Wolkenbank näher. Ob das Wetter noch einige Tage halten wird? Als die Sonne versinkt und die Berge ringsum in einem glühendenRot zum letzten Mal aufleuchten, hebt sich im Osten die weiße Kugel des Vollmondes.

An diesem Tag hat Klamert mit zwei Trägern das Lager I bezogen und wieder voll eingerichtet, während Stocker mit zwei weiteren Hochträgern und schweren Lasten noch bis zum Lager II aufgestiegen ist. Da hier jedoch ein großer Teil der deponierten Ausrüstung und Verpflegung verloren gegangen ist, muß er, um weiter zum Sattel nachrücken zu können, notgedrungen auf Nachschub von unten warten. Er benützt den Rest des Tages, um mit Hilfe eines Schneetunnels wenigstens einen Teil der verschütteten Ausrüstung zu bergen. Das Zelt bleibt verloren.

Um 1 Uhr nachts krieche ich aus dem Zelt, um nach dem Wetter zu sehen. Der Mond steht hoch am Himmel und dunkle Wolken jagen an ihm vorbei. Ich kann mich lange nicht von diesem Anblick trennen, er übertrifft alles, was ich mir in diesen Bergen erhofft und erwartet hatte. Nur die beißende Kälte und der starke Sturm treiben mich wieder ins Zelt zurück.

Beim ersten Morgengrauen des 22. Juni verlassen wir das Zelt und nehmen nur etwas Proviant und den Zeltsack mit. Die Sturmkleidung haben wir angezogen, denn es weht ein scharfer Morgenwind. Um uns etwas zu erwärmen, schlagen wir gleich ein flottes Tempo ein. Der windverblasene Schneerücken, der manchmal zu einem schmalen Eisgrat wird, bietet keine erheblichen Schwierigkeiten. Kleine Eiswände verlangsamen unseren Schritt und müssen durch Stufenschlagen überwunden werden. An einer flachen Stelle, tief im Eis verankert, entdecken wir eine Zeltstange, an der noch ein Stück Zelttuch flattert. Hier muß das letzte Zelt der beiden verschollenen Engländer gestanden sein. Das Zelt hat der Sturm davongetragen und die beiden Männer liegen vielleicht gar nicht weit unter dem ewigen Eis begraben.

Weiter oben versperrt uns ein hoher und steiler Grataufschwung den Weg. Als ich ihn in direktem Anstieg versuche, verschwinde ich bis zur Schulter in lockerem Schnee, aus dem ich mich nur mit Mühe wieder befreien kann. Wir weichen in die Nordflanke aus und queren eine lange Strecke unter drohenden Wächten, bis wir an einer Stelle wieder auf den Grat hinaussteigen können. Der Weiterweg ist nicht besonders schwierig, nur stellenweise mit Felsblöcken durchsetzt. Ein hoher Obelisk aus dunklem, grünem Stein steht wie ein Wächter am Ende dieses Grates. Hier beginnt die Firnkuppe des Gipfels mit einem Hang, der keine Schwierigkeiten aufweist und etwa 45 Grad Steilheit hat. Immer weiter streben wir empor, wenn auch die Schritte weit langsamer geworden sind. Unsere Lungen keuchen und das Herz schlägt vor Anstrengung bis zum Hals. Es ist erst 10 Uhr früh und wir haben die 7000 m-Grenze bereits überschritten. Der Gipfel scheint so nahe und ein unbändiger Wille treibt uns weiter.

Ich kann es gar nicht fassen, daß mit einem Male Nebelschwaden den Gipfel einhüllen und nicht mehr weichen wollen. Gleichzeitig setzt ein starker Sturm ein. Soll das schon ein Schlechtwettereinbruch sein? Und wie sollen wir im Nebel den Gipfel finden und wie dann den Abstieg, wenn der Sturm unsere Spuren verweht und alles in ein dunkles Grau gehüllt ist?

Mein Hochträger Kabul, der sich bisher so tapfer gehalten hat, klagt über Schmerzen in Brust und Hals. Er kann kaum mehr sprechen. Die Gefahr einer Lungenentzündung liegt nahe. Dies alles spricht für Umkehr und trotzdem wehre ich mich bis zuletzt gegen diesen Gedanken. Zum erstenmal seit unserem frühen Aufbruch setzen wir uns nieder. Kabul wartet auf meine Entscheidung. Er ist auch bereit weiterzugehen, und das muß ich ihm hoch anrechnen. Doch, wenn wir wieder sicher zurückkehren wollen, müssen wir jetzt umdrehen.

Nur zögernd setze ich die ersten Schritte wieder bergab. Werde ich dem Gipfel, der mir so viel bedeutet, jemals wieder so nahe kommen? Das Wetter verschlechtert sich immer mehr, aber wir erreichen mittags wieder wohlbehalten unser Zelt.

Es wird eine unruhige Nacht am Berg. Der Sturm tobt, von Schnee- und Wolkentreiben verstärkt, ununterbrochen weiter. Das Zelt droht wiederholt wegzufliegen. Kabul beginnt zu stöhnen und zu fiebern.

Auch in den tieferen Lagern war dieser neuerliche Schlechtwettereinbruch mit Besorgnis beobachtet worden. Schon in der vorhergehenden Nacht hatten auch in Lager II die beiden Hochträger zu fiebern begonnen, so daß sich Stocker gezwungen sah, mit ihnen am Morgen wieder abzusteigen, um den nachrückenden Kameraden den Platz frei zu machen. Doch auch in Lager I sind die Träger (durch Höhenkrankheit?) ausgefallen. So muß Klamert die zweite Sturmnacht allein im Lager II verbringen, in banger Sorge um uns, zu denen Wolken und Schneetreiben jede Sichtverbindung abgeschnitten hat.

Beim ersten Morgengrauen des 23. Juni trifft Lobbichler mit allen verfügbaren Trägern bei Klamert im Lager II ein. Er hatte am Vortage, vom Lager I aus, Kabul und mich überm Abstieg am Gipfelgrat gesichtet. Deshalb beschließen beide, sofort zum Sattellager aufzusteigen.

Der starke Sturm und das anhaltende Schneetreiben bewogen mich, das Zelt des Lagers III am Morgen des 23. Juni wieder abzubrechen und — schweren Herzens — abzusteigen. Dicht unter dem Sattel treffen wir auf Klamert und Lobbichler, die uns heißen Tee und Kraftverpflegung mitbringen. Sturm und Schneefall toben weiter. Deshalb beschließen wir, zum Basislager abzusteigen. Die über 2000 m hohe Eisflanke des Diran wird wieder lebendig, schon rauschen die ersten Lawinen zu Tal. Bis sie sich nunmehr wieder ganz beruhigen, wird der Sommer vorüber sein. Das ist die bittere Erfahrung an solchen „Lawinenbergen".

Mit diesem zweiten Versuch war unsere Zeit, die uns für dieses Unternehmen zur Verfügung stand, abgelaufen. Wir mußten daher unsere Zelte abbrechen, um uns anderen Zielen zuzuwenden.

**Der Expeditionsverlauf in Stichworten**

(Hierzu vgl. auch die Berichte (11) in den „Mitteilungen des DAV")

**30. 4.:** Abfahrt des Großteiles der Expeditionsmannschaft mit allem Gepäck (6,2 t/ 247 Colli) von Genua mit dem Motorschiff „Victoria". Klamert fliegt von München nach Karachi voraus, um dort alle notwendigen Vorbereitungen für die Ein- und Weiterreise zu treffen. Bogner wird erst später nachfolgen.

**12. 5.:** Ankunft in Karachi. Offizielle Begrüßung durch Vertreter der Deutschen Botschaft usw.

**13. 5.:** Besprechungen bei verschiedenen pakistanischen Dienststellen. Abends Empfang des Deutsch-Pakistanischen Kulturklubs.

**14. 5.:** Letzte Vorbereitungen zur Weiterreise. Abends offizieller Empfang beim Geschäftsträger der Deutschen Botschaft.

**15./16. 5.:** Weiterreise nach Rawalpindi. Durch das seit 10 Tagen herrschende schlechte Wetter ist der Flugverkehr nach Gilgit blockiert. In Rawalpindi warten deshalb schon drei große Expeditionen (Italiener, Schweizer und Engländer) auf eine Flug-

möglichkeit nach Gilgit! Unser Begleitoffizier, der Surveyor Sahib Shah, stößt zur Expeditionsgruppe.

**20. 5.:** Die erste Hälfte der Expedition fliegt mit Gepäck nach Gilgit. Baumert, Sahib Shah und Schneider besuchen das Hauptquartier des Survey of Pakistan in Murree zu fachlichen Besprechungen.

**21. 5.:** Die zweite Hälfte der Expedition fliegt mit dem restlichen Gepäck nach Gilgit. Einstellung der ersten Hochträger, Packarbeiten.

**24./29. 5.:** Gruppenweise verläßt die Expedition im Jeep-Pendelverkehr Gilgit. In Chalt wird ein großes Depot errichtet. Klamert und Lobbichler erreichen das Dorf Minapin und organisieren die Hochträger und Kulis für das Diran-Unternehmen.

**30. 5.:** Baumert beginnt mit seinen Vermessungsarbeiten im Raum Chalt, Berger mit ethnologischen Forschungen in Minapin. Die Bergsteigergruppe errichtet das Zwischenlager „Tachafari" (ca. 3350 m) am mittleren Minapin-Gletscher.

**1./11. 6.:** Gruppe Baumert-Schneider erweitert die geologische und photogrammetrische Aufnahme zum Westrand des Arbeitsgebietes (Chaprot-Tal). Von einem Hochlager (Capa, 3550 m) werden dabei mehrere Gipfel zwischen 4000 und 4300 m überschritten. Am 15. 6. treffen sie in Minapin ein. Inzwischen ist Mr. S. A. Rauf, vom Meteorological Dept. of Pakistan, zur Expedition gestoßen.

**1./4. 6.:** Die Bergsteigergruppe richtet mit 14 Hochträgern im Pendelverkehr das Basislager (ca. 3900 m) am obersten Minapin-Gletscher ein.

**5./8. 6.:** In der Nordflanke des Diran (7266 m) werden die Hochlager I (ca. 4800 m) und II (ca. 5400 m) errichtet. Ein Schlechtwettereinbruch zwingt Stocker dicht unter dem Sattel zum Gipfelgrat (ca. 5900 m) zur Umkehr.

**9./15. 6.:** Das Wetter verschlechtert sich derart, daß die Hochlager und zuletzt auch das Basislager wegen Lawinengefahr verlassen werden müssen. Starke Schneefälle bis 3300 m herunter!

**18./21. 6.:** Die Bergsteigergruppe trifft partieweise wieder im Basislager ein und beginnt sofort mit der Wiederbesetzung der Hochlager. Bardodej, mit Hochträger Kabul als Spitzengruppe, schlägt über dem Gratsattel in ca. 6000 m das Lager III auf. Baumert, Rauf und Schneider vermessen den Pisan- und den unteren Minapin-Gletscher. Am 21. 6. treffen Berger, Rauf und Schneider im Lager Tachafari ein, während Baumert zur kartographischen Aufnahmen im Hauptkamm aufbricht; er stößt erst am 6. 7. wieder zur Expeditionsgruppe.

**22./23. 6.:** Bardodej und Kabul werden, ca. 250 m unter dem Diran-Gipfel, durch einen neuerlichen, schweren Schlechtwettereinbruch zur Umkehr gezwungen. Abermals müssen alle Hochlager wegen drohender Lawinengefahr geräumt werden. Am Nachmittag des 23. 6. treffen Berger, Rauf und Schneider bei den Bergsteigern im Basislager ein. Schneider geht am Abend wieder nach Tachafari zurück, um dort die geologischen und photogrammetrischen Aufnahmen fortzusetzen.

**24./30. 6.:** Die Bergsteigergruppe beschließt den Abbruch des Diran-Unternehmens. Bardodej folgt Baumert zum Shispar-Gletscher. Lobbichler beginnt mit seinen botanischen und zoologischen Arbeiten in der Montanstufe. Neureuther schließt seine höhenphysiologischen Arbeiten ab. Schneider beendet vom Basislager aus seine geologischen und photogrammetrischen Aufnahmen und räumt dieses dann am 1. 7.

**3./5. 7.:** Nach vorübergehender Besserung bricht eine Unwetterkatastrophe von bisher unbekannten Ausmaßen über den gesamten NW-Karakorum herein. Ungewöhnlich starke Schneefälle bis über 3000 m herunter! Dauerregen verursachen Bergstürze und Murbrüche, die schwere Zerstörungen an den Siedlungen, Feldterrassen und Wegen verursachen.

**6./10. 7.:** Die gesamte Expeditionsgruppe stattet erst dem „Mir von Hunza" in Baltit und dann dem „Mir von Nagar" in Nagar einen Höflichkeitsbesuch ab. Berger und Neureuther beginnen mit ihren anthropologischen Reihenuntersuchungen im Hunza- und Nagarvolk.

**13./16. 7.:** In Minapin stößt unser „Nachzügler" Willy Bogner, in Begleitung von Legationsrat Schmidt, Karachi, zur Expedition. Die Mannschaft kehrt nach Chalt zurück und bereitet hier das Unternehmen in die Toltar-Gruppe vor. Baumert schließt inzwischen seine Aufnahme des Chalt-Gebietes ab. LegRt. Schmidt kehrt über Gilgit wieder nach Karachi zurück.

**19./21. 7.:** Unter der Leitung von Klamert bricht die Expedition nordwärts zum Hauptkamm auf und errichtet am mittleren Kukuar-Gletscher das Hauptlager „Kutor Dorokush" (ca. 3300 m). Gruppe Lobbichler-Schneider geht bis zum 26. 7. in das westlich anschließende Daintar-Gebiet. Gruppe Berger-Neureuther ist bis zum 23. 7. mit anthropologischen Messungen im Hunza-Tal beschäftigt und folgt dann der Expedition zum Kukuar-Gletscher.

**23./26. 7.:** Gruppe Klamert-Bogner-Stocker errichtet am oberen Kukuar-Gletscher „Lager I" als Basislager für Unternehmungen im Batura-Hauptkamm. Bardodej ersteigt während einer dreitägigen Erkundungstour einen 5900 m hohen Firngipfel am Westrand des Arbeitsgebietes. Baumert beginnt mit der Aufnahme des Kukuar-Gebietes.

**27./31. 7.:** Gruppe Bogner-Klamert siedelt zum Baltar-Gletscher über. Lobbichler und Schneider erreichen das Hauptlager. Bardodej und Stocker richten am obersten Kukuar-Gletscher „Lager II" ein, welches als Stützpunkt für einen Vorstoß zur Batura-Scharte gedacht ist. Baumert und Stocker beziehen „Lager I" für weitere kartographische Arbeiten.

**1. 8.:** Nachmittags trifft ein Kurier des Political Agent, Gilgit, mit der Nachricht über die Unglückskatastrophe der britisch-deutschen Batura-Expedition ein. Wir werden um eine Hilfsaktion ersucht und erhalten dazu von Seiten der pakistanischen Regierung die Genehmigung zum Betreten des Batura-Gebietes (auf der Nordseite des Hauptkammes). Daraufhin werden die bergsteigerischen Unternehmungen sofort abgebrochen und eine Hilfsgruppe zusammengestellt. Die „Expedition" muß von nun an in vier Gruppen arbeiten, die zeitweise über sieben Tagesreisen weit voneinander entfernt sind:

1. Die Batura-Rettungsgruppe (Klamert, Neureuther, Stocker und Sahib Shah) mit drei unserer besten Hochträger bricht unter der Leitung von Klamert, der den Batura-Aufstieg von 1954 her kennt, am 6. 8. von Chalt nach Gulmit auf. Hier trifft sie, nach drei Tages-Eilmärschen, am 8. 8. mit dem überlebenden britischen Expeditionsmitglied John Edwards zusammen. Dabei erhält unsere Gruppe erstmals einen authentischen Bericht über das Unglück am Batura-Gletscher. Demnach ist über die Unfallursache nichts bekannt (vgl. Lit. 11). Seit Ende Juni (!) fehlte jegliche Verbindung zwischen den fünf Bergsteigern in den Hochlagern und Edwards (mit zwei Pakistanis) im Hauptlager. Die fünf Bergsteiger, darunter die beiden deutschen Freunde Martin Günnel und Albert Hirschbichler, sind einfach „verschollen".

Edwards kehrt mit der deutschen Gruppe noch einmal zum Batura-Gletscher zurück, während seine beiden pakistanischen Begleiter nach Gilgit hinausreiten. Vom englischen Hauptlagerplatz aus gelangen Klamert und Stocker, nach einem vergeblichen Versuch durch den wild aufgerissenen Eisbruch, am 13. 8. über einen seitlichen Felspfeiler bis auf Höhe des großen Firnkessels, in dem das Lager III der Expedition gestanden haben muß. Doch weder von den Männern noch von den Zelten ist etwas zu sehen. Nach einem Biwak in nahezu 5000 m Höhe steigen die beiden am nächsten Morgen in teilweise schwerer Kletterei auf einen noch höheren Felskopf, von wo aus sie auch den gesamten Weiterweg bis zum 7785 m hohen Gipfel übersehen können. Mit starken Gläsern suchen sie stundenlang die Eisflanken und Brüche ab. Vergebens!

Alle Hoffnungen auf eine mögliche Hilfeleistung oder Bergung müssen demnach endgültig aufgegeben werden. Die Gruppe kehrt, zusammen mit Edwards, bis zum 23. 8. nach Gilgit zurück.

2. Baltar-Gruppe: Baumert, Berger, Lobbichler und Rauf wechseln, nach Abbruch des Hauptlagers Kutor Dorokush, zum Baltar-Gletscher über, wo sie das verlassene

Lager der Gruppe Bogner-Klamert beziehen. Von hier aus werden noch ausgedehnte Vermessungstouren unternommen. Lobbichler schließt seine botanischen und zoologischen Sammlungen und Berger seine Sprachforschungen ab. Am 24. 8. kehrt auch diese Gruppe wieder nach Gilgit zurück.

3. Erkundungen im Ishkuman-Gebiet: Bardodej startet am 10. 8. von Gilgit aus zum Karambar-Gletscher, um mit der Erkundung der Kampire Dior-Gruppe (7143 m), des westlichsten Siebentausenders des Karakorum, eine weitere, wesentliche Aufgabe der Expedition zu erfüllen. Es gelingt ihm, über ein Zwischenlager auf dem mittleren Karambar-Gletscher mit drei Hochträgern bis zum innersten Firnkessel vorzudringen und wertvolles Bildmaterial zu gewinnen. Dazu war vorgesehen, daß er dort Mitte August mit Schneider zusammentreffen sollte. Da dessen Anmarsch jedoch durch andere Arbeiten verzögert wird, führt Bardodej diese Erkundung selbständig zu Ende und kehrt am 22. 8. nach Gilgit zurück.

4. Schneider trennt sich am 9. 8. im „Toltar-Sandlager" von der Baltar-Gruppe und zieht über Bar und Chalt nach Gilgit hinaus. Dabei schließt er die erdmagnetische Meßreihe „NW-Karakorum" ab. Am 18. 8. bricht Schneider dann mit zwei Hochträgern und kleiner Karawane von Gilgit auf, um die geplanten geologischen und erdmagnetischen Aufnahmen im Ishkuman, dem Verbindungsglied zwischen Karakorum und Hindukusch, durchzuführen. Nach einem kurzen Erkundungsvorstoß zum Karambar-Gletscher, reitet er am 25. 8. von Imit, der Residenz des „Radja von Ishkuman", nach Phakora zurück. Hier zweigt er von der üblichen Talroute nach Südwesten ab, um in fünf Tagesmärschen den Grenzkamm zwischen Ishkuman (= Hindukusch) und Hunza-Tal (= Karakorum) über einen vergletscherten, ca. 4400 m hohen Sattel zu überschreiten. Dabei ersteigt er noch einen nahezu 5000 m hohen Firngipfel neben dem Gletscherpaß. Durch das Naltar-Tal erreicht er am 31. 8. die Oase Nomal im Hunza-Tal und am 1. 9. Gilgit.

**1./7. 9.:** Die Expeditionsmannschaft ist, ab 22. 8. gruppenweise eintreffend, wieder vollzählig in Gilgit versammelt. Bogner hat bereits Mitte August wieder die Heimreise angetreten. In Gilgit werden die wissenschaftlichen Arbeiten noch zum Abschluß gebracht und das Sammlungsmaterial verpackt. Anhaltend schlechtes Wetter im Himalaya blockiert wieder die Flugverbindungen. Am 5. und 6. 9. können noch Klamert, Lobbichler, Neureuther und Sahib Shah mit einem Großteil des Gepäckes nach Rawalpindi zurückfliegen. Dann stockt der Flugverkehr vollständig.

**8./13. 9.:** Da die Transportlage im Flugverkehr wieder sehr kritisch wird, fahren Baumert, Bardodej, Schneider und Stocker mit einem Jeep in mehreren, abenteuerlichen Etappen über den Babusar-Paß durch den Himalaya zurück nach Rawalpindi. Am 13. 9. treffen Berger und Rauf mit dem Rest des Expeditionsgepäckes per „Luftfracht" auch noch in Rawalpindi ein.

**14./17. 9.:** Nach einem kurzen Aufenthalt in Lahore, mit einem Abstecher nach Amritsar, trifft die Expeditionsgruppe wieder in Karachi ein.

**18. 9.:** Besuch beim pakistanischen Kultusminister, Mr. Habib-Ur Rahman, und verschiedenen anderen Behörden. Abends offizieller Empfang beim Deutschen Botschafter, Dr. v. Trützschler.

**20. 9.:** Abreise der gesamten Mannschaft mit der „Victoria" von Karachi.

**1. 10.:** Ankunft in Genua.

**2. 10.:** Ankunft in München und Weißwurst-Frühstück im DAV-Haus auf der Praterinsel, wo uns sechs Monate vorher das Packfieber ergriffen hatte!

### Angeführte Schriften

(1) Gyr, H.: Karakorum-Expedition 1947. Berge der Welt, 4., S. 3—95, Bern 1949.
(2) Hedler, K.: Als Geodät im Karakorum. Jahrb. d. DAV, 79., S. 12—23, München 1954.
(3) Paffen, K.-H., W. Pillewizer u. H.-J. Schneider: Forschungen im Hunza-Karakorum. Erdkunde, 10., S. 1—33, Bonn 1956.

(4) Pillewizer, W.: Das Werk Karl Heckler's im Karakorum. Bildmessg. u. Luftbildwesen, 1955, S. 45—48, Berlin **1955.**
(5) Pillewizer, W.: Bewegungsstudien an Karakorumgletschern. Peterm. Mitt., Erg.-Hft. Nr. 262, 53—60, Gotha **1956.**
(6) Rebitsch, H. u. W. Pillewizer: Deutsch-Österreichische Karakorum-Expedition 1954. Berge der Welt, 1955, S. 19—35, München **1956.**
(7) Schneider, H.-J.: Tektonik und Magmatismus im NW-Karakorum. Geolog. Rdsch., **46.**, S. 426 bis 476, Stuttgart **1957.**
(8) Schneider, H.-J.: Zur diluvialen Geschichte des NW-Karakorum. Mitt. Geograph. Ges. München, **44.**, S. 201—216, München **1959.**
(9) Visser, Ph. C.: Explorations in the Karakoram. Geograph. Journal, **68.**, S. 457—468, London **1926.**
(10) Visser, Ph. C. u. J. Visser-Hooft: Wissenschaftliche Ergebnisse der Niederländischen Expeditionen in den Karakorum ...
Bd. I: Geographie, Ethnographie, Zoologie. Leipzig **1933.**
Bd. II: Glaziologie. Leiden **1938.**
Bd. III: Geologie. Leiden **1940.**
(11) Aktuelle Berichte von der ‚Deutschen Karakorum-Expedition 1959', in: Mitteilungen des DAV, Jg. 11, München **1959**, S. 91—92, 110—111, 118, 136—138, 159—162.

---

Anschrift der Verfasser: Doz. Dr. Hans-Jochen Schneider, München 13, Adelheidstraße 25 a — Dipl.-Ing. Rudolf Bardodej, Salzburg, Mönchsberg 34

# Nürnberger Hindukusch-Kundfahrt 1959

Von Harald Biller

Rund 9000 km waren wir in einem klapperigen Volkswagenbus gefahren, 39 Tage waren wir unterwegs gewesen, als wir uns schließlich im Menschengewühl Kabuls, der afghanischen Hauptstadt, fanden. Wir, das waren meine Gefährten abenteuerlicher Tage in den Alpen, Hans Vogel, meine Frau, Theo Stöckinger und ich, alle aus Nürnberg. Seit wir die Türkei hinter uns gelassen hatten, war diese Fahrt zum Abenteuer geworden. Ein Reifen nach dem anderen war der glühenden Hitze und den ackerähnlichen Straßen zum Opfer gefallen, das Getriebe war zeitweise in einem Zustand, daß bei jeder größeren Steigung drei Mann abspringen und im Dauerlauf schieben mußten. Doch das Unangenehme ist schon vergessen, weit gegenwärtiger sind die Nächte unter dem Sternenglanz des Wüstenhimmels, oder der letzte Morgen, als die ersten Nomadenzelte gegen die aufgehende Sonne standen.

Doch das liegt nun alles hinter uns, vor uns aber steht das noch größere Abenteuer, dort droben im Norden, wo wir hinter dem Dunst der Wüste die Gipfel des Hindukusch wissen. „Hindukusch", die „indischen Berge" nennen die Afghanen das Gebirge, das ihr Land von Westen nach Nord-Osten ansteigend durchzieht. Man weiß recht wenig bei uns über diese Berge. Vielleicht kam es daher, daß man Zuhause meist nur ein mitleidiges Lächeln, ein gleichgültiges Achselzucken für uns oder viele kluge Einwände gegen unsere Pläne hatte. Ein paar hatten aber doch an uns geglaubt. Allen voran unsere Sektion Bayerland, dann die Sektion und die Stadtväter unserer Heimatstadt Nürnberg und verschiedene Firmen der privaten Nahrungsmittel- und Ausrüstungsindustrie. Dergestalt unterstützt, aber doch vorwiegend aus eigenen Mitteln, hatten wir am 5. Mai 1959 Nürnberg verlassen.

Und nun hatten wir also Kabul erreicht, eine der ältesten und menschenreichsten Ansiedlungen Zentralasiens. Kabul, das ist ein Gewinkel von Lehmhütten, ein Gewimmel von Einheimischen, Mongolen, Persern und Indern, durch das sich mit lautem Geschrei die Wasserträger und Kameltreiber einen Weg bahnen, das ist kreischende Lautsprechermusik von allen Ecken und Enden, das sind tief verschleierte Frauen, das ist die ganze faszinierende Buntheit einer asiatischen Stadt. Wenn wir unsere in Deutschland erworbenen Kenntnisse über Afghanistan, seine Menschen und vor allem seine Behörden mit der Wirklichkeit vergleichen, können wir glauben, in einem falschen Land zu sein. Mit größter Zuvorkommenheit und ganz unasiatischer Schnelligkeit, nämlich innerhalb weniger Tage, erhalten wir von der Polizeikommandantur und vom Foreign Office die Genehmigung Berge im zentralen Hindukusch zu ersteigen.

Nun fahren wir hinauf nach Norden, dem Gebirge entgegen. Aus dem Dunst treten als erstes die Vorketten des eigentlichen Hochgebirges, kahle Sandberge mit vereinzelten Schneeflecken, wie wir sie bereits in Persien gesehen hatten. Am Südfuß dieser Randberge liegt Gulbehar. Bis vor wenigen Jahren war Gulbehar noch ein kleines Lehmhüttennest, das sich von den anderen afghanischen Dörfern in nichts unterschied. Jetzt aber entsteht dort das größte Textilwerk des Landes und diese Tatsache hat das Gesicht Gulbehars entscheidend beeinflußt: Hochmoderne Fabrikanlagen, Wohnsiedlungen und für uns sonnengepeinigte und staubverkrustete Wüstenfahrer Inbegriff alles Schönen, ein Schwimmbad. Deutsche sollten in Gulbehar arbeiten, hatten wir in Kabul erfahren. Deutsche ..., wir lächeln skeptisch und erinnern uns an die Deutsche Botschaft in Teheran,

wo man uns mit unserer Bitte um einen Zeltplatz und eine Unterstellmöglichkeit für unseren Wagen an die französische Mission verwies. Doch hier finden wir zwei Landsleute, wie es wenige in der Welt geben mag. Es ist der Kaufbeurener Architekt Leo Müller und seine Frau. Eine Frau, die lächelt, wenn vier staubige Vagabunden im Hause ein- und ausgehen und unwahrscheinliche Mengen von Essen und Getränken vertilgen und ein Mann, der einen erstaunt anschaut, wenn man „danke" sagt, weil er seine karge Freizeit dazu benützt, um uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Dies ist für uns von höchstem Wert, denn Herr Müller ist wohl einer der besten Kenner des Landes.

Gulbehar liegt am Eingang des Panshirtales, einem der bedeutendsten Täler des Hindukusch. Unser Plan ging nun dahin, dem Panshir entlang in das Innere des Gebirges und von hier aus in das eine oder andere Seitental und zu den Gipfeln vorzustoßen. Zu unserer Freude gibt es am Beginn des Tales sogar noch ein Sträßchen, eine höchst waghalsige Angelegenheit zwar, mit ragenden Felsen zur Linken und dem schäumenden Panshir zur Rechten, aber für uns eine willkommene Möglichkeit, Träger und damit Zeit und Geld zu sparen. Das Tal zeigt wüstenähnlichen Charakter, nur hin und wieder kommen wir durch oasenähnliche Ansiedlungen, die überall dort entstehen, wo das Schmelzwasser, das von den Bergen herabkommt, Bewässerung möglich macht, oder wo das Gelände es gestattet, den Fluß anzuzapfen und sein Wasser durch ein kunstvolles Bewässerungssystem in die Felder zu leiten. In der größten Ansiedlung, namens Rocca ist der Sitz des Hakim, des mächtigsten Mannes im Tale. Man bringt uns zu seinem Haus, das zwar etwas größer ist, sich aber ansonsten in nichts von den Häusern der anderen Dorfbewohner unterscheidet. Der Hakim selbst spricht fließend Englisch, denn er hat einige Jahre in Amerika gelebt. Seine Sprachkenntnisse sind aber das Einzige, was davon geblieben ist und das, finde ich, ist gut so. Er bietet uns sehr guten schwarzen Tee und knusperige Fladenbrote an und versichert uns seiner Hilfsbereitschaft.

Bei der Weiterfahrt tauchen die ersten weißen Gipfel auf, wie schön wird es sein, nach den langen Wochen in der Wüste wieder Schnee, Fels und Eis zu erleben!

Im Chuntchu, einem winzigen Lehmhüttendorf mit zahlreichen fruchtbeladenen Maulbeerbäumen, ist die Straße endgültig zu Ende. Unser Fahrzeug, die Heimstatt erlebnisreicher Wochen, hat fürs erste ausgedient. Umstanden von zahlreichen Kindern, begutachtet von den Dorfältesten, stellen wir unser Gepäck für die Berge zusammen. Nach vielen Tassen Tee und gestenreichen Unterhaltungen haben wir vier Einheimische und ebenso viele Tragtiere, zwei Pferde und zwei Esel, angeworben. Der Chef unserer Leute ist Habib Rahman, ein ebenso energischer, wie geschäftstüchtiger junger Mann. Die drei anderen nennen sich Dodula, Seidula und Kosha. Einen Tag lang packen und kalkulieren wir, dann ist der große Augenblick gekommen: Unsere Tiere sind hochbeladen, an unseren Rucksäcken klirren die Steigeisen und die Pickel, Habib schreit „burro bachai" — geht mit Gott — und wir ziehen bergwärts. Vorerst könnte man uns für eine sehr umfangreiche Expedition halten, denn das halbe Dorf gibt uns unter Lachen und Geschrei das Geleit. Da steckt einem einer ein paar Hände voll „Dudh" — getrocknete Maulbeeren — zu und hier möchte noch einer möglichst vorteilhaft ein paar Eier oder ein Hühnchen loswerden. Doch einer nach dem anderen bleibt zurück und als wir ein Seitental des Panshir betreten, sind wir allein: Zwei Pferde, zwei Esel und acht Menschen, die Nürnberger Hindukusch-Kundfahrt 1959.

Der Panshir fließt tief eingeschnitten zwischen hohen Sand- und Lehmbergen dahin, die uns den Blick auf das Hochgebirge bis jetzt größtenteils verwehrt hatten. Wie wohl die Berge sein werden, die droben auf uns warten? Werden es vielleicht doch nur bessere Sand- und Schutthaufen sein, mit ein wenig Schnee verziert? Steil führt der Weg empor. Unsere Tiere gehen schnell, sie sind die Höhenluft offenbar besser gewöhnt als wir, die wir keuchen, um mit ihnen Schritt zu halten. Die spärliche Wüstenvegetation liegt hinter uns, immer grüner und üppiger werden die Wiesen, über die wir wandern, wir sind in den Niederschlagsbereich des Hochgebirges gekommen. Das Tal macht eine Biegung und der Blick auf einen Teil der Berge wird frei. Wir freuen uns unbändig,

denn die Berge, die da hoch und weiß in den blauen Himmel ragen, die könnten genau so gut in Nepal sein! Es war also nicht umsonst, wegen dieser Berge Tausende von Kilometern gefahren zu sein.

Am Talende schlagen wir in einer Höhe von zirka 3500 m inmitten einer blumenreichen Wiese unsere drei Zelte auf. Herrliche Berge stehen um uns, unerstiegen, unbekannt, ein Leben ohne Zwang, ohne Verbeugungen liegt vor uns, wir haben allen Grund, glücklich zu sein! Nach einigen Tagen, die ausgefüllt waren mit dem Einrichten des Lagers und mit dem Erkunden der Berge und ihrer Zugangswege, entschließen wir uns den ersten der drei Fünftausender, den unsere einheimischen Begleiter Dasht-Ribat nennen, zu ersteigen. Um Träger und damit Geld zu sparen, wollen wir auf ein Zwischenlager verzichten. Daher lag es uns besonders am Herzen, uns einigermaßen an die Höhe zu gewöhnen, denn je beschränkter die Mittel sind, mit denen man auf hohe Berge steigt, um so mehr hängt davon Erfolg oder Niederlage ab.

Es ist der 21. Juni. Noch in der Nacht hatten wir unser Hauptlager — wenn man unsere drei Zelte so nennen will — verlassen. Über begrünte Hänge wollen wir den Beginn eines Grates erreichen, der uns der gegebene Weg zum Gipfel zu sein scheint. So kurz der Weg über die Hänge geschienen hatte, so lang und mühsam ist er in Wirklichkeit. Überdies sind die Hänge noch dicht mit demselben Dornengestrüpp bewachsen, das mir bereits vom Himalaya in „bester" Erinnerung ist. Doch endlich ist der Grat erreicht. Er hielt, was er bereits durch das Glas versprochen hatte. Ein Firngrat mit einigen Felsentürmen, der bis an den Fuß des steilen Gipfelhanges führt. Anfangs ist der Firn von der Nacht noch hart, doch je höher wir kommen, um so weicher wird er. Als die Sonne fast senkrecht über uns steht, spuren wir bis über die Knie einsinkend die letzten Hänge hinauf. Am frühen Nachmittag betreten wir den Gipfel, unsere Höhenmesser zeigen eine durchschnittliche Höhe von 5300 m. Zwischen Haufenwolken sehen wir hinab in Täler, wo noch kaum ein Europäer gewandert sein wird und zu zahllosen Bergen, einer schöner und verlockender als der andere. Besonders einer ist es, der immer wieder unsere Blicke auf sich zieht, der schönste, wildeste und höchste Berg, soweit das Auge reicht. Von ihm haben wir bereits in Gulbehar durch Herrn Müller gehört und von ihm sprechen unsere einheimischen Begleiter mit geheimnisvollen Mienen, der Mörsamir, der „Höchste Gebieter". Wir verlieren uns in Pläne, die vielleicht nur Träume sind ...

Doch vorerst bauen wir unseren Steinmann auf den Dasht-Ribat, dem ersten Gipfel unserer Kundfahrt und unseren Wissens dem ersten erstiegenen Gipfel des Hindukusch-Hauptkammes. Es ist schon dunkel, als wir unsere Zelte wieder erreichen. Gemeinsam mit unseren Trabanten hocken wilde, verwegene Gestalten ums Feuer. Es sind Panshiri, Angehörige eines Bergstammes, die unterhalb unseres Lagers eine Art Sommersiedlung bewohnen. Schon beim Aufstieg hatten wir diese aus Felsblöcken zusammengesetzten höhlenartigen Behausungen entdeckt. Die Menschen aber waren uns scheu ausgewichen, aber jetzt hatte sie wohl die Neugierde hergetrieben. Was hatten wir von diesen Bergstämmen nicht alles gehört und gelesen! Selbstmord sollte es sein, sich — zumal mit einer Frau — in ihren Bereich zu wagen. Und die Wirklichkeit? „Bakschisch par shamah" — ein Geschenk für Dich — meint einer mit dem Aussehen Dschingis-Khans und reicht Bobby eine Schale Sauermilch. Ein anderer bringt Eier und ein Dritter ein dürres Hühnchen. Am nächsten Tag schmilzt das Eis vollends. Bobby ging hinunter zu den Behausungen (uns ist das grundsätzlich nicht erlaubt) und verteilt Süßigkeiten an die Kinder und Arzneimittel an die Frauen. Wir bemühen uns inzwischen, von den Männern, die in dichtem Kreis um unsere Zelte sitzen, einige Worte Paschtu, den Dialekt der Bergstämme, zu lernen und die Panshiri versuchen deutsche Worte nachzusprechen. „Mandana bashi" — mögest Du nicht müde werden — klingt immer wieder der charakteristische Gruß der Bergbewohner. Wie müssen wir die Menschen bewundern, die statt harmlosen Gebahrens, statt Hilfsbereitschaft und Gastlichkeit nur finstere Gesichter, blitzende Dolche und mordgierige Gedanken sehen und die trotzdem wagen, in so zivilisationsferne Gegenden vorzustoßen!

Einige Tage später steigen wir wieder bergwärts. Der Galamastan ist es, ein Berg, der nur ein wenig höher als der Dasht-Ribat ist, dafür aber ungleich schwieriger ausschaut. Das Hochtal, durch das unser Weg führt, liegt in der Dämmerung. Die Berge über uns und die Gipfel Nuristans — jenseits des Panshir — aber stehen im Licht der ersten Sonnenstrahlen. „Nuristan — Land des Lichts" nennen die Afghanen dieses Land, seit sie den Kafiren, den Ungläubigen, den Islam aufgezwungen haben. Land des Lichts — es kann für diese sonnendurchleuchtete Bergwelt keine trefflichere Bezeichnung geben, mag die Religion seiner Bewohner sein wie sie will.

Durch ein Firnbecken, dessen Büßerschneeformationen uns den Tagesbeginn recht sauer werden lassen, gewinnen wir in steilem Anstieg den Beginn einer Eiswand. Einige Stufen und die Zwölfzacker helfen uns darüber und wir erreichen einen herrlichen Granitpfeiler, der geradezu klassisch schöne Kletterei bietet. Gegen sein Ende zu wird er allerdings brüchig und lehmig, so daß wir froh sind über die steile, firnbedeckte Eisrinne, in die er mündet und durch die unser Weiterweg führt. An ihrem Ende liegt das Eis hohl auf steilen Felsplatten. Mit äußerster Vorsicht schleichen wir darüber und erreichen den verwächteten Gipfelgrat. Wir sind alle vier begeistert von diesem herrlichen Weg, kaum merken wir, wie die Zeit vergeht. Anfangs ist der Grat noch steil, doch dann legt er sich langsam zurück und über weitausladende Wächten hinweg erreichen wir am späten Nachmittag den höchsten Punkt. Ob wir wohl um ein Biwak herumkommen? Wir haben Glück, beim Abstieg finden wir eine steile Eisrinne, die uns rasch tiefer kommen läßt. Nach ihr stolpern wir abwärts über Büßerschneefelder bis wir eine zweite Rinne erreichen, diesmal breit, geneigt und harmlos. Rasch bringen wir sie hinter uns und auf den ersten Moränenblöcken entledigen wir uns der Steigeisen. Ein randvoller Tag, ein herrlicher Berg liegt hinter uns. Wunschlos glücklich steigen wir in der Nacht noch vollends zu unseren Zelten hinunter.

Unsere ersten Bergabenteuer im fernen Hochgebirge waren damit zu Ende. Nach einem Rasttag wandern wir wieder talwärts. „Bisjor chub" — sehr gut — meinen die Männer, denen wir bei den ersten Bauernhöfen wieder begegnen und deuten bergwärts und die Kinder halten uns große Sträuße herrlich duftender, gelber Blüten entgegen. Einige Tage später, gewissermaßen zum Ausgleich, stehen wir im Tale von Bamian, wohl einem der seltsamsten und schönsten Täler der Erde. Hinter ruinengekrönten Sandbergen auf der einen Talseite stehen die Berge der Koh-i-Baba-Gruppe, auf der anderen Seite ragen riesige rotgelbe Felswände. Dazwischen — durch die weite Wüste, durch die wir gekommen sind, empfinden wir es als besonderen Gegensatz — ein einziger grüner blühender Garten, in dem die Ortschaft Bamian liegt. Die Bewohner Bamians und der Umgegend sind sogenannte Hasarahs, Menschen mongolischer Herkunft. Es sind Nachkommen einer Tausendschaft (hasar = tausend), des berühmt-berüchtigten Mongolenfürsten Dschingis-Khan, die hier ansässig wurden, nachdem ihr Gebieter sich nicht mehr um sie kümmerte. Durch einen für afghanische Verhältnisse geradezu außergewöhnlichen Fleiß, haben es die Hasarah verstanden, einem der ödesten Wüstengebiete Afghanistans Oasen abzuarbeiten. Bamian selbst war vor mehr als 1000 Jahren einer der Mittelpunkte des Buddhismus. Eindrucksvolle Erinnerung daran sind die aus dem Fels gearbeiteten Buddhastatuen, deren höchste 53 m hoch ist. Gestalten, die die Zeitlosigkeit und Erhabenheit des echten Kunstwerkes ausstrahlen.

Einen Tag weit von Bamian entfernt liegen die Seen von Band-i-Amir, inmitten einer bizarren Fels- und Wüstenlandschaft. Unvorstellbar klar und blau ist das Wasser. Am Ufer steht eine uralte halbverfallene Moschee, bewacht von einem weißbärtigen Alten. Ringsherum stehen die Zelte der Nomaden, dazwischen grasen Kamelherden. Die Zeit scheint hier stillgestanden zu sein. Es ist Innerasien, wie man es wohl auch vor 1000 Jahren nicht anders hätte erleben können.

Doch dann lockt uns wieder das Hochgebirge. Wir fahren wieder zurück nach Chuntchu. Mit unseren alten Begleitern und unseren alten Tieren wandern wir wieder den Panshir entlang. Diesmal wollen wir das Tal bis zu seinem Ende in der Gegend des Anjuman-

Passes verfolgen. Die oasenähnlichen Ansiedlungen werden immer seltener, schließlich bleiben die Häuser der seßhaften Bauern ganz zurück und wir betreten das Reich der Nomaden. Es ist die herbe, menschenferne Landschaft Innerasiens, die wir nun erleben, eine Landschaft, die stark an das nepalesisch-tibetische Grenzgebiet erinnert: Weite Steppen, weiße Berge und ein grenzenloser Himmel darüber. Ich erinnere mich an ein Wort Herbert Tichys, der einmal vom „grausamen Himmel Asiens" schrieb. Grausam deshalb, weil man lebenslang Sehnsucht hat, wiederzukommen ...

Unsere Zelte stehen nun unterhalb des Anjuman-Passes, einem der bedeutendsten Pässe des Hindukusch. Auf einem Viertausender und zwei Fünftausendern stehen wir hier, jedoch waren diese Berge nicht Selbstzweck. Sie konnten es nicht sein, angesichts des Berges, den wir bereits von unseren ersten Gipfeln aus der Ferne gesehen hatten und der nun groß und lockend als eine herrliche Pyramide aus Fels und Eis in unserer nächsten Nähe alles überragend stand: Der 6059 m hohe Mörsamir.

Es war nicht viel, was wir von dem Berg in Erfahrung bringen konnten, dem wir nun entgegen wanderten. Durch Herrn Müller hatten wir zum erstenmal von ihm gehört und in den Gesprächen mit ihm verdichtete sich der anfänglich unbestimmte Wunsch zum festen Entschluß. Franzosen, Engländer und Amerikaner sollen ihn schon versucht haben, jedoch ohne Erfolg. Einer der französischen Bergsteiger soll durch Steinschlag den Tod gefunden haben und irgendwo oben im Panshirtal begraben sein, hatte uns der Mir von Kirpetau, der Herr einer der letzten Ansiedlungen oben im Panshirtal, mit vielen anschaulichen Gesten erzählt. Irgendwelche Beweise für die Richtigkeit dieser Angaben haben wir bei unserer Besteigung aber nicht gefunden, ebensowenig Spuren früherer Versuche. Eine blauschwarze Wolkenwand steht am Himmel, Blitze zucken und klatschend fallen die ersten Tropfen, als wir in das Seitental, an dessen Ende der Mörsamir steht, hineinwandern. Wir, das sind vorerst nur Bobby, ich und drei unserer Einheimischen mit ihren Tieren. Unsere beiden Freunde sind mit Habib Rahman, dem intelligentesten unserer Begleiter, hinausgewandert nach Chuntchu, um dort Verpflegung einzukaufen. Unsere vorläufige Trennung und die damit verbundene Verzögerung war ein harter Entschluß, aber es blieb uns keine andere Wahl, denn unsere Vorräte waren nahezu zur Neige gegangen. Sowohl die Bauern als auch die Nomaden brauchten das Wenige, das sie jetzt vor der Ernte noch hatten, für sich selbst. Wir glauben es ihnen, daß es nicht mehr viel ist, denn die Äcker sind winzig klein und die Ernte, die gerade beginnt, ist unvorstellbar karg. Die Kalkulation für unsere Kundfahrt war in erster Linie darauf aufgebaut, größtenteils aus dem Lande zu leben und nur ganz wenige mitgebrachte hochwertige europäische Verpflegung zu verwenden. Unsere Zuversicht, daß dies auch in der Praxis durchzuführen sei, geriet in diesen Tagen etwas ins Wanken. Einmal aßen wir zu viert drei Fladenbrote und drei Eier und das mußte für den ganzen Tag genügen. Ein andermal verstanden wir trotz unserer spärlichen Sprachkenntnisse, wie sich unser Jüngster, der kleine Kosha empörte, daß wir zu acht an einem kleinen zähen Hühnchen knapperten.

Mit jedem Schritt, den wir talauf gingen, war unser Berg gewaltiger und abweisender aus den Schuttströmen des Hochtales gestiegen. Immer noch hofften wir, irgendwo eine schwache Stelle zu entdecken. Schließlich stehen unsere Zelte in einer Höhe von 4000 m und der Mörsamir, der sich aus dunklem Fels und leuchtendem Eis 2000 m über uns erhebt, ist abweisend geblieben. Wir haben ein vorläufiges Hauptlager errichtet und von hier aus unternahmen wir verschiedene Erkundungsvorstöße. Zuerst betrachten wir die Südostwand. Ein gewaltiges Rinnensystem würde eine Durchsteigmöglichkeit bieten, eine Route, die jedoch mit außerordentlichen objektiven Gefahren verbunden wäre. Am Tag darauf steigen wir über riesige Schuttströme, in die kleine Wiesen mit wunderschönen, fremdartigen Blumen eingebettet sind, hinauf in ein gletschererfülltes Hochtal unter der Nordwand des Berges. Das Wetter scheint umzuschlagen, dunkle Wolken jagen über den Himmel und was wir durch Schleier von Schnee und Regen von der Nordwand des Mörsamir sehen, fordert zu einem Vergleich mit den steilsten

Westalpenwänden heraus, nur über 6000 m hoch. Wie wäre es dagegen mit dem Nordostgrat?

Wir sind nicht gerade in der zuversichtlichsten Stimmung, als wir wieder zu unseren Zelten hinunter steigen. Inzwischen sind dort die Freunde eingetroffen. Mit Eiern, Mehl und dem Rest unserer eigenen Vorräte. Um unser Zelt pfeift der Wind, es ist kalt und regnerisch, doch in der Geborgenheit unseres Zeltes fällt uns der Entschluß leicht, den Nordostgrat des Berges zu versuchen. Auch er würde bestimmt kein leichter Weg sein, dieser lange, turmreiche Grat aus Fels und Eis, aber es erschien uns die Route mit den verhältnismäßig geringsten objektiven Gefahren zu sein.

Der 27. Juli war herangekommen und das Wetter war wieder gut geworden. Kalt war die Nacht und Sterne standen über den Bergen, als wir gegen 3 Uhr unsere Zelte verließen. Ein Tag lag vor uns, der einer der reichsten werden sollte, seit wir in die Berge gehen. Wie fast immer, begann er jedoch wenig verheißungsvoll mit schlaftrunkenem Gestolper durch Gletscherbäche und über endlose Moränenblöcke. Die Gipfel standen im ersten Licht, als wir mit klammen Fingern die Steigeisen befestigten und uns ans Seil banden. Wir werden in zwei Seilschaften gehen, Hansl und Theo, Bobby und ich.

Steile Eisrinnen, bald breit, bald eng und zum Teil unterbrochen, streben vor uns aufwärts zu einem markanten Punkt des Nordostgrates, etwa 1000 m unter dem höchsten Gipfel. Spüren wir es, wochenlang in einer Höhe um 3000 m gelebt zu haben, oder treibt uns der Gedanke, heute noch einen weiten Weg zu haben? Jedenfalls gewinnen wir rasch und zügig an Höhe. Die starke Firnauflage, von der das Eis bedeckt ist, und in die wir mühelos Stufen treten können, tut das Ihre. Wir merken es kaum, daß die Rinne mit jedem Meter steiler wird. Am späten Vormittag erreichen wir über die abschließende Wächte den Nordostgrat, genau bei dem erwähnten Punkt, der uns die Richtung wies. Die Eisschneide des Gipfels ist uns zwar beträchtlich näher gerückt, aber zwischen ihrem Anfang und uns stehen wilde Türme aus Fels und Eis, untereinander durch scharfe Eisgrate verbunden. Steil baut sich der Aufschwung des ersten Turmes vor uns auf. Über überraschend festen und griffigen Fels erreichen wir eine beinharte Eiswand. Meter für Meter bleibt unter uns. Stunde um Stunde steigen wir so, in immer verschiedenem Gelände, doch fast immer schwierig. Schließlich stehen wir am Fuß des letzten und mächtigsten Turmes. Schon bei unseren Erkundungstouren hatten wir durch das Fernglas gesehen, daß hier die Entscheidung fallen würde. An eine Überkletterung, das sahen wir auf den ersten Blick, ist nicht zu denken und so beginnen wir zu queren. Anfangs führt uns die Querung durch prächtigen Fels, den wir mühelos hinter uns bringen, doch dann beginnt ein Eisfeld. Es ist Eis übelster Sorte, das wir antreffen. Es ist nur wenige Zentimeter stark, spröde und von Neuschnee bedeckt. Es ist unmöglich, eine Stufe zu schlagen, von einem sicheren Haken ganz zu schweigen. In einer etwas geneigten Einsenkung stehend lasse ich die Gefährtin nachkommen. Ein Haken steckt ganze fünf Zentimeter im Eis, stürzen darf hier keiner. Unser Blick fällt hinab auf den Gletscher, denn unmittelbar unter uns bricht die Nordwand ab. Knappe zwei Seillängen war diese Querung, dann erreichen wir eine Felskanzel an der Nordkante des Turmes. Singend fahren einige Haken in den Fels, die Erde hat uns wieder! Ein Seilquergang ist die einzige Möglichkeit, wieder gangbares Gelände zu erreichen. Hansl beginnt ihn, schlägt Haken, hängt weit im Seilzug und entschwindet schließlich unseren Blicken. Wir folgen ihm auf einen geräumigen Standplatz und stellen fest, daß diese Seillänge den fünften Schwierigkeitsgrad hatte. Über steiles Eis und brüchigen Fels erreichen wir wieder den Grat. Ein eisiger Wind war aufgekommen, aber in unseren Perlonüberanzügen, konnte er uns wenig anhaben. Ein zerbrechlicher Wächtengrat liegt hinter uns und eine steile Firnwand, als wir in einem breiten Sattel stehen und damit am Beginn des Gipfelgrates. Es tut gut, wieder einmal ein paar Quadratmeter mehr unter den Füßen zu haben!

Überraschend steil ist das Eis des Gipfelgrates und vor allem beinhart. Die Berge unserer Umgebung liegen schon tief unter uns. Weit peitscht der Sturm die Eiskristalle,

die unter unseren Pickelschlägen emporsprühen, hinaus und endlich legt sich der Grat zurück. Wenig später, um 18 Uhr 30, gerade als die Berge in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne aufleuchten, betreten wir den Gipfel. Zu viert, gemeinsam, wie wir es uns immer gewünscht hatten!

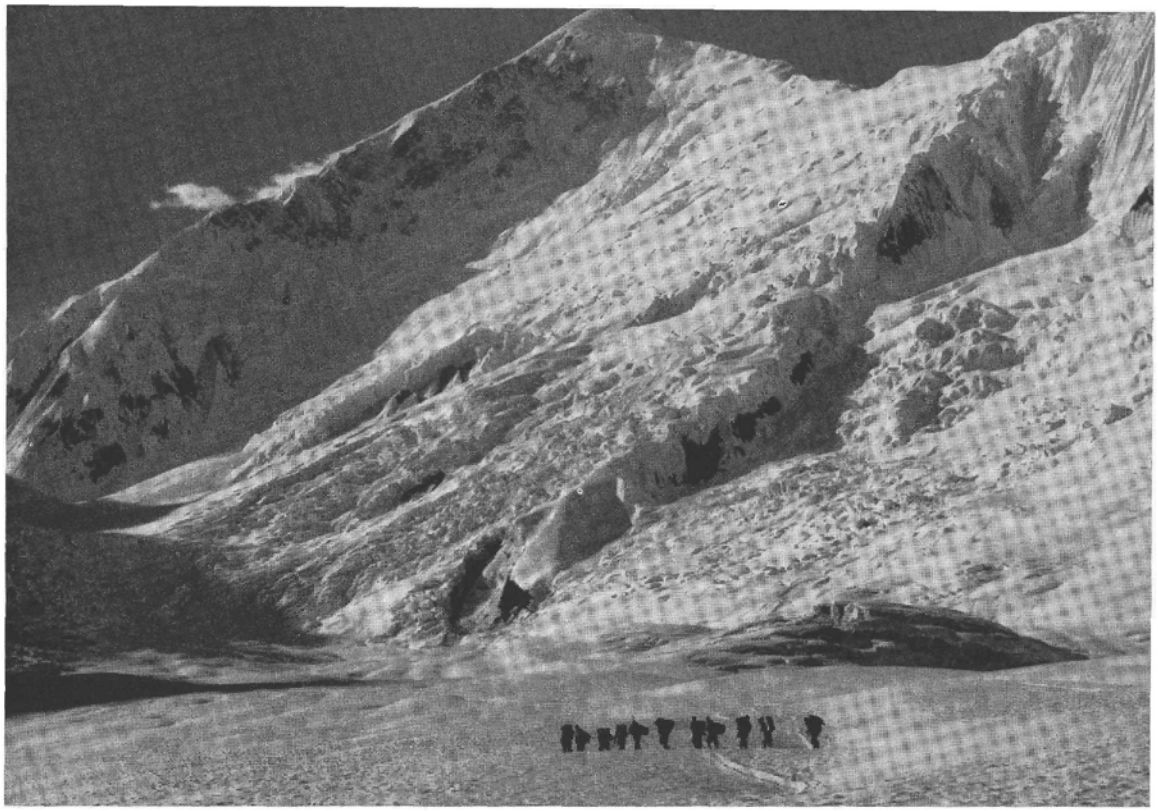
In einer Eismulde kurz unterhalb des höchsten Punktes, verbringen wir die Nacht. Sie war hart und wir hatten vor Kälte noch kaum ein Auge geschlossen, als sie einem noch kälteren Morgen wich. Ein paar Schluck Milch mit Ovomaltine und Traubenzucker, dann machen wir uns an den Abstieg. Schon beim Aufstieg, beim Erreichen des obersten Gipfelgrates, gewannen wir Einblick in das gewaltige Rinnensystem, das die Südostflanke unseres Berges durchzieht. Ein Weg, den wir im Aufstieg nicht gehen wollten, denn hier gibt es alles, was das Leben am Berg gefährlich macht. Doch wie wärs mit dem Abstieg? Der Sturm ist nämlich seit gestern abend gleich geblieben und wenn wir über den Aufstiegsweg hinuntersteigen, dann ist ein zweites Biwak sicher. Es brauchte kein langes Reden und wir entscheiden uns für den schnelleren Abstieg. Die Rinne ist sehr steil und wir gewinnen rasch an Tiefe. Schließlich bricht sie in ungangbaren Wänden ab. Über uns hängt die riesige Gipfelwächte. Doch warum sollte sie das nämliche gute Geschick, das uns diesen Berg geschenkt hat, gerade jetzt abbrechen lassen? Es gelingt uns nach rechts hinauszuqueren auf eine Felsrippe, wo wir etwas geschützt sind. Durch eine blankvereiste Kaminreihe seilen wir uns ab und erreichen eine Sekundärrinne. Von ihr wissen wir — von unseren Erkundungsvorstößen her —, daß sie bis hinunter zum Gletscher zieht. Es ist Nachmittag, als wir ihn aufatmend betreten. Lang ist der Weg über Firnfelder und Moränen hinab zu unseren Zelten. Der „Höchste Gebieter" steht im letzten Licht der Abendsonne, als wir sie erreichen.

Der Ring hat sich geschlossen, eines unserer eindrucksvollsten Bergabenteuer war zu Ende. Nach einigen Tagen wandern wir talwärts. Wir wußten, daß damit der Abschied gekommen war. Noch einmal erlebten wir bei dieser letzten Wanderung die Landschaft Innerasiens in ihrem ganzen unnennbaren Zauber: Weite Steppen, nun schon mit dem langsam gelb werdenden Gras des Herbstes bestanden, und die hohen weißen Berge dahinter, wir werden dieses Land nie mehr vergessen können. „Shaman Aleman — ma Chuntchu", hatte der kleine Kosha gesagt, „ihr geht nach Deutschland — ich bleibe in Chuntchu", und in sein unbewegliches Mongolengesicht war ein Schimmer von Traurigkeit getreten.

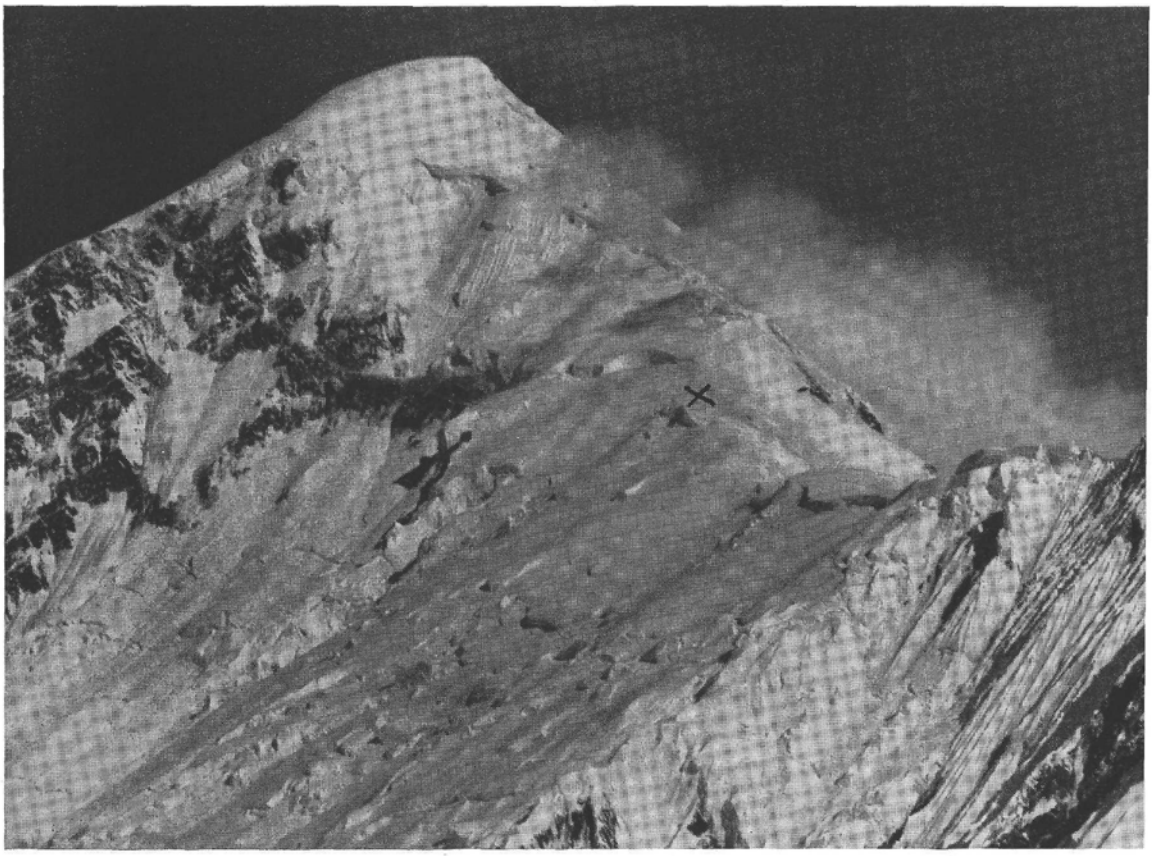
Abschied nahmen wir nun überall, von unseren Freunden in Gulbehar, von unseren Bekannten in Kabul und im Park von Paghman von seiner Hoheit, dem Premierminister, der überraschend gut über unsere Kundfahrt Bescheid wußte.

Schließlich war der Tag herangekommen, von dem wir wußten, daß es unser letzter in Afghanistan sein würde. Zum letztenmal rochen wir den Rauch der Kameldornfeuer, zum letztenmal standen für uns schwarze Nomadenzelte gegen den rotglühenden Abendhimmel der Wüste, zum letztenmal klang ein langgezogenes „burro bachai" — fahrt mit Gott —, dann rollten wir durch die sternklare Nacht der persischen Grenze entgegen.

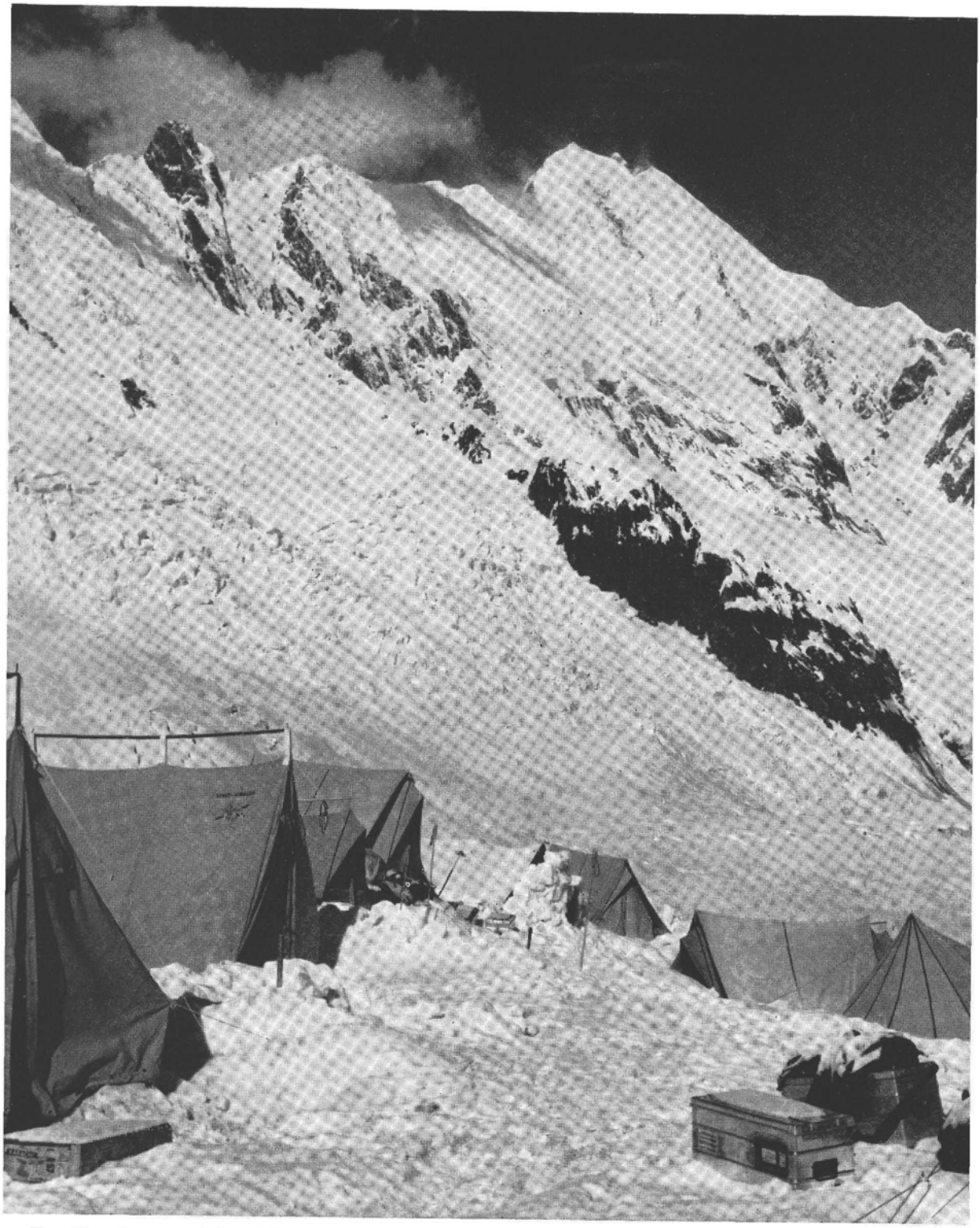
Anschrift des Verfassers: Harald Biller, Nürnberg, Äußere-Wilhelm-Spät-Str. 67



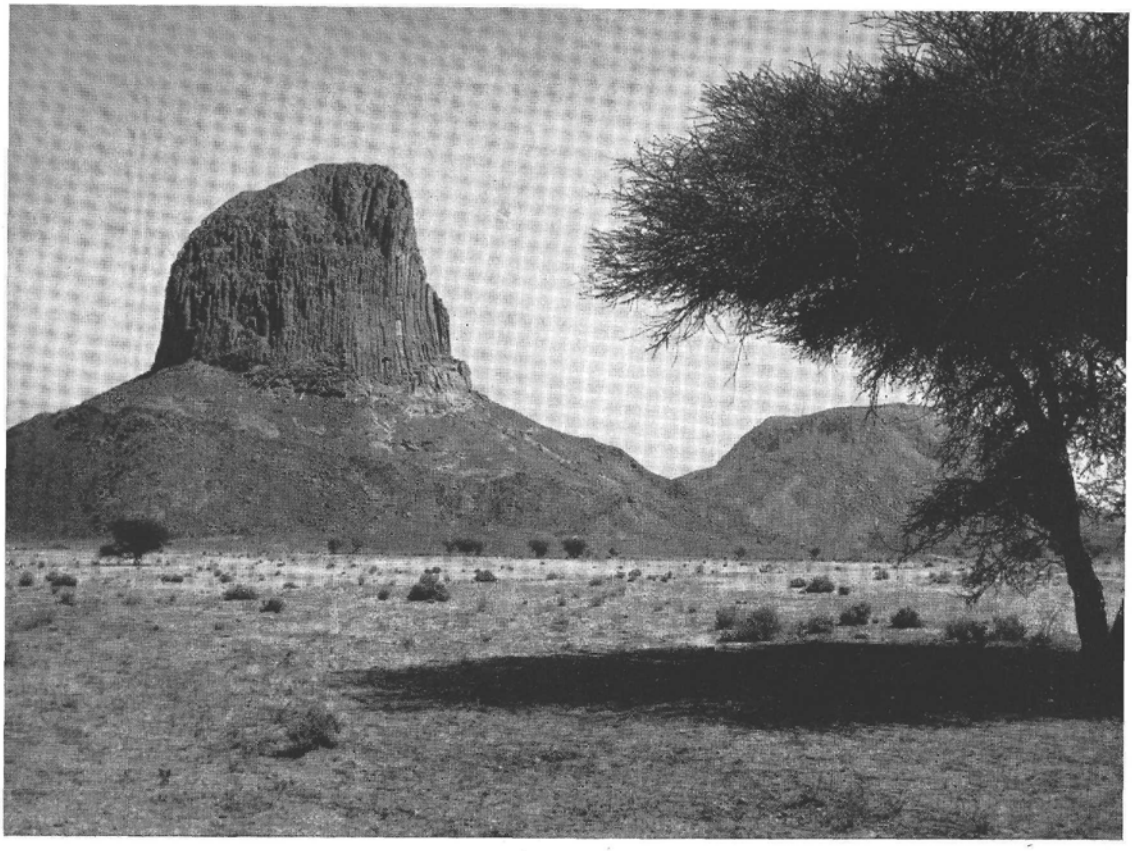
a) Anmarsch zum Hauptlager auf dem Minapin-Gletscher. Im Hintergrund der Diran, 7266 m
(Aufn. Deutsche Karakorum-Expedition)



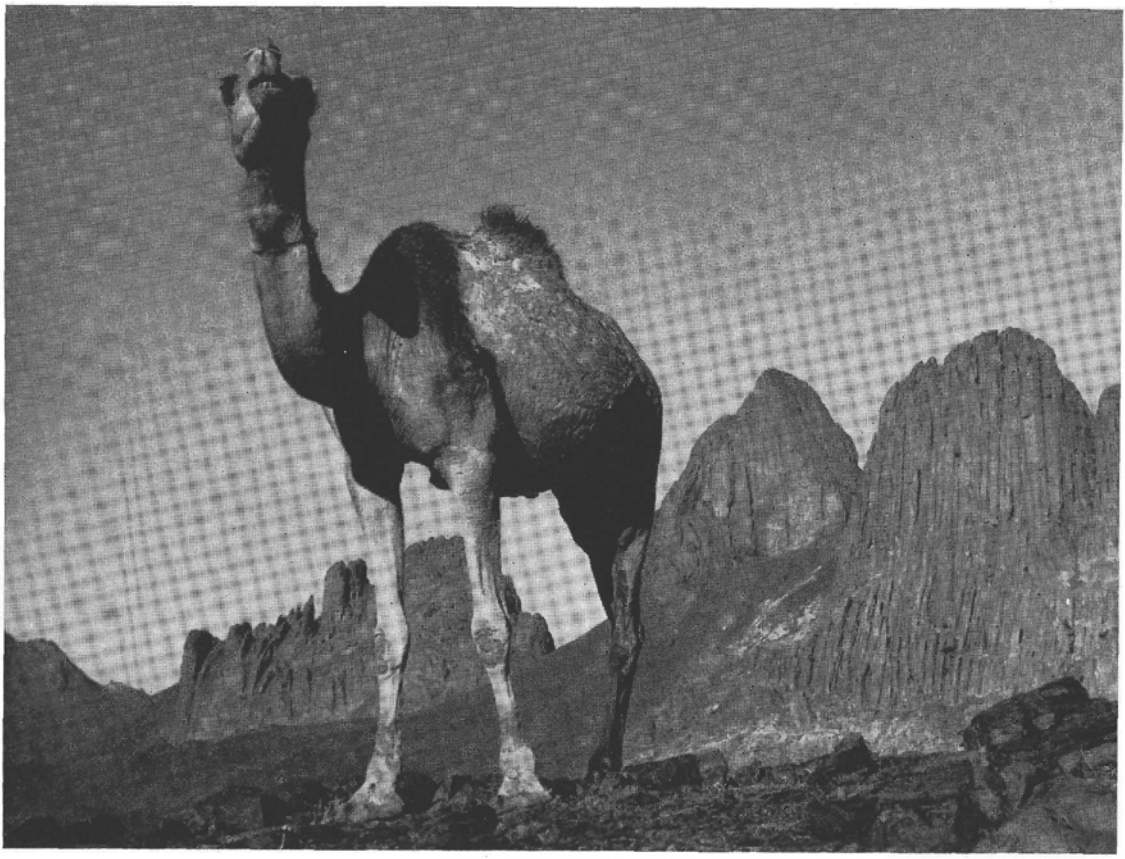
b) Der Gipfelaufbau des Diran, × Lager III. Links die obere Hälfte der Anstiegsflanke
(Aufn. Deutsche Karakorum-Expedition)



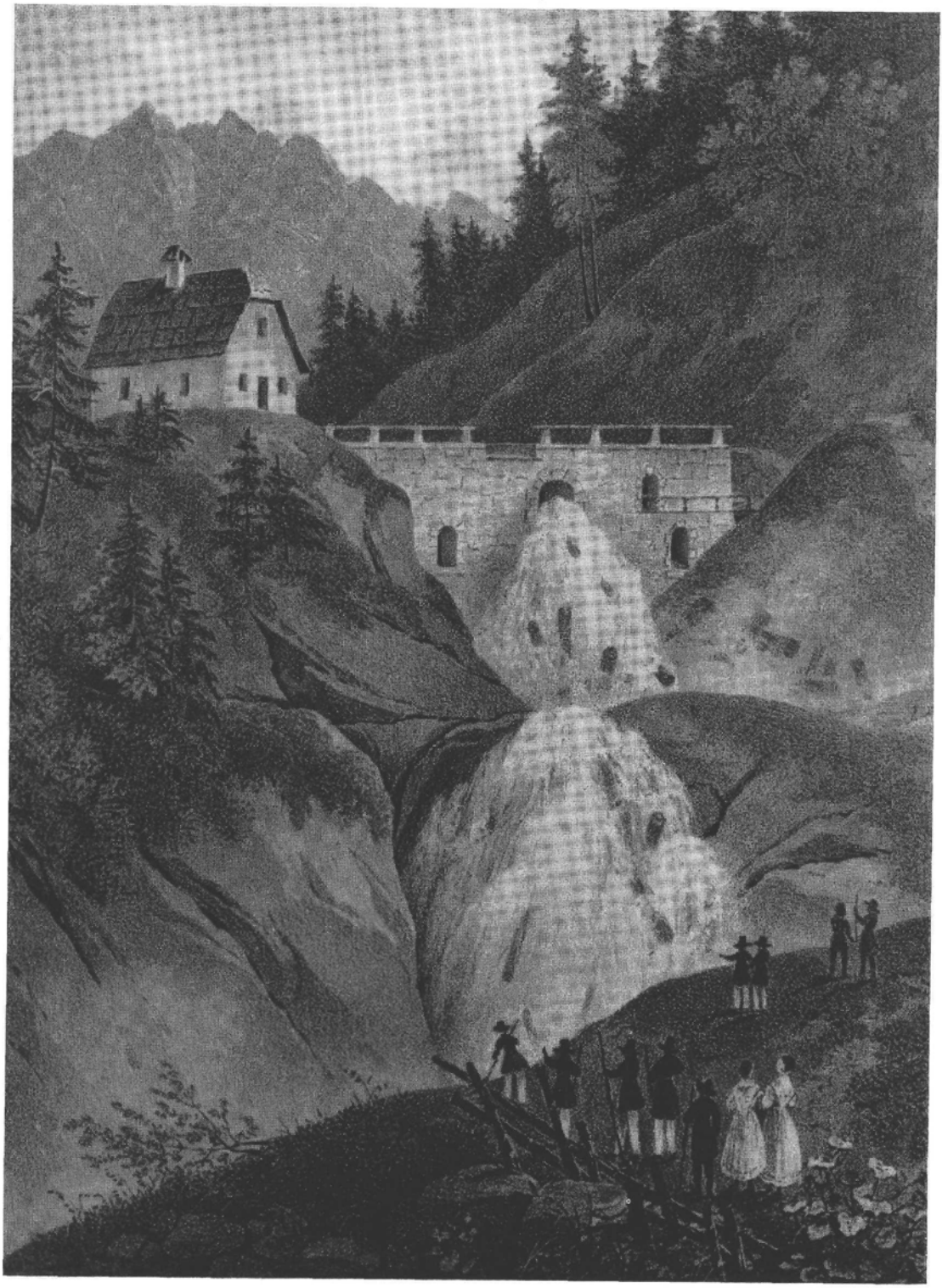
Das Hauptlager auf dem Minapin-Gletscher. Im Hintergrund der Rakaposhi, 7788 m
(Aufn. Deutsche Karakorum-Expedition



a) Der Iharen, ein Felsturm nördlich der Oase Tamanrasset (Aufn. M. Schmuck)



b) Tezouai-Gruppe im Atakor, Zentral-Hoggar (Aufn. M. Schmuck)



Chorinsky-Klause bei Ischl (Nach einem Original von J. Leutner)

# Hoggar, Bergland in der Sahara

Von Marcus Schmuck

(Mit 2 Bildern, Tafel XV)

Es mag vorerst ungewöhnlich erscheinen, eine Bergkundfahrt in den schwarzen Erdteil zu führen, noch dazu mitten hinein in die Sonnenglut der Wüste Sahara. Und das nach zwei „eisigen" Expeditionen, in die Arktis und ins Karakorum. Allerdings muß ich da vorausschicken, daß ich schon eine Ahnung von den afrikanischen Verhältnissen hatte, die ich mir vor nunmehr 10 Jahren anläßlich einer Bergfahrt in den Hohen Atlas, erwarb. Wie es dann der Zufall wollte, traf ich Bergfreunde, die unlängst im Atlasgebiet waren und mich auf die Idee brachten, die zum Teil unerstiegenen Hoggarberge in der Zentral-Sahara zu besuchen. Vor allem hatte es mir der eigenartige Charakter dieser Wüstenberge angetan, soviel ich eben damals davon wußte. Hauptsächlich danke ich dem französischen Alpenclub und der Schweizer Stiftung für alpine Forschung exaktere Angaben, Karten, Skizzen und andere notwendige Unterlagen. Da das französische Algier zum Zeitpunkt der Expedition nicht gerade friedliche Auseinandersetzungen mit den Einheimischen hatte, wurde auch jeder harmlos Einreisende mit großem Mißtrauen behandelt. Aus dem erfolgte eine ungute Verzögerung unserer Fahrt, die Sondergenehmigung zur Einreise wurde so spät erteilt, daß es jahreszeitlich nicht mehr günstig war, ein Unternehmen in die zentrale Sahara zu starten. Dies sollten wir dann auch sehr zu spüren bekommen, als wir die spärlichen Wasserreste, wenn überhaupt, aus der letzten Regenzeit (Oktober—November) fanden.

Am 27. Februar 1959 starteten wir, insgesamt fünf Teilnehmer, mit einem vollkommen überladenen VW-Bus von Salzburg. Die erste Reiseetappe bis Tunis erfolgte klaglos, doch dort ereilte uns bereits ein Mißgeschick. Wir saßen in Tunis wie in einer Mausefalle gefangen; man ließ uns zwar ohne weiteres einreisen, verweigerte uns aber die Ausreise nach Algerien. Nach endlosem Hin und Her, Versprechungen und Hinhalten entschlossen wir uns zu dem einzig möglichen Weiterweg: den langen Anmarschweg durch ganz Italien zurückzufahren, um dann von Frankreich aus Algier zu erreichen. Es war nun nicht allein eine Frage der Zeit, unser Jahresurlaub wurde dafür verwendet, es kostete einen unvorhergesehenen Mehraufwand an Geld. Unsere Kundfahrt nannte sich „Saharabergkundfahrt des Edelweißklub Salzburg", die wir mit Unterstützung des Österr. Alpenvereins, besonders der Sektionen Oberpinzgau und Salzburg auf die Beine bringen konnten. Waren bei diesem Zeitaufwand die zusätzlichen Kosten, die unser Budget weit überschritten, noch zu verantworten? Konnte es nicht durch weitere Mißgeschicke geschehen, daß wir gerade rechtzeitig zur Umkehr in unser Berggebiet kamen? Der Entschluß war bald gefaßt, die Zweifel zerstreut. Wir mußten einfach weiterhin auf dem Weg bleiben, sonst wäre ja all die Arbeit bis jetzt — und die Vorarbeiten nehmen bekanntlich nicht weniger Kraft und Zeit in Anspruch als die Fahrt selbst — vergeblich gewesen.

Vertrauend auf ein besseres Glück weiterhin brachen wir endlich am 18. März mit 20 Tagen Verspätung von Algier auf. Algier selbst zeigte sich nicht sehr einladend und verlockte nicht zu längerem Verweilen als unbedingt nötig. Wir standen plötzlich mitten im Krieg: Stacheldrahtverhaue, bis an die Zähne bewaffnete Soldaten und Straßensperren erweckten auch bei friedlich Reisenden ein eigentümliches, ungutes Gefühl. Bei den vielen Straßensperren unterzog man uns anfangs immer einer gewissenhaften Kontrolle, wobei sich oft recht interessante Gespräche — wenn auch betrüblichen Inhalts — mit den Legionären ergaben.

Fast ohne Unterbrechung fuhren wir unserem Ziele entgegen, über Djelfa und die Oase Ghardaia erreichten wir nach 450 km das Fort Hassi Fahl. Wir hatten nicht viele Begegnungen auf der Piste. Vereinzelt Tankfahrzeuge, die nach den Bohrstellen in der Wüste fuhren und einige nomadisierende Araber, die mit ihren Kamelen dem Wasser nachzogen, kreuzten unseren Weg. Leider konnten wir die Nachtstunden nicht zur Fahrt benützen, es verbot eine Verkehrsbeschränkung jeglichen zivilen Verkehr auf der Piste während der Nachtstunden. Aus Sicherheitsgründen durften wir auch nicht wagen, dieses Verbot zu umgehen, man hätte unweigerlich auf uns geschossen.

Ein strahlender Sonnenaufgang läßt wenigstens für einige Minuten die Trostlosigkeit der endlosen Wüste vergessen. Dann brennt die Sonne wieder unbarmherzig auf uns und wir plagen uns redlich auf der nicht mehr einwandfreien Straße, wenigstens den ärgsten Schlaglöchern auszuweichen. Oft ist dies nicht mehr möglich, denn diese Schlaglöcher sind heimtückisch getarnt: vollgeweht mit dem leichten Wüstensand, erkennt man sie erst, wenn es zu spät ist. In der Oase El Golea erregen wir, besonders bei den Kindern, mit unserem hochbepackten Bus ziemliches Aufsehen. Hier tanken wir, wie üblich, nicht ohne Schwierigkeiten, unser Fahrzeug auf.

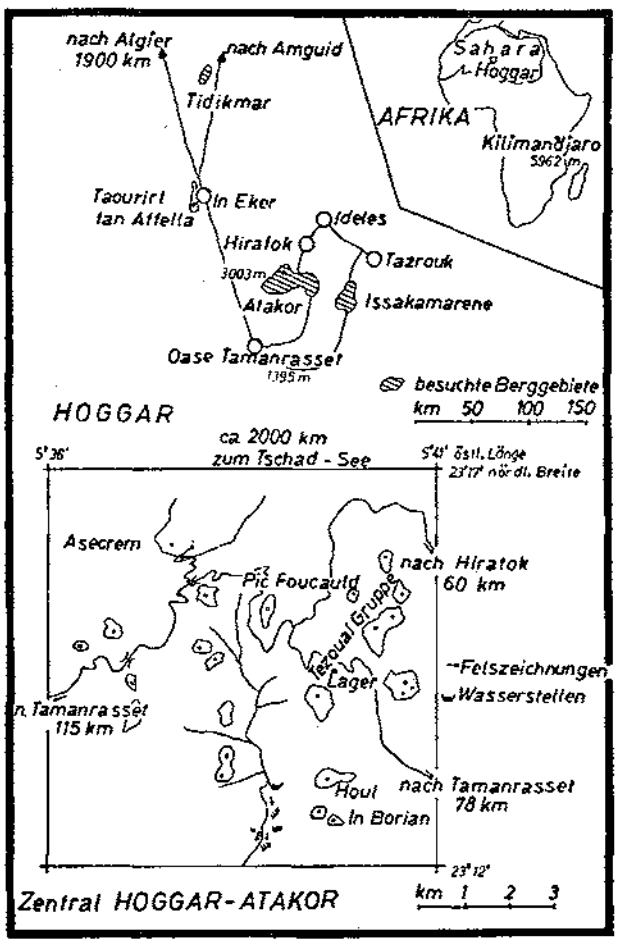
Bei der Weiterfahrt erkennen wir, daß sich die Wüste nicht allein durch Hitze, Sand und Trockenheit bemerkbar macht. Im März beginnen bereits die Wüstenwinde und wir bekamen einen Vorgeschmack davon. Das ganze Land lag unter einem dichten Nebelschleier, alles wurde von dem feinen Flugsand verdüstert, der sich in jede Fuge und Ritze hineinschleicht. Kaum daß wir die Kameras schützen können, der ganze Körper ist voll Sand und der knirschende Sand zwischen den Zähnen vermindert keinesfalls das Durstgefühl. Die Konturen nehmen wir verwischt und verschwommen wahr, es umgibt uns eine trübe, einsame Düsterkeit. Und immer wieder die Frage nach Wasser. Dornige, harte Distelstauden stehen im Sand und sie können sicher nicht allein vom nächtlichen Tau existieren. Es müßte hier aber auch annähernd überall Wasser geben, denn wovon sollten die Gewächse ihr Dasein fristen. Angeblich gehen ihre Wurzeln bis zu 80 m in die Tiefe und ziehen sich kilometerweit hin, um die Feuchtigkeit aus dem Boden zu ziehen.

Eine vollkommen ebene Hochfläche, das Plateau du Tademait erstreckt sich über 350 km. Es liegt zirka 300 m höher als die umliegende Landschaft. Charakteristisch für dieses Plateau ist das scharfe, spitze Lavagestein, der reinste Reifentod. Herumliegende, zerrissene Reifen zeugen eindeutig für die reifenmordende Piste. Dem Süden zu wird die Hochfläche wild zerklüftet und tiefe Schluchten tun sich auf. Gar weit konnte es bis zur Oase In Salah nicht mehr sein, doch unser angespanntes Ausschauen war vergeblich. Der dichte, alles umhüllende Sandschleier läßt nichts erkennen. Ganz weit draußen ist tiefste Nacht, dort tobt ein Sandsturm. Und nun beginnt auch der Motor zu stöhnen, spuckt und erfängt sich wieder. So stottern wir die 100 km zur Oase In Salah, die beinahe im Sand versinkt. Wir sitzen fest und es gelingt nur mit fremder Hilfe, uns aus den Sandmassen zu befreien.

Endlich, im Schutze des Wüstenforts, konnten wir unseren Durst löschen — mit schalem, salzhältigem Wasser! Wir verbrachten eine ungemütliche Nacht unter der Mauer des Forts, über die ständig die Sandfahnen hereinwehten. Als auch unsere Kocher unbrauchbar wurden und der feine Flugsand die Fahrzeugüberholung unmöglich machte, verließen wir fluchtartig diese sehr unfreundliche Oase. Aufgetankt mit dem schlechten Wasser mußten wir uns auch noch mit Benzin für die nächsten 720 km versorgen, da einfach nicht herauszubekommen war, ob es im folgenden Stützpunkt, im Fort Arak Benzin gibt. In der brennend heißen Sonnenglut wurde nun unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt. Eine Wasserstelle nach der anderen war versiegt, es befand sich kein Tropfen Wasser drinnen, und so griffen wir immer wieder zu dem brakigen Wasser. Schlaglöcher und Verwehungen erschwerten das Fortkommen sehr. Meistens kamen wir mit etwas Schwung gerade noch durch und doch steckten wir dann wieder hilflos im Sand fest. Es war dann Schwerstarbeit, bei den Siedetemperaturen die unförmigen Packen abzuladen, um sie vorzutragen und auf das flottgemachte Fahrzeug aufzuladen. Die sich

ständig verschlechternde Piste zwang uns ein gemäßigtes Tempo auf, bis wir schließlich nur mehr mit 10 bis 15 Stundenkilometern dahinzockelten. Es herrschte keine Hochstimmung im Wagen und wir freuten uns sehr, wenn wir wieder ein gutes Stück geschafft hatten.

Unsere Mühen wurden reichlich belohnt. In der nächsten Station, dem Fort Arak, gab es das beste Wasser. Tief in einer Schlucht, umgeben von steilaufragenden Felsen, lag ein kleiner Teich. Sogar etwas Grün war zu sehen. Noch aber waren wir nicht am Ende der Welt und es gab auch hier noch Dinge, die man groß mit „Zivilisation" betitelte. Nichts durfte dem Kontrollbuch des Chefs vorenthalten werden. Genaueste Eintragungen bestätigten die amtliche Registrierung und somit stand unserer Weiterfahrt nichts mehr im Wege.




Vom Fort Arak weg hatten wir keine Begegnungen mehr. Als wir uns damit abfanden, die einzigen in dieser Einöde zu sein, stand plötzlich ein einsamer Wanderer vor uns. Wie hier üblich, mit dem Wassersack aus Ziegenfell umgehängt, winkte er uns freundlich zu. Unsere Frage nach dem Weiterweg wurde mit „la route bonne" beantwortet, während seine Fragen den Zigaretten galten. Wir gaben ihm von der guten „Austria 3", die wir für solche Zwecke mitführten. Diese Begegnung beeindruckte uns doch einigermaßen, schließlich war es der erste Tuareg, den wir in seinem Land antrafen.

Die Hoggarpiste führte weiter durch eine Schlucht, ständig ansteigend bis zu einer Höhe von 1300 m. Auch hier ist die Enttäuschung über die diversen Wasserstellen groß, es fand sich nirgends nur ein kleinster Rest von Wasser! Neben der Piste lagen kleine Steinhügel, sie bedecken die sterblichen Überreste der dort Umgekommenen, um Schutz gegen die Aasgeier zu geben. Da entdeckten wir einen Steinblock mit Inschriften, und es mutete eigentümlich an in einer Gegend, wo beinahe alles auf Sterben hindeutet, Anzeichen menschlichen Lebens zu finden. Auch der Wüstenwegweiser, auf den wir bald stießen, vermochte die Trostlosigkeit der Landschaft nicht zu mildern.

Nach unseren Berechnungen müßten wir uns schon knapp vor dem Wüstenfort In Eker befinden. Da wurde die aufsteigende Unsicherheit bereits zerstreut: die Zinnen des Forts stechen vor uns aus dem Sand heraus. Einige stachelige Sträucher lassen uns auf Wasser hoffen, ansonsten macht das Fort einen verlassenen Eindruck, es herrschte eine tiefe Stille. Es gab ein herrliches, frisches Wasser und wir ließen uns richtig vollaufen. Es dauerte nicht lange, begann es sich um uns zu rühren: zwei Araberjungen verfolgten argwöhnisch jeden Handgriff. Wir mußten sogar unser Essen unter den Augen dieser strengen Wache einnehmen. Erst als es dunkel war, erkannten wir ihre Absicht: weggeworfene Dosen, Plastiksäcke, Zwetschkenkerne usw. hatten ihr Interesse erweckt und bald verschwanden sie mit ihrer Beute.

Hier verließen wir die Hoggarpiste, wir hatten noch eine Strecke von 150 km zurückzulegen, um an unser Ziel, zum Garet el Djenoun (2275 m) zu gelangen. Noch hatten wir keine Ahnung, welche Straßenverhältnisse wir antreffen würden. Nach sechs Fahrtagen befanden wir uns also zirka 1900 km südlich Algier und wir konnten behaupten, schon einige Erfahrung mit der Wüste zu haben. Angefangen von der ständigen Wassersorge, der unerträglichen Sonnenhitze tagsüber und den eisigen Nächten blieb uns auf dieser Fahrt nichts geschenkt.

110 km hatten wir hinter uns, als uns das Schicksal ereilte. Wir konnten nicht mehr weiter. Alles zusammen, die Weglosigkeit, das Klima zwang uns nun zur Abänderung des Programms. Wir wandten uns dem Nord-Westlichen-Hoggar, dem Tidikmar-Massiv zu.

Im Schatten der 200—500 m hohen Basalttürme schlugen wir das Lager auf. Nun gab es kein Halten mehr. Hans Egger und Otto Wintersteller machten sich bereits um 4 Uhr morgens auf den Weg. Sie erstiegen den 500 m hohen Tidikmar-Nordturm (insges. 1530 m), den sie über seine Nordkante in ausgesetzter Kletterei erreichten. Wir drei anderen, Albert Morokutti, Lois Schwaiger und ich wandten uns dem Südwestturm (1250 m), dem Hauptgipfel (1567 m) und den zwei Westgipfeln (1490 m, 1500 m) zu. Wir gewannen die Erkenntnis sehr bald, daß wir hier die Schwierigkeiten unterschätzt hatten. Es war kaum ein Griff auf den runden, vollkommen glatten Wülsten, kaum ein Riß um einen Haken anzubringen. Riesige Blöcke klebten an der Wand, und kaum vermeinte man einen Halt zu haben, war der ganze Block in Bewegung. Und dies bei einer Temperatur von 55 Grad Celsius und ausdörrender Lufttrockenheit. Ich glaube, wir bekamen alle einen Begriff davon, wie einem zu Mute ist, einem Hitzschlag nahe zu sein! Der Abstieg war eine einzige Flucht vor der Sonne. Ziemlich am Ende unserer Kräfte schleppten wir uns von einem Schattenfleckchen zum anderen. Aus diesem ersten Tourentag zogen wir die Lehre, in Zukunft die heißeste Zeit zu meiden und schon nächstens den Aufstieg zu beginnen.

Als nächstes nahmen wir das Taourirt tan Affella Massiv nordwestlich von In Eker in Angriff. Wir zogen nun in zwei Gruppen los, um so einen möglichst großen Einblick in das ganze Gebiet zu bekommen. Steil strebten die Berge aus der Sandfläche empor, kahl und vegetationslos. Noch bei Mondenschein stiegen wir über die fast senkrechten Platten auf. Für die geschlossenen Plattenfluchten reichte das 40-m-Seil nicht mehr aus und es nahm viel Zeit in Anspruch, einzeln über die Platten zu kommen.

Am letzten Aufbau des glatten Hauptgipfels (2079 m) stach uns sofort eine Eigenart des Gesteins ins Auge: Weißleuchtende Adern durchzogen den Fels. Das mußten wir uns unbedingt genauer ansehen, ein Band funkelnder, glitzernder Spitzen quer durch

den Gipfelaufbau. Berichte von früheren Diamantenfunden, die Härte des Gesteins nach Prüfung mit den Kletterhämmern und vielleicht auch ein kleiner Wunsch des Unterbewußtseins veranlaßten Otto zu dem Freudenschrei: Hart sind's wie Diamanten! Im stillen Einvernehmen ließ unsere Eile etwas nach. Bald füllten die kostbaren Steine sämtliche Taschen, daß es uns beinahe das Gewand vom Leibe zog. Erst der aufsteigende feurige Ball der Sonne weit draußen hinter dem Dünenmeer brachte uns zur Besinnung; es war höchste Zeit, den Aufstieg fortzusetzen.

Bereits um 9 Uhr wehte unsere Flagge vom Hauptgipfel. Da erkannten wir die Kameraden am Grat der östlichen Gipfel (1970 m, 1990 m), die auch nicht müßig waren. Die ärgste Hitze überstanden wir diesmal wieder beim Wagen.

Noch hatten wir zwei Gebiete vor uns, als nächstes das Zentrale Hoggar. In unserem Programm waren insgesamt vier Berggebiete vorgesehen, die eine umfassende Übersicht des sich 400 km hinziehenden Hoggargebirges geben sollten. Vorerst mußten wir zur Oase Tamanrasset, da sich von dort aus die beste Möglichkeit bietet ins zentrale Hoggar zu gelangen.

In Tamanrasset (1395 m) befindet sich der Sitz der Saharaverwaltung, es liegt mehr als 2000 km südlich von Algier. Den Ort bewohnen 600 Franzosen, wovon 300 auch den Sommer dort verbringen. Außerdem etwa 7000 Eingeborene — Araber und Tuareg —, die in einem nicht gerade guten Einvernehmen nebeneinander leben. Einen durchgreifenden Erfolg hatte unser Besuch beim Chef des Territoriums. Ausgerüstet mit Sandgittern (als Reifenunterlage) und vor allem einer wertvollen Karte vom Atakor, Zentralhoggar (1 : 200.000) befanden wir uns auf der Weiterfahrt über eine Hochfläche (zirka 1400 m). Knapp hinter der Oase sichteten wir die ersten Felstürme, den Iharen, Tindi und Adaouda. Vor uns lagen noch an die 100 km. Ständig stieg nun die Piste an, manchmal war die Steigung so groß, daß wir schleunigst vom Wagen sprangen und anschoben, um einen ungewollten Aufenthalt zu vermeiden. Die Hochfläche entsprach nunmehr einer Art Hochweide. Sträucher und Gestrüpp wurden von niedriger Vegetation abgelöst. Es ist kaum zu glauben, daß auf diesem Plateau von zirka 2000—2300 m Blumen existieren. Tuaregs zogen mit Kamelen und Ziegen ihres Weges und auch sonst war diese Gegend nicht gänzlich ausgestorben. Plötzlich setzte mit einem eleganten Sprung eine Gazelle über einen Strauch oder ein Mufflon löste mit flüchtigem Schritt Gestein. Dies sind die kleinen Unterbrechungen in der großen Stille der Wüste.

Nach einer guten Halbtagsfahrt befanden wir uns im Zentrum der Atakorberge. Berge und Felstürme lagen verlockend vor uns, doch nur drei Tage dürfen wir diesem Gebiet widmen. Wir mußten uns wieder trennen. Während ich mein Lager an der Südwand des südlichen Tezouaiturmes aufschlug, zogen die Kameraden an die 30 km weiter zum Ilamane. Zwischendurch wurde Albert abgeladen, um alten Inschriften und Felszeichnungen nachzugehen.

## Atakorberge

Unter den funkelnden Sternen eines klaren Nachthimmels stieg ich über wegloses Geröll zur Scharte zwischen den beiden Tezouaitürmen und weiter über den Ostgrat auf den südlichen Tezouaiturm (Denachet, 2690 m). Abermals brach ein völlig wolkenloser Tag an. Die ersten Sonnenstrahlen begrüßten mich am Gipfel dieses Turmes. Das frühe Gipfelleuchten brachte wieder die alte, gewohnte Ruhe über mich. Endlich war es so weit, unsere Kundfahrt lief auf vollen Touren.

Markant erstrahlte im Westen der Ilamane (2823 m). Otto Wintersteller und Hans Egger waren jetzt bestimmt ganz in ihrem Element, als sie auf der neuen Route der Südwand über 500 m schwerste Kletterei dem Gipfel zustrebten. Da das Atakor der bekannteste Abschnitt des Hoggars ist, hat man sich von den leichteren Aufstiegen abgewandt und man sucht nun in schwierigeren Durchstiegen die Höhe. Anders war dies noch in den schwer zugänglichen Gebieten des Tidikmar- und Taourirt tan Affella-Massivs, die bergsteigerisch nicht erschlossen waren.

Hans und Otto gewöhnten sich rasch an das brüchige Basaltgestein, nichts hielt ihr Emporstreben auf. Selbst ein angriffslustiger Falke, der sein Nest bedroht sah, konnte ihren Schwung nicht hemmen. Nach der glücklichen Erstdurchsteigung der Südwand kamen sie mit Freuden ihren Gipfelpflichten nach. Die schönste Belohnung für den gefahrvollen Aufstieg erhielten sie am Gipfel selbst; auf dem wenige Quadratmeter großen Gipfelplateau grüßten aus dem kahlen Fels leuchtend rote Blüten.

Weiter rechts im Norden erhob sich wuchtig und alle anderen Berge überragend der 3003 m hohe Tahat. Es ist der Höchste im Hoggar, Lois Schwaiger hatte diesen einzigen Dreitausender in Angriff genommen. Allein stand er auf dem Gipfel. Er brachte wertvolle Skizzen mit und konnte ein einwandfreies Panorama aufnehmen.

Da es noch früh am Tage war, konnte ich der Verlockung der umliegenden Türme und Grate nicht widerstehen. Allein die sengende Sonne zwang mich in den Schatten des Zeltes. Gestärkt nach einer ausgiebigen Mittagsrast, erstieg ich am späten Nachmittag den 2530 m hohen Effabet, südlich des Lagers. Überraschenderweise fand ich dann Albert bei meinem Zelt vor. Er war in Sorge um mich herbeigekommen und berichtete von Inschriften-Funden; Felszeichnungen hatte er noch kaum zu Gesicht bekommen.

Auf diesen schönen und so erfolgreichen Tag kam eine bitterkalte Nacht. Albert zog es vor, die Nacht bei mir zu verbringen, und so mußte ich meine Schlafsachen teilen. Schlotternd und bebend vor Kälte erwarteten wir mit Sehnsucht die Sonne. Anläßlich des Besuches bei der Eremitage Asekrem erstiegen Albert und ich südlich davon einen 2720 m hohen Berg. Den ganzen Tag über beherrschte mich ein etwas banges Gefühl, schließlich war es keine Kleinigkeit in dieser Abgeschiedenheit Berge zu besteigen. Um so froher war ich am Abend, als die Kameraden sehr müde, doch wohlbehalten anlangten. Begreiflicherweise war die Frage nach Wasser äußerst akut. Auf der Suche danach fanden wir eine kleine Militärstation, deren Insassen von unserem Hiersein Kenntnis hatten. Während unserer Abwesenheit wurden unsere Zelte besucht. Diese Begegnung war sehr wertvoll. Abgesehen von einem Stück Mufflonfleisch, erhielten wir eine Menge Informationen über die alten Schriftzeichen und Zeichnungen auf den Felsplatten. Es fand sich sogar jemand, der die Zeichen erklären konnte.

Mit Lois stand ich am nächsten Tag auf dem 2700 m hohen Houl, den In Borian Türmen nördlich vorgelagert. Wir befanden uns mitten in einem Blumenparadies, die prächtigsten Farben leuchteten zwischen den Steinen hervor. Wir entdeckten auch eine Zeichnung, sie schien neueren Datums zu sein und sollte ein Pferd oder Mufflon darstellen.

Anschließend wandten wir uns den In Boriantürmen zu. Wir wurden sowohl in der östlichen, wie in der westlichen Gruppe abgewiesen. Wir zogen uns mit der Erkenntnis zurück, daß es auch hier beinahe „Unnahbare" gab. Zum Ausgleich dafür und mit nicht geringen Schwierigkeiten am Nord- und Westgrat glückte uns der 2560 m hohe Pic In Emery.

Hans und Otto, die sich als die „Extremen" unserer Gruppe bewiesen, erstiegen durch die 400 m hohe Westwand den Tezouai-Hauptgipfel (Timan, 2720 m). Der äußerst schwierige Fels mit dem brüchigen Gestein stand der Klaman-Südwand keinesfalls nach. Am späten Nachmittag, bei erträglicher Temperatur nahmen sie noch den 2610 m hohen Pic Foucauld in Angriff. Über die senkrechte Westwand des 200 m hohen Felsfingers einsteigend, gelangten sie spiralenförmig um den Turm zum Gipfel. Wir erreichten gerade das Lager, als der Schatten dieses Felsturmes auf unser Zelt fiel. Im selben Augenblick sahen wir die beiden im goldenen Schein des Gegenlichtes auf dem Gipfel. Während sich die Schatten ausdehnten und das Land verdunkelten, seilten sie sich über die mauerglatten Wände ab.

Hans und Otto wollten es nicht wahr haben, daß man mit den In Boriantürmen nicht fertig werden konnte. Sie nützten den folgenden Tag, um sich diese abweisenden Türme zu erobern; Albert, Lois und ich gingen im Tal In Emery den Spuren alter Kulturen nach. Während unser „kulturelles" Unternehmen erfolgreich war, mußten sich die beiden Stürmer eines besseren belehren lassen. Auch ihnen waren die In Boriantürme nicht geneigt.

Bei einer Wasserstelle fand ein lebhaftes Zusammentreffen mit Einheimischen statt. Es kostete allerdings einen gehörigen Aufwand an Überredungskünsten, die Schönen zu bewegen, sich fotografieren zu lassen. Hier gewannen wir einen guten Einblick in das Leben dieser Naturmenschen.

Nach einer klirrend kalten Nacht verließen wir das Tezouai-Lager in Richtung Norden mit dem Ziel Hirafok, eine Tuaregsiedlung am Nordrand der Atakorberge. Ein kleines Weglein, kaum noch als solches anzusprechen, führte durch tiefe Wadis und steile Übergänge, vorbei an Tafelbergen und eigenartigen Felsschichtungen, wildzerklüfteten Kammbildungen und Felsterrassen. Allmählich verließen wir die Berge und fuhren in dem flacheren Vorland. Wir waren nicht wenig überrascht, ein regelrechtes, natürliches Schwimmbecken vorzufinden, am Rande blühender Oleander. Ein Paradiesgarten mitten in der Wüste. Ganze zwei Stunden genossen wir dieses herrliche Fleckchen; wir mußten uns gewaltsam losreißen, um weiterzukommen. Nicht lange hielt die Frische und das saubere Gefühl an, bald waren wir wieder ein Opfer des feinen Wüstensandes.

Am späten Nachmittag erreichten wir die Senke Hirafok, die immerhin noch 1517 m hoch liegt. Wir konnten es kaum glauben, aber hier gab es tatsächlich fließendes Wasser. Es war in einer Tiefe von 3 Metern, glasklar und eiskalt. Wir lagerten etwa 4 Kilometer nordöstlich der Siedlung. Die Zelte standen hinter großen, rötlichen Granitblöcken, die mit Zeichnungen überladen waren. Es tummelten sich ganze Herden auf den Platten. Albert stürzte sich mit Feuereifer an die Arbeit.

Am nächsten Morgen gelangten wir nach zwei Fahrstunden zur Oase Ideles (1462 m), die nördlichste Tuaregsiedlung im Hoggar. Was nun kam, war schlechthin eine Hindernisfahrt. Es wäre wohl zu viel verlangt, hier noch reguläre Straßen zu erwarten, wo sich der Hauptverkehr mit Hilfe von Kamelen abspielt. Auch ein Versehen machte uns arg zu schaffen, als wir eine Abzweigung übersehen und 30 Kilometer schlechtester Fahrbahn zurück mußten. Von Tazrouk aus sahen wir schöne, glatte Felstürme, etwa 30 Kilometer weiter im östlichen Hoggar. Wir mußten uns jedoch mit den Bergen um den Col Azrou begnügen, da unsere Tage hier gezählt waren.

Etwas nördlich des Col Azrou stellten wir das Lager auf. Erst anderntags nach einer kurzen, aber äußerst beschwerlichen Fahrt erreichten wir die Berge. Wir erstiegen die nördlich des Pic Azrou liegenden Berge, sowie einen 2060 m hohen Gipfel ohne besondere Schwierigkeiten; die Schwierigkeit lag vielmehr, wie überhaupt hier, in der Temperatur und der argen Lufttrockenheit. Noch am selben Tage wechselten wir zum Azrou — Lager Süd. Hans und Otto stürzten sich sogleich auf das lohnendste Ziel, den 2020 m hohen Pic Azrou, während Albert und ich auf die südlichen Randberge (um die 2000 m) des Wadi Tehedjite stiegen. Lois war wieder allein unterwegs. Der Gipfelblick zeigte einen Turm neben dem anderen, ich zählte 28. Die Säulen erhoben sich senkrecht aus dem Sand, jeder Turm stand allein für sich da, 100 bis 300 m hoch; sie warten zum Teil noch auf ihre Ersteiger.

Wir konnten nur noch einen Blick in dieses wilde, einsame Bergland werfen. Mit großem Bedauern lösten wir uns von dem Anblick. Wir wußten, daß wir auf diese Berge verzichten mußten. Wir durften unsere Heimfahrt durch nichts mehr verzögern. In den glücklichen Bergtagen, insgesamt 18, war uns kaum ein Augenblick der Besinnung gegönnt. Meist waren wir von der Morgenfrühe bis zur Abenddämmerung unterwegs, um so mehr erfreuten wir uns der Gipfel (49, davon 15 Erstbesteigungen). Allzuschnell vergißt man die Erschwernisse des Anmarsches — die Gebiete, die wir besuchten, liegen schließlich 300 km voneinander entfernt. Und dazwischen unwegsame, unwirtliche Wüste. Aber gerade die Wahl der verschiedenen Gebiete bot uns die Möglichkeit, einen Gesamtüberblick über das Hoggar zu bekommen.

Anschrift des Verfassers: Marcus Schmuck, Salzburg, Girlingstraße 48

# Im Elbursgebirge in Nordiran

Von Nikolaus Graf Blücher

An so manchem trüben, nebligen Winterabend saßen wir Bergsteiger in irgendeinem kahlen Saal, von dessen Wand die Berge leuchteten — unsere Heimatberge, die scharfen Zacken der Westalpen und besonders die peruanischen und die Himalayaberge. Und immer staunten wir die Bergsteiger an, die da neben ihren Bildern standen und von ihren Abenteuern berichteten: wie hatten sie es nur fertiggebracht, an so einer Fahrt in solch ferne Gebirge teilzunehmen? Bis dann der Fritz März vom AAVM kam, der sagte: „Auf eine Auslandsbergfahrt wird man nicht mitgenommen, eine Auslandsbergfahrt muß man machen!"

Natürlich, das war es! Wir fingen gleich mit den Vorbereitungen an. Und wenn der Mensch erkannt hat, daß er nicht gefüttert wird, sondern selber essen muß, so braucht er eine Speisekarte. Der erste logische Schritt unserer Vorbereitungen war also, einen Atlas zu holen und ein Gebirge auszusuchen. Es durfte weder ein zu schweres noch ein zu teures sein, so daß wir schließlich auf das Elbursgebirge in Nordpersien kamen. Dort stehen Berge, die höher sind als die höchsten Gipfel der Alpen und doch braucht man weder Flugzeug noch Schiff, dorthin zu kommen. Dort gab und gibt es Gebiete, die noch nicht von Europäern besucht worden sind und doch führen Autostraßen bis an den Rand unbekannter Gebirgsstöcke; Straßen, die einen Zeitplan erlauben, der noch im Rahmen eines außergewöhnlichen Urlaubs liegt.

Das Elbursgebirge — nicht zu verwechseln mit dem Elbrus, dem höchsten Berg im Kaukasus — liegt südlich des kaspischen Meeres und teilt Nordpersien in zwei außerordentlich verschiedene Klimagebiete. Der Südabhang fällt in eine Hochebene von etwa 1200 m über dem Meer ab, die weiter im Süden in die große persische Salzwüste übergeht. In dieser Hochebene, direkt am Fuß des Elbursgebirges, liegt Teheran, die Hauptstadt Persiens. Der Südabhang ist trocken, die gewohnten heimatlichen Bergwälder fehlen ganz, nur in den Ortschaften und manchmal direkt an den wenigen Flüssen gibt es einige Schatten spendende Bäume. Die Bergflanken liegen dem Betrachter nackt und kahl vor Augen, jede einzelne Runse ist sichtbar und keine einzige ihrer vielen Falten verbergen die Berge, so wie es unsere so häufig in einem dichten Waldmantel tun. Sogar die Bodenvegetation ist spärlich; keine saftigen Almwiesen, wie sie unsere Täler mit ihrem leuchtenden Grün ausfüllen, sondern Disteln, Disteln und wieder Disteln. Diese wachsen in Büschen in solch einem Abstand, daß das helle Braun des ständigen Gerölluntergrundes die bestimmende Farbe der Landschaft bleibt. Die Dörfer bestehen aus Lehmhäusern mit flachen Dächern, von derselben schmutzig-braunen Farbe wie das Land, so daß sie sich wiederum ganz im Gegensatz zu den Dörfern unserer Berge nicht recht von der übrigen Landschaft unterscheiden.

Der zum Kaspischen Meer hin abfallende Nordabhang des Gebirges ist dagegen mit subtropischem Urwald bedeckt, in dem viele unserer heimatlichen Laubbäume wiederzufinden sind. Hier regnet es häufiger und in höheren Lagen, wo der Wald lichter wird, ist eine regelrechte Almwirtschaft möglich. Überall sieht man die merkwürdigen, auf Pfähle gestellten Heustöcke — ja manche thronen sogar mitten auf den Ästen eines niedrigen Baumes. Es gibt schmucke, weiß gekalkte Häuser in den Dörfern und die Dächer sind mit grauen Steinplatten gedeckt, sich unter deren Last oft bedenklich wölbend. Die Landschaft des Nordabhanges ist in den mittleren Höhenlagen viel lieblicher als der kahle Süden und ähnelt mehr dem, was wir uns unter einer Gebirgslandschaft vorstellen.

Für den Elburs hatten wir uns nun entschlossen, nicht zuletzt deshalb, weil man mit dem Auto dorthin fahren konnte. Wir beschafften uns einen Volkswagen-Kombi, der fünf Mann und das Gepäck aufzunehmen hatte. Das war gar nicht so einfach, zunächst jedenfalls sah es so aus, als ob entweder wir oder das Gepäck mitfahren könnten, mehr wollte der VW einfach nicht schlucken. Schließlich kam uns der rettende Gedanke: Zwei der fünf Passagiere mußten eben von München nach Teheran und zurück in der Liegewagenklasse fahren. Das Auto wurde voller Kisten geladen, oben auf die Kisten kamen Luftmatratzen und auf diese noch einige Bergsteiger. Diese Lösung hat sich sehr bewährt; es konnte immer derjenige schlafen, der den Fahrer abzulösen hatte und in der Hochsommerhitze des Orients ist es viel angenehmer zu liegen als zu sitzen. Erhöht auf unseren Proviantkisten ließ auch der Ausblick nichts zu wünschen übrig.

Die orientalischen Straßen sind viel besser als ihr Ruf, bis zur Türkei sind sie hervorragend, ausgenommen eine kurze schlechte Passage in Jugoslawien kurz vor der bulgarischen Grenze, wo aber schon mit großer Energie an einer neuen Straße gebaut wird. In der Türkei sind sie so wie auf bekannten, nicht asphaltierten Schweizer Pässen. Allerdings sind diese Pässe wesentlich länger als in den Alpen, man fährt manchmal tagelang im ersten und im zweiten Gang. Die persischen Straßen sind etwas schlechter, ungefähr wie bei uns ein guter Feldweg mit „Waschbrett". Über diese Straße muß man sehr schnell, mit etwa 80 Stundenkilometer, fahren, um aus der durch die kleinen, waschbrettartigen Wellen verursachten Schwingungen herauszukommen. Dies ist nicht immer ungefährlich, denn plötzlich können ohne Warnung in der Straße tiefe Gräben sein oder es kann ein Stück Straße gänzlich fehlen.

Ein entscheidendes Charakteristikum einer Orientreise mit dem Auto ist der Staub, der uns die ganzen vierzehn Tage husten ließ und der bei Begegnungen die Sicht verwehrt wie dichter Nebel. Es wird empfohlen, bei Begegnungen und auch beim Überholen das Licht einzuschalten, um Unfälle zu vermeiden. Aber auch innerhalb des Wagens dringt der Staub überall hin, ein sauberes Hemd bekommt man nur in einer luftdichten Plastik-Hülle sauber von München bis Teheran. Man packt am besten alle seine Habseligkeiten in Plastikbeutel.

Zum Bergsteigen ist in Persien wie bei uns der Sommer die günstigste Zeit, also mußten wir die Anreise in die Periode der größten Hitze legen. Diese ist während der Fahrt durchaus erträglich, zumal, wenn wie in unserem Kombi, immer zwei auf einer Luftmatratze schlafen können. Für die Reifenpannen hatten wir einen großen roten Sonnenschirm mit weißen Punkten dabei, der uns sehr gute Dienste leistete, indem er uns zum Reifenwechseln in Gegenden, wo von Horizont zu Horizont kein Baum zu sehen ist, seinen Schatten spendete, den ein solches Möbel sonst nur auf Sonntag-Nachmittag-Kaffeekränzchen zu werfen pflegt. Schwer erträglich ist die Hitze nur, wenn man in einer orientalischen Großstadt Besorgungen zu machen hat, was bei Unkenntnis der Verhältnisse nicht ohne viel Lauferei abgeht, ganz abgesehen von den Sprachschwierigkeiten und dem stundenlangen Feilschen. Außerdem geht alles sehr viel langsamer als bei uns, so daß man Tage für ein paar Besorgungen vergeudet. Wir waren deshalb froh, unseren gesamten Hochtourenproviant bereits in München besorgt zu haben, wenn dieser auch einen erheblichen Ballast für unser schwer bepacktes Fahrzeug bedeutete.

Das Elbursgebirge ist nicht der einzige große Gebirgszug in Persien. Von Nordwesten nach Südosten durchzieht das Sagros-Gebirge ganz Iran, das mehrere Gebirgsgruppen mit Gipfeln über 4000 m enthält, die meist bergsteigerisch kaum erschlossen sind. Zu erwähnen sind vor allem die Bachtiari-Berge und das Kuh-Galu-Gebiet. In den Bachtiari-Bergen war 1933 eine italienische Expedition unter der Leitung von Professor Desio, dem späteren Leiter der erfolgreichen italienischen K 2-Expedition. Sie entdeckte dort einige kleinere Gletscher. Wenn man Erstbesteigungen machen will, so sind diese Gebiete ein sicher viel interessanteres Ziel als das Elburs-Gebirge, sie erfordern aber einen unverhältnismäßig größeren Aufwand an Zeit und Geld, da keine Straßen in die eigentlichen Gebirge hinein führen und man mit sehr langen Anmarschwegen rechnen muß. Aber

nicht nur die Anmarschwege selbst kosten dann Zeit, sondern auch die Organisation der Mulitreiber, denn man braucht mehr und man braucht sie für längere Zeit, und dies zu organisieren ist im Orient eine Aufgabe, die einem mit Sprache und Land nicht Vertrauten unter Umständen Schwierigkeiten bereiten kann.

Im Elburs-Gebirge konnten wir in der Literatur vor allem fünf bergsteigerisch interessante Gruppen finden:

1. Der Kuh-e-Savelän im Nordwesten des Gebirges, nördlich von Tabriz gelegen, ein 4811 m hoher erloschener Vulkan.
2. Das Äläm-Kuh-Gebiet, das westlich der großen Straße über den Chälus-Paß von Teheran zum Kaspischen Meer liegt. Es wird auch Tacht-i-Sulaiman-Gebiet nach seiner zweithöchsten Erhebung genannt, die höchste ist der Äläm Kuh, mit 4840 m ist dieser Gipfel 30 m höher als der Mont Blanc. Der mit dem Auto zu erreichende Ausgangspunkt für dieses Gebirge ist das Dorf Rudbärak, das im Landschaftscharakter zur vegetationsreichen Nordseite des Elburs gehört. Es ist von Teheran aus in wenigen Stunden zu erreichen, man zweigt von der Chalus-Paßstraße in Baudeh nach Westen ab.
3. Das Äzäd-Kuh-Gebiet (höchste Erhebung ca. 4400 m), auch Kolumbasteh genannt (nach verschiedenen Bergen in diesem Gebiet), liegt östlich der großen Chalus-Paßstraße und gehört im Landschaftscharakter zum trockenen und kahlen Südabhang des Elburs. Der Ausgangspunkt für die lohnendsten Gipfel ist das Dorf Kälbängah, das eine Reitstunde von Illika entfernt liegt. Illika, ein Bergwerksort, ist ebenfalls in wenigen Autostunden von Teheran aus zu erreichen, man muß etwa 30 km nördlich vom Dorf Gäch-i-Sar, schon jenseits der ersten Paßhöhe, bei einem Teehaus und einer Brücke nach Osten abzweigen.
4. Der Demawend, der höchste Gipfel Irans (5670 m) ist ein alleinstehender Vulkan und liegt nordöstlich von Teheran. Der Ausgangspunkt für eine Besteigung von Süden, der leichtesten Seite, liegt am höchsten Punkt der Straße von Teheran über Reneh nach Ab-e-Garm, einem Badeort mit heißen Schwefelquellen — der Name bedeutet „heiße Wasser" —, wo die Straße endet. Das Dorf Ab-e-Garm selbst bildet den Ausgangspunkt für eine Besteigung des Demawend von Nordosten und Norden. Eine Besteigung von dieser Seite ist eine große Eisfahrt.
5. Das Orim-Niswa-Gebirge, das den Literaturangaben zufolge östlich der Straße Babul—Firuz-Kuh liegen soll. Der Ausgangspunkt für dieses Gebiet ist der höchste Punkt eben dieser Straße. Es wurde von der Cambridge-Expedition 1956 als nicht sehr lohnend bezeichnet, nachdem sie die Berge von der erwähnten Straße aus gesehen hatte, aber nicht in die Gruppe eingedrungen war.

Nach dieser Auswahl hatten wir uns zu entscheiden. Die zweifellos interessanten Gebiete im Sagros-Gebirge fielen für uns aus, da wir in unserem Zeitplan sehr beschränkt waren. Auch im Elburs konnten wir deshalb nicht alle Gebiete besuchen, die endgültige Entscheidung, welche wir aufsuchen wollten, sollte aber erst in Teheran gefällt werden, wo wir uns mit den persischen Bergsteigerklubs in Verbindung setzen wollten, um eventuell von diesen genaueres über Klettermöglichkeiten und Ersteigungsstand der Berggruppen zu erfahren. Gleichzeitig mit diesen Erkundigungen wollten wir einen gewissen Kontakt mit den iranischen Bergsteigervereinigungen aufnehmen. Letztes ist uns leider nicht gelungen, obwohl wir in Teheran drei Tage von einer Vereinigung zur anderen gelaufen sind in der Hoffnung, in einem der zahlreichen Bergsteigerklubs Bergsteiger zu treffen. Immer wurden wir auf „farda", morgen, vertröstet. Vielleicht lag dies an unseren spärlichen Persischkenntnissen, aber ich glaube vielmehr, daß es an unseren europäischen Zeitbegriffen lag. Denn erstens ist es in Persien unhöflich, jemandem eine Auskunft zu verweigern, ob man nun dafür kompetent ist oder nicht; die Folge davon ist, daß man viele verschlungenen Wege gehen muß, bevor man an sein Ziel gelangt. Zweitens ist

Warten in Persien eine Beschäftigung, die jedem das allergrößte Vergnügen bereitet und die mit soviel Gastfreundschaft und Teetrinken ausgefüllt wird, daß man darüber schnell vergißt, wozu man eigentlich gekommen ist und worauf man wartet. Die Freundlichkeit, mit der man überall aufgenommen wird, ist überwältigend, aber es war uns in drei Tagen nicht möglich, auch nur so weit zu einer entscheidenden Stelle in der Organisation irgend eines sich mit dem Bergsteigen beschäftigenden Klubs vorzudringen, daß wir überhaupt bemerkt wurden. Dennoch ist es so, daß es eine ganze Menge recht aktiver persischer Bergsteiger gibt, aber das Ganze ist noch viel mehr in dem Stadium, in dem einige Individualisten ohne viel Organisation größere Bergfahrten vornehmen, ohne sogar untereinander über ihre Besteigungen Bescheid zu wissen. Es gibt in Persien anscheinend keinerlei alpine Veröffentlichungen, außer manchen groß aufgemachten Nachrichten in der Tagespresse über Demawendbesteigungen, die sehr häufig gemacht werden. Es herrscht stattdessen die Übung, auf bestiegenen Bergen Tafeln und Plaketten mit dem Klubnamen zu hinterlassen, deren wir mehr fanden, als uns lieb sein konnte. Erst bei der zweiten Besteigung erfahren so die Zweitersteiger, wer die Erstersteiger waren. Von den Dorfbewohnern in Hassan Kief konnten wir zum Beispiel hören, daß der Aläm-Kuh schon im Winter bestiegen worden ist, und zwar von einer großen Gruppe persischer Bergsteiger, was bei der Länge der Anmarschwege und dem Fehlen jeglicher Stützpunkte eine respektable Leistung ist. Wir hatten Gelegenheit, uns über diese Dinge bei einigen jungen persischen Bergsteigern zu erkundigen, die mit wenig Geld und Ausrüstung aus amerikanischen Heeresbeständen den Aläm-Kuh (4840 m) bestiegen hatten und die wir in dieser Berggruppe trafen. Sie hatten ein Gewehr und ein mit „US" bedrucktes Beil dabei, „gegen die Kriegstiere", wie sie sich ausdrückten. Es waren ganz prächtige Kerle. Sie beschenkten uns mit Äpfeln, Nüssen und den persischen, kastaniengroßen Zitronen, die sie, gescheiter als wir, mitgenommen hatten und die unserer an Vitaminmangel leidenden Mannschaft sehr gut taten. Diese Perser waren nun dabei, von der Aläm-Kuh-Gruppe eine Kartenskizze zu zeichnen und hatten anscheinend keine Ahnung davon, daß von diesem Gebiet bereits seit drei Jahren eine ausgezeichnete Karte von Professor Bobek existiert, ganz zu schweigen von den bereits viel länger existierenden Kartenskizzen. Diese Tatsachen charakterisieren vielleicht am besten den Stand der persischen Bergsteigerei. Dort hat man einen solchen Auftrieb, daß man sich sogar mit dem US-Beil gegen die „Kriegstiere" — und damit können nur die dortigen Bären gemeint sein — vorgehen will, aber man fängt da mit dem Skizzenzeichnen an, wo es längst detaillierte Karten im Maßstab 1:100.000 gibt. Kein Wunder, daß wir mit unseren Versuchen, „offiziellen" Kontakt zu finden, keinen Erfolg hatten, um so rascher und herzlicher war dafür der unmittelbare Kontakt zwischen den persischen Bergsteigern und uns in der Aläm-Kuh-Gruppe hergestellt.

Zu unserem großen Glück aber war zu unserer Zeit gerade eben Professor Bobek, der Autor der erwähnten Karte und der erste Experte, was das Elbursgebirge betrifft, in Teheran. Ihn suchten wir auf und er opferte uns fast einen ganzen Nachmittag. Seelisch aufgerichtet — denn unser Mißerfolg bei den persischen Alpenklubs hatte uns doch etwas deprimiert — und wohlversehen mit Karten und Kartenskizzen verließen wir den Professor wieder mit dem Rat, vor allem das Äzäd-Kuh-Gebiet aufzusuchen, das noch nicht von Europäern in seiner Gesamtheit durchquert worden war[1]. Es existierte wohl eine von Professor Bobek veröffentlichte Kartenskizze nach einer Luftbildaufnahme, nach der wir uns richteten.

Wir entschlossen uns also, zunächst alle in das Äzäd-Kuh-Gebiet, das auch Kolumbästeh genannt wird, zu gehen. Die Namensgebung richtet sich hier nach den höchsten Gipfeln des Gebietes, von denen der bei weitem markanteste und schönste der alleinstehende Äzäd-Kuh ist, worauf auch sein Name, der auf deutsch „freier Berg" bedeutet, hinweist. Wir

[1] Nach einer späteren Mitteilung von Professor Bobek, Wien, war bereits 1958 eine französische Gruppe Geographen mit Professor Jean Dresch, Paris, im Kolumbasteh-Gebiet.

maßen eine Höhe von 4700 m, die aber nur mit Einschränkung genannt werden kann, da nicht sicher ist, ob unsere Höhenmesser in dieser Gegend genau funktioniert haben. Das eigentliche Kolumbästeh im engeren Sinn haben wir nicht besucht, es ist eine kleinere Berggruppe ohne Felsbildung, deren runde und kahle Form wenig verlockendes für einen Bergsteiger hat, wenngleich die Gruppe Höhen von über 4000 m erreicht.

Wir fuhren mit dem Auto von Teheran auf der Straße zum Chalus-Paß bis Gäch-i-Sar, von wo eine kleine Straße am Flüßchen Väläterud entlang zum Dörfchen gleichen Namens führt. Kurz unterhalb des Ortes fließen der Väläterud und der Wärangerud bei einer Brücke zusammen. Dort trennten wir uns in zwei Gruppen: Karl, Rudi und Eberhard verfolgten das nördliche Wärangerud-Tal. Ludwig und ich das südlichere Välä-terud-Tal. Wir wollten jede Gruppe von ihrem Tal aus die umliegenden Bergketten erforschen und dann wieder zusammentreffen. Zunächst aber brauchten wir für jede Gruppe ein Muli, das die schweren Rucksäcke ans Ende der langen Täler trug. Nach end-losem Verhandeln wurden zwei Treiber mit ihren Tieren für den nächsten Tag um vier Uhr früh verpflichtet. Am anderen Morgen erschien schließlich einer mit drei Stunden Verspätung. Auch das geschah erst, nachdem ich verzweifelt in aller Frühe von Haus zu Haus lief und den Mulitreiber vom vorigen Tag suchte, dessen Name ich nicht kannte. Mit meinen spärlichen Persisch-Kenntnissen konnte ich mich anscheinend nicht genügend verständlich machen, bis ich in meinem Büchlein „1600 Sätze Persisch", in dem sonst wenig brauchbares, wie „mach, daß du fortkommst", oder „küsse mich!" vorkam, die For-mel fand: „Bitte helfen Sie mir!" Dieser Ausspruch schien Wunder zu wirken und wir konnten hier wie oft später feststellen, daß man als Fremder meist am besten wegkommt, wenn man selbst in Fällen, wo man hier die Geduld verlieren müßte, um nicht für einen Idioten gehalten zu werden, dem Verhandlungspartner mit ausgesuchter Höflichkeit begegnet. Schließlich erklärte sich der Schwager des Mulitreibers für den nicht gekommenen einzuspringen und wir konnten endlich aufbrechen.

Es wurde für beide Gruppen ein langer Tagesmarsch. Ludwig und ich überstiegen zunächst einen Paß, von dem sich unser Tal gut überblicken ließ. Direkt vor uns lag der Darbandesar (4148 m), der schon von Professor Bobek bestiegen worden war. An dessen Fuß bemerkten wir dunkle Zelte, zu denen wir über ein mit Disteln bewachsenes Geröll-feld abstiegen. Als wir in die Nähe der Zelte kamen, schritt uns ein hochgewachsener grau-haariger Mann entgegen, eine Gestalt von großer Würde und Autorität. Es war der Vorstand einer kleinen Nomadenfamilie, die dort den Sommer verbrachte. Die Behau-sungen bestanden aus niedrigen, locker zusammengefügten Steinmauern mit Rupfen-zelten als Dach. Wir wurden eingeladen, das Innere eines solchen Zeltes zu betreten und mußten auf allen Vieren durch den Eingang kriechen. Unser Gastgeber tat es uns nach und verlor dabei nichts von seiner achtunggebietenden Würde, die von seinem ganzen Wesen ausstrahlte, ob er sich nun aufrecht oder auf allen Vieren bewegte. Im Inneren war es kühl und schattig, das draußen überhelle Sonnenlicht kam nur gebrochen durch das grob gewebte Dach und verbreitete eine eigentümliche Beleuchtung, wie bei uns im dichten Hochwald, wo der dunkle Grundton immer wieder durch Flecken von direktem Sonnenlicht unterbrochen wird. Es roch nach Yoghurt und saurer Milch. In einer Ecke des Zeltes stand ein messingner Samowar, der mit Holzkohle beheizt wurde. Wir bekamen Tee, Yoghurt und dicke Brotfladen mit Schafbutter zu essen. Dazu gab es einen herr-lichen Kräutersalat, der nur aus den frisch gesammelten Bergkräutern bestand und ohne alles Anmachen nur durch seine Zusammensetzung aus den verschiedensten Kräuterarten so würzig schmeckte, wie es daheim selbst den raffiniertesten Saucenmischerinnen nicht gelingen mag. Später fanden wir auch selbst den darin enthaltenen wilden Schnittlauch, auf 4000 m Höhe neben einem Schneefeld, aber ohne die anderen Kräuter war er ein wenig scharf. Nachdem wir gegessen hatten, interessierte sich unser Gastgeber für unser Steinheil-Fernglas, nahm es in die Hand, stellte es für seine Augen ein und sah aus dem Zelt. Danach stellte er das Okular genau auf die Stellung zurück, in der er es vorgefunden hatte und brachte kurz darauf sein eigenes, ein durchaus ebenbürtiges englisches Fabrikat.

Der älteste der anwesenden Söhne interessierte sich für unsere Bergstiefel und weit entfernt von der kopfschüttelnden Verwunderung der Hirten wegen der Klobigkeit dieser Ausrüstungsgegenstände fragte er uns, ob das denn Skistiefel wären. Wir waren sehr verwundert über diese Sachkenntnis und bekamen schließlich heraus, daß der älteste Sohn des Nomaden schon als Skirennfahrer für Persien in der Türkei und in ganz Europa gewesen war. Nachdem wir zum Abschied noch mit zwei Löffeln beschenkt worden waren — wir hatten unsere im Basislager vergessen — zogen wir weiter nach Osten das Tal hinauf. Überall waren Schafpfade getreten, auf denen wir bequem vorwärts kamen. Schließlich gelangten wir über mehrere Schneefelder auf 3200 m Höhe an ein Hirtenlager am Ende des Tales. Dort entlohnten wir unseren Mulitreiber und schärften ihm mit „1600 Worten Persisch" und weit ausholenden Gebärden ein, in fünf Tagen mit seinem Muli uns im Lager der Kameraden im anderen Tale wieder abzuholen. Dies war ein Unternehmen, das nach den Prophezeiungen von Professor Bobek von vornherein zum Scheitern verurteilt sein mußte, denn er hatte uns geraten, die Mulitreiber über die ganze Zeit hin zu beschäftigen, es sei nämlich selbst für einen perfekt persisch Sprechenden schon schwierig, persische Maultiertreiber in einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort zu bestellen. Der Eberhard war daher nicht wenig erstaunt, als tatsächlich nach fünf Tagen im anderen Lager, das wir unserem Mann beschrieben hatten ohne es selbst zu kennen, ihm beim Erwachen als erstes das zahnlückige und zerfurchte Gesicht des einen Treibers entgegengrinste. Nach den überstandenen Strapazen war ihm dieser Anblick beim Aufwachen und die damit verbundenen Aussichten, die Rucksäcke und das Zelt auf einen geduldigen Mulirücken laden zu können, lieber als der schönste Sonnenaufgang. Wir schlugen unser erstes Lager im Gebirge neben Hirtenzelten auf, die im Gegensatz zu den Nomadenzelten weiß und spitz sind. Hier bot man uns Schafsmilch an, in der noch Reste von Schafsmist schwammen, aber an solche kleine Verunreinigungen gewöhnt man sich im Elburs schnell. Wieder führten wir eine lange und umständliche Unterhaltung mit viel Suchen in dem persischen Sprachführer. Diesen Bergleuten geht die Geduld nie aus, auch wenn man lange schweigt und nach „Worten blättert" und sie lächeln beglückt, wenn man endlich den richtigen Ausdruck gefunden hat oder wenn sie die Gebärde verstanden haben. Wenn ich mich heute erinnere, so haben wir mit den Hirten und Treibern, den Nomaden und Teehausbesitzern so vieles besprochen und erzählt, als ob überhaupt keine Sprachschwierigkeiten bestünden. Was man zunächst und vor allem lernen muß, das ist die orientalische Geduld, wenn man erst einmal mit dieser ausgerüstet ist, so gibt es keine Verständigungsschwierigkeiten mehr und auch das Gefühl der gegenseitigen Fremdheit verliert sich rasch.

Die Umgebung im oberen Välärerud-Tal bestand aus einer Reihe sanft geschwungener Distelhügel von teilweise über 4000 m Höhe. Bergsteigerisch also kein sehr verlockendes Gebiet, es sei denn, man ist darauf aus, Viertausender zu sammeln. Der einzige ein wenig markantere Berg, der Darbandesär, war von Professor Bobek schon bestiegen worden und der günstigste Ausgangspunkt lag am Anfang des Tales und nicht an dessen Ende, wo wir uns nun befanden. Wir beschlossen daher, zunächst zu erforschen, ob die Kameraden es besser getroffen hatten und den nördlichen Distel-Viertausender zu besteigen, um von dort einen Blick ins Wärangerud zu werfen. Auf dem Kamm zwischen Wärangerud- und Välärerud-Tal angekommen, sahen wir bald die roten Anoraks der Kameraden heraufleuchten, die dem gleichen Kamm zustrebten. Dieser sah vom Norden her wesentlich eindrucksvoller aus, er hatte richtige Wände und die Kameraden berichteten sogar, als sie auf dem Kamm angekommen waren, von einer 200 m hohen senkrechten Mauer, die ein regelrechtes Kletterproblem bot. Wir begingen nun den Kamm zwischen den beiden Tälern gemeinsam, trennten uns auf dem Bäreşäng, dem östlichsten Gipfel und gingen nun wieder getrennt auf dem Ostkamm, die eine Gruppe nach Norden, die andere nach Süden weiter. Mit diesen Kämmen bogen wir wieder zurück in die Richtung, aus der wir gekommen waren, so daß jede Gruppe hufeisenförmig ihr Lager umrundete. Auf diese Weise konnten wir fünf Viertausender und fünf Dreitausender als erste Europäer erstei-

gen[2]. Allerdings ist zu sagen, daß dies sicher nicht die ersten touristischen Besteigungen waren, denn auf den markanteren Felsgipfeln fanden sich überall schon persische Inschriften zum Zeichen dafür, daß hier schon Bergsteiger gewesen sind. Wie gesagt, ist aber bis jetzt über das Gebiet noch nichts veröffentlicht, da die Perser sich auf Inschriften und Plaketten beschränkten.

Wir biwakierten wieder bei unseren Hirten, die uns zum Schutz gegen die Bodenkälte alte Filzmäntel anboten, die wir unter den Biwaksack legten. Die Nächte sind im Gebirge trotz der warmen Tage empfindlich kalt und wir bekamen das zu spüren, da wir aus Gewichtsersparnisgründen keinen Schlafsack mitgenommen hatten, so daß wir für die freundliche Vorsorge der Hirten sehr dankbar waren. Diese Filzmäntel haben ein merkwürdiges Aussehen. Sie bestehen aus zwei breiten Filzbahnen, die oben und an den Seiten zusammengenäht sind, mit einer Öffnung für den Kopf und einem Schlitz, der sich nach vorne öffnet. Armlöcher fehlen, jedoch sind die Schultern der Mäntel viel breiter als menschliche Schultern. Als ich an unserem Hirtenlager im Morgengrauen aufwachte, sah ich solche Mäntel sich in schnellen, rhythmischen Sprüngen hinter den Schafen herbewegen, die breiten Mantelschultern wie verkürzte Arme waagrecht von sich gestreckt — ein gespenstischer Anblick im halben Licht des Tagesanbruches.

Am nächsten Tag mieteten wir uns einen Esel, der unsere Rucksäcke auf einen Sattel im gestern überschrittenen Kamm brachte. Der Eseltreiber ging den ganzen Tag dicht hinter seinem Tier, dieses durch Laute antreibend, von denen sich zunächst nicht unterscheiden ließ, ob sie vom Mann oder vom Esel herrührten. Der Esel hatte Verdauungsbeschwerden, wodurch der Treiber mehrmals etwas abbekam. Dies reizte ihn jedesmal zu einer hüpfenden und springenden Wut, so daß er das arme Tier mit Stockhieben verprügelte, daß es weithin klatschte. Dazu stieß er Litaneien von Verwünschungen aus. Er wich aber keinen Zentimeter vom Hinterteil des Esels, so daß sich dieses Schauspiel häufig wiederholte. Ich versuchte vergeblich, dem Mann klar zu machen, daß der Esel für seine Verdauungsbeschwerden ja nichts könne, er blieb in der Gefahrenregion und prügelte.

Den Weg hinunter zum Lager der Kameraden mußten wir unsere Rucksäcke selbst tragen, denn die Nordseite des Kammes war für einen Esel nicht gangbar. Der Blick zurück zum Sattel ließ uns bedauern, daß wir nicht gleich mit den anderen ins Wärangerud-Tal gegangen waren, denn von dieser Seite sah alles mehr wie ein richtiges Gebirge aus und mit viel gutem Willen hätte man dem Bäresäng eine gewisse Ähnlichkeit zum Dent du Géant zusprechen können, wenn auch der Felsaufbau winzig im Vergleich zu diesem phantastischen Berg ist — obwohl beide gerade über 4000 m hoch sind. Wir haben ihn deshalb auch in einer bayerischen Form des Namens, die angeblich schon in Vorträgen vorgekommen sein soll, „Dantegent" getauft. Bei den Freunden angekommen, wurden wir mit Hilfe von deren Freunden, den Hirten und Nomaden des Wärangerud, mit Yoghurt empfangen, ein sehr erfrischendes Essen bei Müdigkeit und Durst.

Am nächsten Tag brachen wir alle fünf in Richtung des nördlichen Begrenzungskammes des Wärangerud, dem vierten, der auf dieser Fahrt überschritten werden sollte, auf. Die Zweihundert-Meter-Wand ließen wir einstweilen wegen des knappen Zeitplanes unbesucht, denn wir waren zunächst alle auf den weithin sichtbaren Äzäd-Kuh, der sich im Norden über alle anderen erhob, neugierig. Dabei ist es dann leider auch geblieben. Wir bestiegen auch auf diesem Kamm einige Gipfel, nur die beiden westlichsten ließen wir aus, da wir am selben Tag noch zum Äzäd-Kuh wollten. Wir stiegen durch ein Eisfeld ab, das steil und schon einigermaßen alpin zu nennen war, jedoch die Bezeichnung Gletscher noch nicht verdiente. Nach einem langen und anstrengenden Tag waren wir, wieder um einige Gipfel reicher, am Fuß des Äzäd-Kuh. Eberhard, Rudi und Karl biwakierten am Fuß des Ostgrates, den sie am nächsten Tag zu besteigen gedachten, Ludwig und ich richteten uns an einem kleinen Bach genau am Südfuß des Berges ein, um schon am nächsten Tag über den Westgrat den Gipfel zu versuchen. Wir waren gerade am

[2] Vergl. Wegbeschreibung am Schluß.

Einschlafen, als ein Hirte bei unserem Biwak vorüberkam und uns einlud, mit zur Hirtenfeuerstelle zu kommen. Anfänglich widerstrebend packten wir unsere Rucksäcke wieder auf und gingen noch einmal an diesem Tag ein Stück bergan, nur weil der Hirte gar so hartnäckig war. Wir waren eigentlich wenig erfreut über die Aussicht, nun wieder mühsam persisch reden zu müssen, noch dazu im Dunkeln, wo ich meine 1600 kleingedruckten Sätze nicht anbringen konnte. Wir bereuten es aber nicht, denn es wurde einer der phantastischsten Abende, die wir erlebten.

An der Lagerstätte der Hirten leuchtete ein helles Feuer von trockenen Distelbüschen, die dort oben den einzigen Brennstoff bieten. Mitten darin stand ein rußiger Teekessel, über dem die Flammen zusammenschlugen. Der Tee daraus schmeckte bitter und nach dem Rauch der Disteln. Wir setzten uns alle rund um das Feuer, die ausgeprägten und gut geschnittenen Gesichter der Hirten waren einseitig vom flackernden Feuerschein beleuchtet. Wir unterhielten uns mit den wenigen Worten, die wir wußten und bald kam die rechte fröhlich zufriedene Biwakfeuerstimmung bei Hirten wie Bergsteigern auf. Die Perser fingen an zu kochen, sie schnitten Keulenstücke von einem frisch geschlachteten Hammel in einen Topf, füllten ihn mit Reis und Wasser und stellten ihn, nachdem der Deckel mit einem Stein beschwert worden war, ins offene Feuer. Dort blieb er mehrere Stunden. Einer der Hirten zog einen Metallstab hervor und fing an, darauf zu musizieren. Es war eine einfache Flöte, in die teils gesungen, teils geblasen wurde. Die bisher so ungewohnten orientalischen Klänge verloren für mich an diesem Abend ihre Fremdheit, als diese seltsam melancholisch-feurigen Melodien von den Hirten aus dem Metall hervorgezaubert wurden, während das Feuer ihre Gesichter flackernd beleuchtete. Die Flöte wanderte von Mund zu Mund und jeder Hirte wußte andere Weisen. Im Hintergrund hockten die wilden persischen Hirtenhunde, an der Grenze zwischen Licht und Schatten im Halbkreis, so daß man nur ihre glühenden Augen im Dunkel erkennen konnte. Zu sechst oder sieben saßen sie da und warteten, daß ihnen vom inneren Kreis ums Feuer etwas zugeworfen würde. Schließlich war das „Kebäp", der Reis mit Hammelfleisch, fertig und die Hirten griffen tüchtig mit den Fingern in den Topf und luden uns ein, das gleiche zu tun. Es war ein herrliches Essen und schmeckte sicher nicht deswegen so gut, weil wir etwa hungrig gewesen wären — im Gegenteil, wir hatten in unserem Biwak schon ausgiebig zu Abend gegessen. Der Hammel war so zart, daß er auf der Zunge zerging, mag es an der Art der Zubereitung oder an der Art des Hammels gelegen haben, jedenfalls konnten wir ihn früh um vier Uhr auf nüchternen Magen ohne weiteres essen und ich habe sonst immer große Schwierigkeiten, um diese Zeit des Aufbruchs etwas herunterzuwürgen. Kein Restaurant in Teheran kann den Kebäp so machen wie die Hirten am Azäd-Kuh!

Bald nach diesem Essen schliefen wir traumlos und tief, nur einmal durch im Halbschlaf vernommenes Rufen und Hundegeheul unterbrochen, als ein Geier ein Schaf riß. Bei Anbruch des Tages wachte der Ludwig auf und kaum hatte er die Augen aufgetan, da bemerkte dies schon ein Hirte und kam eilig den Bergabhang von seinen Schafen hinuntergelaufen, wohin er anscheinend die Nacht über gegangen war. Ludwig hatte keine Lust, schon aufzustehen und schlief noch ein kleines Weilchen. Als er zum zweiten Male aufwachte, sah er neben sich den Hirten liegen, der sich, um nicht zu stören, wach niedergelegt hatte. Beim zweiten Augenöffnen stand er sofort auf und machte Feuer für uns. So war an dieser Feuerstelle in der Einsamkeit des Hochgebirges, auf Geröll und zwischen Disteln, für uns gesorgt als ob wir Könige wären. Beim Abschied suchten wir uns irgendwie erkenntlich zu zeigen und wollten den Hirten einige Toman in die Hand drücken — unsere zu Geschenkzwecken mitgenommenen Feuerzeuge hatten wir auf dieser Tour leider nicht im Rucksack —, aber sie nahmen nichts an und wenn wir sie recht verstanden haben, so sagten sie: „Das, was der Herr uns geschenkt hat, das schenken auch wir."

Wir suchten nun einen Einstieg zum Westgrat des Azäd-Kuh und erkannten gleich am Fuß, daß es sich nicht, wie es vom Süden aus schien, um einen Grat, sondern um ein Gewirr von Graten und Schluchten handelte. Durch diese suchten wir uns unschwierig einen Weg, teils kletternd, teils über unangenehme Geröllfelder an Höhe gewinnend.

Einmal öffnete sich uns der Blick auf einen prächtigen, steilen und eine gute Kletterei versprechenden Nordwestgrat, der auf einen großen Aufschwung im Westgrat führt. Ebenso konnten wir später noch einen Grat entdecken, der nordwestlich direkt zum Gipfel führt, auch hier war also die Nordseite des Berges viel eindrucksvoller als seine Südseite. Schließlich erreichten wir einige Zeit nach den Kameraden den Gipfel, die sich, als rote Punkte an ihren Anoraks erkennbar, schon wieder auf dem Abstieg befanden. Auch hier ein Steinmann, persische Inschriften auf Tafeln und in einem kleinen Blechröhrchen sogar eine Art Gipfelbuch. Der Berg ist anscheinend, wie auch die Hirten berichtet hatten, schon öfters von Persern bestiegen worden, allerdings höchstwahrscheinlich nicht über unseren Westgrat und sicher nicht über den Südpfeiler, den die Kameraden, wie wir später erfuhren, mit einigen Haken bezwungen hatten. Der Südpfeiler bewegt sich im Schwierigkeitsgrad IV und führt von der Südseite auf den Ostgrat, auf dem man dann den Gipfel gewinnt. Der Ostgrat bringt dann nur noch die Schwierigkeiten, die es bereitet, ein Geröllfeld bergauf zu gehen. Auch im Westgrat liegt viel Geröll, im ganzen ist dieser aber eine Tour im Stil der Watzmann-Ostwand auf dem Berchtesgadener Weg; keine klettertechnischen Schwierigkeiten, aber eine lange und großzügige Tour.

Die prächtigen Felsgrate auf der Nordseite des Äzäd-Kuh mußten wir uns leider versagen, da sie den Verzicht auf andere Berggruppen bedeutet hätten. Wir hatten keinen Proviant mehr und hatten einen Ruhetag nötig, waren wir doch über fünf Bergkämme durch das ganze Gebiet in 30 km Luftlinie von Süden nach Norden gequert und hatten dabei sicher 60 km Fußmarsch zurückgelegt. Dazu hatten wir fünf Tage gebraucht und, außer am ersten Tag, unser Gepäck selbst getragen. In dieser Zeit hatten wir fast alle Gipfel des Gebietes erstiegen, wenn man das weiter östlich gelegene eigentliche Kolumbästeh nicht mitzählt, sowie eine Kartenskizze der Gegend angelegt. Wir beschlossen also, das Äzäd-Kuh-Gebiet zu verlassen und in das bekanntere des Alam-Kuh überzusiedeln. Eberhard, Rudi und Karl gingen zu ihrem Lager im Wärangerud-Tal zurück, wo der Mulitreiber sie abholen sollte; Ludwig und ich wollten einen Zugang zum Äzäd-Kuh vom Norden erkunden. So liefen wir nun nach dem Rat unserer Hirten über einen Paß zum Dorf Illikä, von wo nach deren Aussage ein Autobus nach Gäch-i-Sar gehen sollte. Sie meinten, das Dorf läge zwei Stunden entfernt, aber es waren sechs Stunden, fünf zu Fuß und eine auf Mulirücken. Ein rechter Leidensweg, denn immer, wenn es aussah, als sei man gleich auf dem Paß oder auf der anderen Seite im Dorf, dann schob sich in den scheinbar sanften Hang wieder eine tiefe Schlucht ein, wir zählten über zehn. Außerdem störte mich eine zweimarkstückgroße Blase mitten auf der Fersensohle, so daß sich der eine Fuß schlecht zum Abstieg auf Geröll eignete. Teilweise bin ich damit Schutthänge in Eistechnik abgestiegen, mit dem Gesicht zur „Wand". Tatsächlich aber fanden wir den besten Zugang zum Äzäd-Kuh. Er führt zum Dorf Illikä, zu dem man mit dem Auto fahren kann, von dort über das Dorf Kälbängäh und einen Paß direkt auf die Nordwestseite des Äzäd-Kuh hin, die seine ausgesprochene „Schokoladenseite" ist. Dieser Ausgangspunkt liegt wesentlich näher am Äzäd-Kuh und anderen lohnenden Objekten der Gruppe, als unser Ausgangspunkt Välätérud.

Auf dem Weg nach Illikä begegnetem wir einem Hirten, der die uralte Frage der homerischen Hirten an uns richtete, die uns aus alten Sagen und Märchen bekannt ist, aber deren Bedeutung sich in unserer modernen Welt verschüttet hat: „Woher kommst du? Wohin gehst du?" Diese Formel, die dem Fremden und Wandernden seine Fremdheit nimmt, teilt seine Reise gewissermaßen in Abschnitte, denn überall, wo er so gefragt worden ist, hat eine Begegnung stattgefunden und ein kleines Verweilen, das ihn in das Hier und Jetzt einordnet und seine Reise bedeutungsvoll macht. Denn das, was auf einer Reise Bedeutung hat, sind immer die Stationen, wo man sieht und in sich aufnimmt und nicht die Zeit der bloßen Fortbewegung. Und wir haben hier Station gemacht in unserer Vergangenheit, denn auch unsere Vorfahren haben diese beiden Fragen ausgesprochen, als das Land noch nicht so dicht besiedelt war. Hier ist mir ein Sinn unserer Reise klar geworden, denn nicht die Moscheen mit all ihren Ornamenten und nicht der Basar mit

all seinem bunten Leben und Handel offenbaren den Orient so wie unsere Hirten, die fragen: „Woher kommst du? Wohin gehst du?"

Am Abend des nächsten Tages war unser Lager schon nach Rudbärak verlegt. Der nächste Tag sollte ein Ruhetag sein, verging aber mit Packen und Feilschen mit den Maultiertreibern. Am folgenden Morgen zogen die Kameraden dem Chäläh-Kamm entgegen, ich blieb zurück, um meinen Fuß zu pflegen, das Lager abzubrechen und das Auto in Rudbärak in Verwahrung zu geben. Auch daran ketten sich wieder eine Fülle von Erlebnissen. Hier sei nur ein plötzlich bayerisch sprechender Perser in Hassan Kief — dem Hauptort des Tales — erwähnt, der in seine Rede viele „ja mei", „ah geh" und „is des bleed" einfließen ließ. Wir verglichen Rudbärak mit Ruhpolding, ein Vergleich, der gar nicht einmal so übermäßig hinkt. Allerdings ist der Fremdenverkehr in Rudbärak vergleichsweise gering, aber eine Perle von Bergdörflein ist es auch.

Einen Tag später als die Freunde stieg ich dann ebenfalls zum Chäläh-Kamm auf. Unterwegs bekam ich aufdringliche Begleitung, die sich weder durch Rennen noch durch lange unmotivierte Pausen abschütteln ließ. Das einzige, was schließlich half, war ausdauerndes Schweigen. Mit der Anrede: „Ihr, die Ihr schweigt" verabschiedete sich der Begleiter etwas verärgert. Ich brauchte zehn Stunden bis zu einem Kessel unterhalb des Chäläh-Kammes, wo unsere Zelte standen. Für einen „Hüttenhatscher" ist es ziemlich weit, allerdings gibt es unterwegs einige Teehäuser, wo man einkehren kann. Wir hatten das auf der Karte schon festgestellt und erwarteten etwas Hütten-Ähnliches. Die meisten erwiesen sich jedoch als unregelmäßige Steinhaufen, aus denen es rauchte und aus denen, wie Diogenes aus der Tonne, der Wirt hervorkroch.

Am Chäläh herrschte Sturm, der die vergangene Nacht fast die Zelte der Freunde weggerissen hätte, wenn sie nicht mit Gummischnüren ausgestattet gewesen wären, die sich in dieser Situation ausgezeichnet bewährten. Ein Viertausender im Ostgrat des Äläm-Kuh sowie der Chäläh waren schon bestiegen worden, von weiteren Unternehmungen war wegen des Sturmes abgesehen worden. Auch am folgenden Tag war der Auftrieb noch gering, denn die Tal-Tage waren alles andere als Ruhetage gewesen. So brachen wir erst im Laufe des Nachmittags in Richtung auf den Äläm-Kuh auf. Wir wollte ihn über den Ostgrat besteigen, eine Tour, die schon 1936 von Ludwig Steinauer zum ersten Male begangen worden ist und inzwischen mehrmals wiederholt wurde. Man muß einen Tag dafür rechnen, wir richteten uns deshalb von vornherein für ein Biwak ein. Zunächst erstieg ich allein den Gipfel des Chäläh, auf dem manche von uns schon am Tag zuvor gewesen waren, über ein mühsames Geröllfeld. Von dort sahen wir zum ersten Male in die Nordwand des Äläm-Kuh, wo die schwierigste Kletterei im Elburs zu finden ist. Sie ist ebenfalls von Ludwig Steinauer mit Wolfgang Gorter zum ersten Mal 1936 bezwungen worden und wurde 1954 von Franzosen und Persern auf einem anderen Weg zum zweiten Male durchstiegen. Zu ihren Füßen liegt der Sarchäl-Gletscher und zum ersten Male in Persien sahen wir eine Gebirgskulisse, die mit den Alpen vergleichbar ist. Im Norden des Chäläh erhebt sich der Siäh Käman, eine schwarze, sehr regelmäßige Pyramide, die an jenem Tag scharfkantig aus dem gewaltigen Nebelmeer ragte, das sich von unseren Füßen bis zum Kaspischen Meer erstreckte. Ich saß auf dem Gipfel des Chäläh im eisigen Höhenwind und dachte an den gestrigen Tag, als ich Stunden um Stunden zuerst unter den Wolken, dann durch Nebelschwaden in nieselnder Feuchtigkeit gegangen und zuletzt mit dem Kompaß meinen Weg bestimmend endlich aus dem Wolkenmeer hervorgetaucht war. Zunächst die Umrisse der Berge noch geheimnisvoll verschleiernd hatte der Nebel sie wild und fremd erscheinen lassen, bis zuletzt ein strahlender Sonnenschein die Wirklichkeit des alten und schon brüchigen persischen Gebirges wiederhergestellt hatte. Dennoch war durch die nun mir zu Füßen liegende Wolkenschicht ein eigenartiger Glanz auf der kahlen Landschaft gewesen, so daß ich die zehn Stunden Weg kaum noch gespürt hatte und wieder schneller gegangen war, worüber ich beinahe an den Zelten der Freunde vorbeigelaufen wäre. Nun saß ich schon weit über den Wolken in der Abendsonne, die das Nebelmeer in strahlender Helligkeit leuchten ließ. Da sie aber wenig Wärme

brachte, wischte ich meine Gedanken an gestern und ein vom kalten Wind hervorgelocktes Nasentröpferl fort und sprang den blockigen Geröllgrat hinunter zu den Kameraden, die ja schon am vorigen Tag auf diesem Gipfel gewesen waren, der uns den ersten Blick in die schöne Gruppe öffnete. Bei ihnen angekommen, mußte ich hören, daß ich eben das Gebrüll eines Bären verpaßt hätte, es wäre ganz deutlich bei ihnen zu hören gewesen. Der Ludwig war die ganze folgende Zeit sehr nachdenklich und später erzählte er mir, daß er immer überlegt hatte, wie man das Schießen einer Farbaufnahme mit einer raschen Flucht verbinden könne, falls der Bär plötzlich nach Umgehung eines Felsvorsprunges vor uns stünde. Leider ist diese Situation nicht eingetreten, denn was auch immer passiert wäre, einen Bären in Großaufnahme hätten wir jetzt.

Vom Chälän zieht ein Grat vom Süden nach Norden auf den Siäh Säng Kuh. Hier ist nun etwas zu den Namen der persischen Berge zu sagen. Professor Bobek und D. L. Busk beschreiben beide die Schwierigkeiten, denen sie bei der Namensfeststellung der Gipfel begegnet sind. Die Hirten eines jeden Tales haben häufig für denselben Gipfel einen anderen Namen, naturgemäß benennen Hirten nur Weideplätze eindeutig, nicht aber Gipfel, letztes bleibt den unmittelbar interessierten Bergsteigern vorbehalten. Busk schlug daher vor, den Bergen einfach Namen zu geben und dabei zu bleiben und Bobek meint, daß mit einer genauen Karte, wie er sie für dieses Gebiet geschaffen hat, die Namensgebung schon eine gewisse Fixierung erfährt. Nun haben wir jedoch festgestellt, daß inzwischen die persischen Bergsteiger eine eindeutige Nomenclatur für das Äläm-Kuh-Gebirge haben, die in gewissen Zügen von der Karte Bobeks abweicht, jedoch weitgehend mit der von Busk und der englischen Expedition von 1956 übereinstimmt. Ich halte mich im Folgenden an die Namen der persischen Bergsteiger und füge in Klammern diejenigen der Karte von Professor Bobek hinzu.

Wir kamen also vom Chälän her und bestiegen nun den Siäh Säng Kuh (Siäh Kämän)[3] über dessen Nordgrat. Wir kletterten frei und ohne Seil, die Schwierigkeiten waren gering, aber es gab luftige Stellen. Ein Steinbocklitz sah mir längere Zeit mißtrauisch beim Höhersteigen zu und äugte mit schrägem Kopf die Wand hinunter, wo eine unerwartete Konkurrenz gleich in einem Rudel daherkam. Als ich den Grat erreichte, sprang es in einer Weise davon, vor der unsere Gemsen neidisch werden könnten. Wir haben hie und da Steinböcke gesehen, die in den persischen Gebirgen sehr zahlreich sind, und ein derartig halsbrecherisches Herumspringen in den Felsen hatten wir noch nie beobachtet.

Als ich, der ich vorausgeklettert war, eben den Gipfelturm des Siäh Säng Kuh (Siäh Kämän) erreichte, versank die Sonne hinter dem Täcḥt-i-Sulaimän, dem Thron Salomons und das Nebelmeer färbte sich weithin violett. Die Berge standen schwarz wie Scherenschnitte rings im Umkreis und während ich auf dem schmalen Gipfelturm des über 4500 m hohen Berges saß, verdichtete sich langsam die Dunkelheit, die aus den Tälern kommend die hohen Gipfel mehr und mehr einhüllte. Plötzlich erkannte ich, daß man schon die Sterne sah und zugleich drangen das fröhliche Geschrei der Kameraden und gleich darauf sie selbst auf mich ein und auf dem schmalen Gipfel gab es ein kurzes Gedränge. Wir stiegen gemeinsam noch ein Stück ab und richteten uns in einer kleinen Scharte auf 4500 m Höhe ein Biwak ein. Eine Steinmauer wurde errichtet, der Primuskocher mit vieler Mühe im Streit mit dem Wind entzündet und aus einem Brocken hart gefrorenen Firns entstand ein heißes Dörrobstkompott. Vor und hinter uns wachten zwei kleine Grattürme mit kantigen Gesichtern über uns, und zwischen den beiden blinkten die Sterne.

Der Morgen war kalt, denn unser Firnbrocken war noch immer steinhart. Wir packten unsere Schlaf- und Biwaksäcke zusammen und wanderten weiter über den Grat. Wir gelangten zu einem großen Geröllhang, an dessen Ende der Gipfel des Äläm-Kuh auf uns zu warten schien. Wir erreichten auch zwei Stunden später den höchsten Punkt auf einem schmalen schrägen Turm, der zwar ein gut Stück höher als der Siäh Säng Kuh

[3] Die Perser geben diesen Namen dem pyramidenförmigen Gipfel nördlich des Chalan, auf Bobeks Karte P. 4490.

war, der aber den Aläm-Kuh noch weit entfernt zeigte. Wir befanden uns auf dem Gipfel des Schächak (bei Bobek unbenannt), wie wir später von persischen Bergsteigern erfuhren. Der Abstieg von diesem Gipfel in Richtung auf den Aläm-Kuh schien eine recht luftige Angelegenheit zu sein, wir hatten aber in dem Gedanken, den Aläm-Kuh selbst vor uns zu haben, die Seile am Fuß des breiten Geröllfeldes liegen lassen, so daß wir nun umkehren und den Schächak mit Seil zum zweiten Male besteigen mußten. Zwei Stunden später waren wir jedoch auf dem eigentlichen Gipfel des Aläm-Kuh (4840 m), 30 m höher als der Mont Blanc. Der Gipfel besteht aus äußerst wackligem Blockwerk, das bei dem geringsten Anlaß in die Tiefe poltert. Es sind große Granitquadern, in deren Zone man vom Osten kommend erst kurz unterhalb des Gipfels gelangt. Den Ostgrat beherrschen Sedimentgesteine, während die berühmte Nordwand aus dem gleichen hellen Granit wie der Gipfel besteht.

Wir blieben nicht lange oben sitzen, denn immer noch ging ein kalter Wind. Der Abstieg brachte uns teils nach Süden ins Hassär Chäl, das Tal der tausend Mulden, teils über Ausläufer des Aläm-Kuh-Ostgrates zurück zum Lager am Chälän. Der Mulitreiber war schon bestellt, auch dieser kam zuverlässig zur richtigen Zeit uns abzuholen, so daß wir am Vormittag des darauffolgenden Tages wieder aus der leuchtenden persischen Sonne in ein feucht-kühles Nebelmeer eintauchten. Am Punkt unseres Basislagers angekommen, wurde noch der mehrtägige Biwakdreck in den Sardäb Rud, den Fluß der kalten Wasser, gespült und damit war unser Ausflug in das Gebiet des Aläm-Kuh beendet. Hier haben wir nur wenige Gipfel bestiegen, insbesondere haben wir dem zweitwichtigsten Berg der Gruppe, dem Täcḥt-i-Sulaimän, keinen Besuch abgestattet. In dieser Gruppe, die die bekannteste und bestiegendste von Persien ist, hatten wir mehr das Ziel, Persien nicht zu verlassen, ohne dies sein alpinstes Gebirge kennengelernt zu haben als das, es gründlich zu durchwandern und möglichst viele Gipfel zu besteigen. Dies haben andere bereits vor uns besorgt.

Nach einem kurzen Intermezzo an der Kaspischen See, wo wir in der Brandung dieses fast süßen Meeres gebadet und uns einen tüchtigen Sonnenbrand geholt hatten, ging es über den Chälus zurück nach Teheran. Die Klimascheide des Elbursgebirges wurde uns auf dieser Paßfahrt deutlich, denn schlagartig mit der Paßhöhe verschwanden die dampfenden Nebel des Kaspischen Meeres und die immer gleich brennende Sonne drang wieder auf uns ein.

Unser nächstes Ziel war der Demawend. Er ist mit 5670 m der höchste Berg Irans, ein alleinstehender Vulkan inmitten von Bergen, die nur die Viertausendmetergrenze erreichen. Er ist bis auf einige Schwefeldämpfe, die er aushaucht, nicht mehr in Tätigkeit. Seine Nordseite ist vergletschert und wurde verschiedentlich durchstiegen, sie bietet eine große Eisfahrt. Die Südseite ist nichts weiter als ein langer Marsch durch Distelfelder, Geröll und Büßerschnee. Als Büßerschnee werden die auch in den Anden auftretenden seltsamen Firnformen bezeichnet, die wie die Kapuzen von spanischen Bußprozessionen zu tausenden auf einem Schneefeld stehen, alle leicht in die gleiche Richtung gebeugt. Über diese Südseite bestiegen wir den Berg, eine Tour, die so häufig gemacht wird und in der Literatur schon so oft beschrieben worden ist, daß sich Näheres hier erübrigt. Wir sind ohne die Hilfe von Mulis von der Straße aus in 24 Stunden, ein Biwak eingeschlossen, hinauf- und wieder hinuntergerannt, so daß die Besteigung, wenn auch nicht schwierig, so doch recht anstrengend war.

Wieder in Teheran, die Gastfreundschaft eines Münchner Ehepaares genießend, die uns vor den räuberischen Teheraner Hotels rettete, waren wir doch froh, nun den immer gleichen braunen Hochflächen des südlichen Elburs entronnen zu sein. Das Land übt einen starken Einfluß aus und nur schwer läßt sich europäische Zielstrebigkeit mit der freundlich nachgiebigen Betrachtungsweise der Dinge im Orient vereinigen. Und wenn die Berge im Elburs so sind, daß man von ihnen keinen großen bergsteigerischen Ruhm heimbringen kann, so haben sie uns gewiß eines gegeben: Ein Stück Heiterkeit und Geduld des Orients.

---

Anschrift des Verfassers: Nikolaus Graf Blücher, Beutelsbach-Remstal, Buhlstraße 54

# Die Latsche

(PINUS MUGO TURRA var. PUMILIO [HAENKE] ZENARI)

**Schutz und Schatz unserer Hochalpen**

Von Friedrich Morton

Vor mir liegt eine übermäßig steile Schutthalde und tiefer unten eine lotrechte Wand, die viele Hunderte von Metern mißt.

Ich zögere einen Augenblick. Ein Ausrutschen käme dem Ende gleich. Da entdecke ich zwischen den Hochnebeln, die wie ein Schleier den Berg umkosen, ein breites Latschenband. Sofort gehe ich die Überquerung an. Die da unten würden mich in ihre federnden Arme nehmen, die Latschen, die knapp über dem Abgrunde leben, die ihre Äste überhängen lassen, die jahraus, jahrein von einer Lawine überrollt werden, sich ducken und wieder ihr Haupt erheben!

Es wäre müßig, hier die hohe Bedeutung der Latsche besonders herausstellen zu wollen! Jeder Naturfreund kennt sie, und doch ist sie in unserem Lande schutzlos der Dummheit und Habgier, der Zerstörungswut der Masse preisgegeben!

Besonders dort, wo sie — wie z. B. in Mooren tief ins Tal hinabsteigt, ist sie am meisten gefährdet. Zu Allerheiligen wandern ganze Scharen tagaus, tagein hinaus, mit kleinen und großen Rucksäcken, mit Riesensäcken, die eigens zusammengeschneidert wurden und kehren, tief unter der Last gebeugt, in die Siedlungen zurück, um das duftende Gut zu Geld zu machen.

Um die Bergbahnen herum wirds immer lichter. Es genügt nicht ein Zweig, es müssen Riesenbuschen sein!

Wo gar die Latschenbrennereien ihr Wesen treiben, da gibt es kein Erbarmen! Die Maschinen zerkleinern mit gefräßiger Wut Zweiglein und Zweige und Stämme und endlose breite Gassen des Todes entstehen ...

Durch viele Jahre konnte ich die entsprechenden Vorgänge im Reiche eines großen Skizirkus verfolgen. Da und dort wurde eine Abfahrt aus dem Latschenbestande herausgeschlagen, die Gassen vereinten sich zu breiten Flächen, aus denen heute die grellweißen Kalksteine in immer größerer Zahl herausseh'n, auf denen die Erde immer mehr verschwindet, die keine Alpenblumen mehr zeigen, sondern bestenfalls vom wertlosen Bürstling besetzt sind.

Diese Entblößung des Bodens ist grauenvoll! Da und dort steht noch eine kleine Latscheninsel. Sie braucht gar nicht übermäßig groß sein! Selbst, wenn sie nur mehrere Meter im Geviert mißt, führt sie uns bereits in eine andere Welt! Ringsherum steht ein Kranz blühender Alpenrosen. Vielleicht sehen wir auch den schönen Alpenlattich in Blüte oder die Österreichische Gemswurz. Greifen wir in den Boden des Dickichts hinein! Eine Moosdecke, voller Feuchtigkeit, vielleicht mit Flechten gemengt, liegt über einer dicken Nadelstreu. Hier wird Wasser gespeichert, hier entsteht Humus, hier breitet die Latsche ihre schützenden Arme über das Kalkgebirge aus. Schon ein paar Jahre genügen, um nach Vernichtung einer solchen Insel das Gestein hervortreten zu lassen, um jene Vorgänge einzuleiten, die als Verkarstung ganz allgemein bekannt sind.

In meinem Wohnsitze unmittelbar am Nordfuße des Dachsteingebirges habe ich Jahr für Jahr Gelegenheit zu beobachten, was für Zusammenhänge zwischen Verkarstung und Wasserführung bestehen.

Wenn auf dem verkarsteten Plateau oben die Schneeschmelze einsetzt, so benötigt das Schmelzwasser gerade 5—6 Stunden, um in unbekannten unterirdischen Kanälen

das Tal zu erreichen. Oben versinkt es sofort, von nichts zurückgehalten und saust der Tiefe zu.

Um ein oder zwei Uhr Nachmittags beginnen die großen periodischen Quellen, allen voran der „Hirschbrunn" zu „gehen". Ein mächtiger, weiß schäumender Wasserstrahl bricht hervor, und ergießt sich tosend in den See. Wasser, das auf dem Plateau keinen Halt mehr fand, das diesem ganz verloren geht!

Bei schwerstem Regen, wie am 13./14. August 1959, tritt ein ganzer Kranz solcher Quellen in Tätigkeit. Zuletzt kommt der gefürchtete „Brandbach", der 900 m hoch in der Hierlatzwand entspringt und höchste Hochwassergefahr anzeigt. Ungeheure Wassermassen schießen ins Echerntal hinab, das bald einem Strome gleicht. Überall bricht Wasser hervor und strömt so rasch dahin, daß bei 30 cm Höhe ein Stehen unmöglich wird ...

Das sind die Folgen der Verkarstung. Wenn schon das Verständnis für die Erhaltung der Alpenflora fehlt, wenn an die Bedeutung der Latsche für das Wild nicht gedacht wird, wenn der Masse von heute die Natur und ihre Kinder vogelfrei erscheinen, so sollte das Verkarstungsproblem wenigstens die Geister wach rütteln, denn Verkarstung — kostet viel Geld und dafür hat auch die Masse Verständnis!

Nun muß ich die Geduld des Lesers etwas in Anspruch nehmen, da ich ihm ein paar Latschenbestände vorführen will, wobei die Aufzählung verschiedener Pflanzen nicht umgangen werden kann.

Ich nenne zunächst einen halbwegs unberührten Latschenbestand aus dem Höllengebirge aus 1630 m Höhe. Die Latsche wird hier 250 cm hoch und bildet einen geschlossenen Bestand, der nur mit Mühe begangen werden kann.

In diesem Bestande finden wir nun die Fichte, die uns viel zu erzählen hat. Ich sehe Baumstümpfe (der Fichte), die einen Durchmesser bis 55 cm haben! Daneben stehen Fichten, die bei einem ∅ von 25 cm 6—8 m hoch sind, ferner Fichten, die bei 40 cm Höhe abgeschnitten wurden und austreiben, Fichten mit 1—3 m Höhe und einzelne tote Bäumchen.

Daneben notiere ich noch Erica, Seidelbast, neunblättrige Zahnwurz, Waldstorchschnabel, großblättrige Weide, Vogelbeerbaum, Preißelbeere, zweiblütiges Veilchen und in dichtem Schlusse saure Nadelstreu.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf dem Boden eines ehemaligen Fichtenwaldes mit Latschen befinden. Nach Vernichtung dieses breitete sich die Latsche zu geschlossenem Bestande aus. Der kräftige Nachwuchs von Fichten zeigt, daß ohne weiteres ein Fichtenwald wieder aufkommen könnte, wenn der Mensch die Natur sich selbst überließe!

Der geschilderte Latschenbestand bietet einen prächtigen Anblick! Die mächtigen, bis schenkeldicken Stämme erreichen Längen bis zu acht Meter, liegen mehrere Meter auf dem Boden und richten sich erst dann schräg auf. Der Beschauer vermeint, eine Riesenschlange zu sehen, ein Gebilde aus urweltlichen Zeiten, so sehr wirken diese bis 30 cm im ∅ haltenden Stämme, über denen sich ein oft undurchdringliches Dickicht erhebt.

Ein anderes Beispiel! Im Höllengebirge, bei 1710 m. Die Latsche, 200—280 cm hoch, bildet einen prächtigen, geschlossenen Bestand. Fichten, bis 3 m hoch, stehen dazwischen. Darunter schöner Stockwerksaufbau. Die Engelwurz erzeugt mit ihren horizontal aufs Oberlicht eingestellten Blättern, zusammen mit dem Alpendoste eine geschlossene Decke, unter der noch der Sauerklee, das zweiblütige Veilchen und Blätter der quirlblättrigen Weißwurz (Polygonatum verticillatum) und der rundköpfigen Rapunzel (Phyteuma orbiculare) siedeln. Der saure Humusboden ist mit einer dicken, nassen Nadelstreu bedeckt.

Unmittelbar daneben wurde der Latschenbestand, der s. Z. aus einem lichten Fichtenwalde mit Latschen hervorgegangen war, zur Gänze geschwendet. Ein trostloser Anblick bot sich mir dar!

Vor dem hohen Latschenbestande grinsten mir die Leichen umgehackter Latschen in wirrem Durcheinander entgegen! Herrscher in diesem Reiche der Verwüstung war der Bürstling (Nardus stricta) und neben ihm die rasige Schmiele (Deschampsia caespitosa)!

Dazwischen fanden sich noch Blätter der Engelwurz, das Ruchgras, absterbende Heidelbeere und Preißelbeere, weißer Germer, höchst kümmerlich, spärliche Reste der rauhhaarigen Alpenrose, Rosetten des echten und verschiedenfarbigen Brandlattichs (Homogyne alpina und discolor), vereinzelt ährige Rapunzel (Phyteuma spicatum) und das acidiphile Moos Polytrichum juniperinum.

An einer anderen Stelle des Höllengebirges, bei 1580 m, hatte die Schwendung, die ich mitangesehen hatte, zu einer völligen Veränderung des Bildes geführt. Wer nicht früher den Latschenbestand gesehen hatte, würde es einfach nicht für möglich halten, daß in wenigen Jahrzehnten das Pflanzenkleid so von Grund auf geändert werden konnte!

Der Bürstling, dem Aichinger eine ausgezeichnete kleine Monographie widmete („Der Bürstling und seine Bekämpfung". Selbstverlag des Alminspektorates des Amtes der Kärntner Landesregierung, o. J.), bildet eine geschlossene Decke. Außer dem Bürstling finden wir nur noch eine einzige Pflanze, den pannonischen Enzian, den ich oft in Gesellschaft des Bürstlings beobachtete. Da irgend eine pflegliche Wirtschaft hier nicht stattfindet, ist die Verdrängung des Bürstlings durch wertvollere Weidepflanzen nicht möglich.

Wo Fichtenwald nahe seiner oberen Grenze geschwendet wird, kann dies zu einer Ausbreitung der Latsche führen. So finden wir beispielsweise im Katergebirge (bei Bad Ischl) Reste eines prächtigen Fichtenwaldes zwischen 1500 und 1600 m. Riesen stehen noch hier, wie sie einst zur Herstellung der Einbäume verwendet wurden. Nun wurden 60—70% der Fichten, die bis 1 m Durchmesser hatten, herausgeschlagen. Die Latsche breitete sich aus, örtlich entstand Rohhumus und auf diesem üppigst die Heidelbeere und auch die Preißelbeere sowie der echte Brandlattich als acidiphile Pflanzen. Wo aber nackter Kalk hervortritt, wo die Steilheit des Geländes zu rascher Entwässerung führt und wo die Südexposition Wärme sichert, da sieht es mit der Rohhumusbildung schlecht aus und zwischen den Latschen haben wir das Alpensonnenröschen, das bunte Elfengras, Jacquins Ziest (Stachys Jacquini) und den schönen breitblättrigen Bergkümmel.

Durch Jahre ging ich der Frage nach, wie es an der oberen Verbreitungsgrenze der Latsche aussieht, ob sie dort im Vordringen ist oder ein Rückschritt zu verzeichnen ist.

An Hand zahlreicher Bestandesaufnahmen konnte ich, insbesondere im Dachsteingebirge, feststellen, daß die Latsche nahezu überall Fuß zu fassen vermag. Dabei kann eine interessante Sukzession festgestellt werden.

Irgendwo, meist in Nähe einer Schutzhütte, wurde ein Latschenbestand, zwischen 1900 und 2100 m natürlich ganz niederwüchsig, geschwendet. Auf dem ganz entblößten Fels entwickelte sich die Polstersegge und in ihrer Gesellschaft das Alpen-Sonnenröschen, der stengellose Enzian, das stengellose Leimkraut u. a. Mitten drin kam eine Latsche zur Entwicklung. Sie ist erst 20 cm hoch, aber üppig, und unter ihr finden wir bereits eine saure Nadelstreu, auf der sich das acidiphile Moos Rhacomitrium lanuginosum ausbreitet.

Selbst bei 2000 und 2100 m, in Westexposition, mit der andauernde Weststürme verbunden sind, finden wir die Latsche. Sie sieht hier anders aus als sonst. Ich bezeichnete diese Wuchsform hier als „Fächertypus".

Der Stamm liegt frei auf dem blanken, nur von Steinflechten bewachsenen, bis 40% geneigten Kalkfels. Er kann ein bis eineindeinhalb Meter lang werden. Die Krone breitet sich oben aus, wo der Fels mehr minder waagrecht wird. Wie ein Fächer oder ein Palmblatt sieht die Krone aus, die oft nur 3—5 cm hoch wird. Diese Auffächerung gewährleistet beste Lichtausnützung, andererseits ist es wegen der Stürme von Vorteil, daß die Krone sich so wenig über die Unterlage erhebt.

Das Alter dieser Kämpfer im Hochgebirge ist oft erstaunlich! Ebenso das außerordentlich langsame Dickenwachstum! Einige Zahlen mögen dies vor Augen führen.

| Stammquerschnitt in mm | Alter in Jahren |
|---|---|
| 63 × 72 | 350 |
| 33 × 45 | 270 |
| 45 × 63 | 250 |
| 33 × 35 | 280 |
| 18 × 21 | 230 |

Ich bin immer wieder erstaunt, wenn ich so ein Stämmchen sehe, das nicht viel über daumenbreit ist und auf fast drei Jahrhunderte zurückblicken kann, das zur Welt kam, als der Westfälische Friede geschlossen wurde und die Türken Europa in Schrecken versetzten!

Die Jahresringe liegen so enge beisammen, daß sie nur mit stark vergrößernden Lupen gezählt werden können.

Schließlich nimmt aber auch dieses zähe Latschenleben ein Ende! Der Stamm ist schon entrindet und oft durch Sandgebläse glatt gescheuert. Vielleicht sind noch ein paar Nadelbüschel vorhanden, einmal zählte ich deren nur mehr acht! Ich hatte das Gefühl vor einer Kerze zu stehen, die am Verlöschen ist und mühsam die letzten Wachsreste aufsaugt, um, fast verlöschend, doch noch einmal aufzuflackern, ehe es für immer vorbei ist.

Sehr sehr lange liegen solche toten Stämme auf dem Fels, ehe sie vermodern. Sie zeigen sehr schön den oft zu beobachtenden Drehwuchs, der entweder dem Sonnenlaufe folgt — die Einheimischen sprechen von „nasinnigem Holze" — oder entgegengesetzt verläuft („widersinniges Holz").

Dann ist nur mehr das bleiche Stämmchen, wie ein Gerippe in der Wüste, vorhanden. Die Verkarstung hat freie Hand. Wenn aber der Mensch nicht verwüstend eingreift, bringt die Natur oft erfolgreich vor. In Kalkwannen siedeln sich Pioniere an, die Silberwurz (Dryas), die Polstersegge. Auf einmal sprießt aus ihrem geschlossenen Rasen eine kleine Latsche hervor, der Boden wird saurer, die Polstersegge muß weichen, Vaccinien kommen, die Gemsenheide und andere. Eine einzige Latschenpflanze vermag ungeheuer viel! Wenn dann andere Latschen aufkommen, kann ein geschlossener Bestand entstehen. Rhododendron blüht am Rande und der rundblättrige Steinbrech, der bei keinem Almbuschen fehlen soll, auch der pannonische Enzian entfaltet seine im Abendsonnenlicht rubinartig leuchtenden Blüten.

Das alles verdanken wir der Latsche!

Wer ein Bergsteiger guten Schlages ist, der in die Berge geht, um ihrem Zauber zu verfallen, der liebt die tapfere Latsche! Wie schön ist es, irgendwo hoch oben, am Rande eines Latschenfeldes eine besinnliche Stunde zu genießen, den Rücken an die federnden Äste zu lehnen, den Harzduft einzuatmen, mit der Hand über die Nadelbüschel zu streichen, ein Stämmchen anzufassen und sich in Ehrfurcht vor seinem Alter zu beugen und gleichzeitig den Blick in der Runde der vielen, vielen Berge schweifen zu lassen, die alle den grünen Pelz der Latsche tragen!

*

Dem Österreichischen Alpenverein bin ich für Gewährung einer Subvention für meine Untersuchungen zu größtem Danke verpflichtet. Die ausführliche Arbeit erschien unter dem Titel „Pinius Mugo Turra var. Pumilio Haenke Zenari. Kämpferin und Siegerin im Gebirge" in den „Arbeiten aus der Botanischen Station in Hallstatt", Nr. 206, 1959).

Anschrift des Verfassers: Regierungsrat Dr. Friedrich Morton, Hallstatt/Salzkammergut

# Neues vom Gletscherfloh

Von Friedrich Schaller

Es ist schon mehr als 20 Jahre her, daß der wohl beste Kenner der Tierwelt des Ewigschneegebietes unserer Alpen, Otto Steinböck, im 70. Band der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins über den Gletscherfloh geschrieben hat. Er beginnt seinen Aufsatz mit dem Hinweis, daß der Gletscherfloh Isotoma saltans (Nicolet) eben im Jahre 1939 seinen 100jährigen wissenschaftlichen Geburtstag bzw. Namenstag feiere. Dann zeichnet er ein anschauliches Bild von Aussehen, Lebensweise und Lebensablauf des hochalpinen „Springschwanzes", wobei er freilich manche Frage offen lassen muß, weil noch entsprechende Beobachtungen oder gar Versuche fehlen.

In den Jahren danach ist unter seiner Anregung und Anleitung sogar eine Dissertation über den Gletscherfloh entstanden, die allerdings durch Krieg und Nachkrieg bedingt wenig Neues bringt und auch nicht publiziert worden ist (vgl. Nr. 1 des Schriftennachweises).

Einige eigene Beobachtungen, die geeignet erscheinen, das bisher Bekannte zu ergänzen bzw. richtigzustellen, veranlaßten mich zu dem vorliegenden neuen Aufsatz über den Gletscherfloh, obgleich auch ich noch manche Frage nicht endgültig beantworten kann. Das Studium eines so extremen Hochalpinisten unter den Tieren ist eben nicht so einfach; darauf hat schon Steinböck mehrfach hingewiesen.

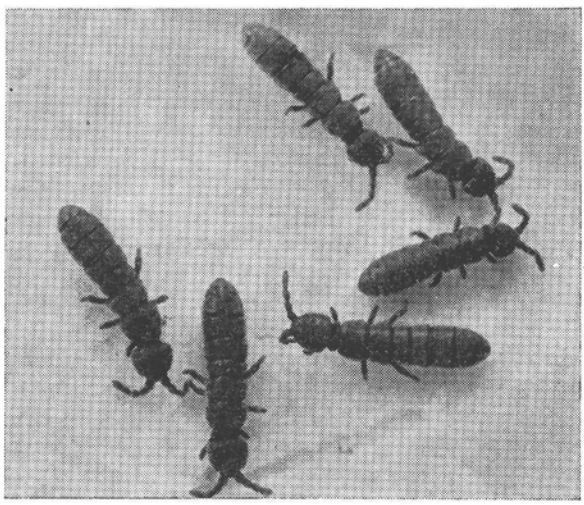
Der Gletscherfloh ist ein Springschwanz (Collembole). Um seinen Bau, seine extreme Lebensweise und sein Verhalten verstehen zu können, muß man erst von dieser eigenartigen Gruppe der sogenannten Ur-Insekten (Apterygoten = Flügellose) allgemein etwas wissen. Die Springschwänze (Collembolen) bewohnen die verschiedensten Lebensräume, vor allem den feuchten Erdboden; einige auch die Oberfläche stehender Gewässer. Die meisten Arten lieben das Feuchte und Kühle; nur dort sind sie überhaupt dauernd lebensfähig. Hitze und Trockenheit töten sie rasch. Viele von ihnen halten im Boden keinen Winterschlaf, sondern bleiben auch bei den dann dort herrschenden Temperaturen um 0° C aktiv. Sie fressen vor allem vegetabilische Substanzen und tragen viel zur Humifizierung des Fallaubs und der Holzabfälle bei. Unter ihnen gibt es in der Unterfamilie der Isotominen mehrere Arten, die dem Gletscherfloh äußerlich sehr ähnlich sind. Ja, mehrere kommen auch im Tiefland während des Winters regelmäßig zur Schneeoberfläche empor; wie überhaupt die Vorzugstemperatur vieler bodenbewohnender Springschwänze wesentlich niedriger liegt als die anderer Insekten.

Unser Gletscherfloh, dessen Aussehen und Bau ja schon O. Steinböck eingehend schilderte, so daß ich lediglich zur Erinnerung einige Mikrophotographien lebender Tiere bringe, gleicht also sehr einem „normalen" Collembolen der Gattung Isotoma. Auch der geschulte Zoologe sieht ihm zunächst kaum an, daß er ausschließlich im hochalpinen Ewigschneegebiet lebt; ganz im Gegensatz zu den vielen hochalpinen und polaren Wirbeltieren, denen man an Lebensform und Färbung sofort ihre Herkunft ansieht. Bei genauerer Betrachtung freilich zeigen sich auch manche „Anpassungen", wie man sie von einem Gliedertier aus so extremem Lebensraum erwarten muß. Sie betreffen die Haut und Behaarung, die Extremitäten und Mundwerkzeuge und vor allem das Verhalten des Gletscherflohs.

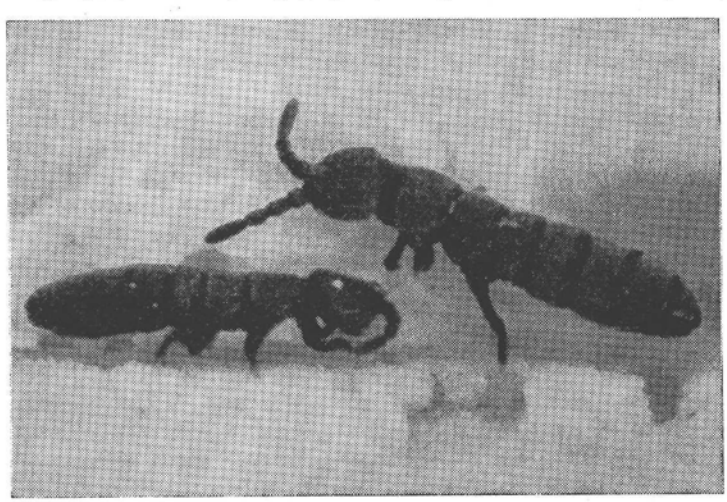
Von allen Springschwänzen, die ich kenne, ist er am stärksten pigmentiert. Unter seiner dünnen Cuticula (Oberhaut) ist eine ungewöhnlich dichte Schicht schwarzblauen Farbstoffes angereichert. Dunkle Pigmentierung ist typisch auch für andere Schneeinsekten (vgl. H. Strübing 1958). Sie wirkt einerseits gewiß wärmeabsorbierend im Sonnenlicht,

andererſeits dürfte ſie auch ein Schutz gegen die im Hochgebirge auf Schnee beſonders ſtarke UV-Strahlung bilden. Letztere Annahme iſt allerdings durch entſprechend vergleichende Beſtrahlungsverſuche noch zu beweiſen.

Daß die eigentümlich reifenartige Behaarung des Gletſcherflohs nichts mit Wärmeſchutz zu tun hat, haben O. Steinböck und ſeine Schülerin V. Barth bereits überzeugend dargelegt. Vielmehr ſind die ſchräg nach hinten abſtehenden lockeren Haarkränze eher als Benetzungsſchutz zu deuten, worüber noch etwas zu ſagen ſein wird.



Das Mikroſkop zeigt auch im Feinbau der Extremitäten und Mundwerkzeuge Unterſchiede zu den äußerlich ſo ähnlichen verwandten Tiefland-Iſotominen. Die Krallen, auf denen die Springſchwänze allgemein laufen, ſind beim Gletſcherfloh ſtumpfer und plumper. Das iſt typiſch für Gliederfüßler, die auf Waſſer leben können, indem ſie auf deſſen feinem Oberflächenhäutchen dahingleiten, ohne es zu durchſtoßen. Hierzu wird aber noch Einſchränkendes zu bemerken ſein. Die Mundwerkzeuge der Collembolen ſind zwar vergleichend noch wenig unterſucht. Trotzdem läßt ſich für den Gletſcherfloh ſagen, daß er beſonders ſtumpfe Kiefer hat, deren breite Molarplatten eindeutig ſchließen laſſen, daß er nur pflanzliche Koſt zu ſich nehmen kann, ohne größere Stücke zerteilen bzw. abrupfen zu können. E. Handſchin und O. Steinböck haben ja ſchon gezeigt, daß Isotoma saltans ausſchließlich Pflanzenfreſſer iſt. Die Frage ſeiner Nahrungsſpezialiſierung wird uns aber auch noch beſchäftigen.



Dieſe kleine morphologiſche Betrachtung läßt ſich grundſätzlich ſo zuſammenfaſſen: Unter den Springſchwänzen ſteht der Gletſcherfloh nicht ganz ſo einmalig da, wie es ſein außergewöhnlicher Lebensraum erwarten laſſen könnte. Lediglich ſeine auffällig ſtarke Pigmentierung unterſcheidet ihn mehr von ſeinen näheren Verwandten. Sonſt könnte er ſeinem Ausſehen nach ſozuſagen auch im Tal leben.

Weſentlich ſpezifiſcher erſcheinen die phyſiologiſchen und verhaltensbiologiſchen Eigenheiten unſeres Tieres, von denen nun die Rede ſein ſoll.

Isotoma saltans ist das Gletschertier par excellence, seine „Vorliebe" für Eis und Schnee geht soweit, daß ihm V. Barth geradezu „chionotaktisches" Verhalten zuschreibt, d. h. den instinktiven Drang zu Eis und Schnee hin. Selbst wenn diese „Chionotaxis" tatsächlich so wirksam ist, wie Fräulein Barth annimmt, so erklärt sie das praktisch ausschließliche Vorkommen der Gletscherflöhe im Gletscherbereich allein nicht. Denn wie Barth selber feststellte, werden sie ja durch Schmelzwasser oder Wind oft weit aus dem Gletschergebiet vertragen und siedeln sich trotzdem nicht dauerhaft außerhalb desselben an. Trotz ihres „normalen" Aussehens müssen die Gletscherflöhe also physiologisch und biologisch auf die extremen Lebensbedingungen ihrer so unwirtlich erscheinenden Lebensstätte angewiesen sein.

Als einer dieser extremen Umweltfaktoren hat gewiß die Temperatur zu gelten. Steinböck wies bereits nach, daß die Gletscherflöhe nicht, wie E. Handschin und andere glaubten, reine „Sommertiere" seien, die lediglich als Eier im Eis „eingefroren" überwintern, sondern daß sie das ganze Jahr hindurch auf oder in dem Schnee bzw. unter dem Schnee oder in den Kryokonitspalten und Löchern des Eises aktiv leben. Die Bedingung dafür, nämlich daß die Temperatur des Schnees, Firns und Gletschereises außer an der Oberfläche auch im Winter kaum unter —2° C sinkt, ist ja, wie wir aus vielen Messungen wissen, gegeben. Die Gletscherflöhe halten also keinen „Winterschlaf". Als Voraussetzung ihrer ununterbrochenen Lebensaktivität aber ist zu fordern, daß ihre sogenannte Optimaltemperatur ungewöhnlich tief liegt. Steinböck's Versuche über das Verhalten von Isotoma saltans bei verschiedenen Temperaturen scheinen dies schon zu bestätigen, obgleich von dem eigentlichen biologischen Temperatur-Optimum eines Lebewesens erst gesprochen werden darf, wenn sein Entwicklungs- und Vermehrungs-Optimum feststeht, d. h. wenn man es bei verschiedenen Temperaturen gezüchtet hat.

Solche nur durch kontrollierte Aufzucht erzielbaren Befunde stehen aber für den Gletscherfloh noch aus; denn auch V. Barth gelang es nicht, ihn zu züchten.

Eine andere Möglichkeit, die Bedeutung des Temperatur-Faktors im Leben eines Tieres genauer zu erfassen, ist gegeben, wenn man sein Temperaturpräferendum (= Vorzugstemperatur) feststellen kann, d. h. den Temperaturbereich, den es selber „freiwillig" aufsucht. Solche Versuche habe ich mit Tieren, die vom Mittelbergferner nahe der Braunschweiger Hütte stammten, gemacht. Sie konnten in einer kleinen Glaswanne mit gleichmäßig feuchtem Gipsboden zwischen einem Temperaturgefälle von +1° C bis +22° C wählen, d. h. auf dieser Temperaturorgel beliebig hin und her laufen. Das Licht kam gleichmäßig von der Seite. Die Temperatur wurde mit einem elektrischen Temperaturfühler punktförmig gemessen[1].

Von 40 in der Mitte eingesetzten Tieren waren nach 20 Minuten 30 auf der kalten Seite bei +1 bis +2° C versammelt. Sieben liefen noch im mittleren Bereich unter +10° C herum, drei waren ungerichtet springend in den wärmeren Teil der „Orgel" geraten und lagen dort unbeweglich. Dieses Ergebnis war grundsätzlich beliebig oft zu wiederholen.

Mit dem elektrischen Temperaturfühler konnte ich nun auch die Punkte genau messen, an denen die überwiegende Mehrzahl der Tiere vor der wärmeren Zone umkehrte (Schrecktemperatur). 15 solcher Messungen ergaben den Durchschnittswert von +12,05° C bei einer Schwankung zwischen +10,5 und +13,5° C.

Diese Beobachtungen haben also zum ersten Mal den hochentwickelten Temperatursinn der Gletscherflöhe erwiesen und gezeigt, daß ihre Vorzugstemperatur unterhalb +3° C und ihre sogenannte Schrecktemperatur bei +12° C liegt; sie erklären aber nicht die merkwürdigen Wanderbewegungen der Gletscherflöhe im natürlichen Biotop. Jeder aufmerksame Bergsteiger weiß — und Steinböck und Barth haben es eingehend dargetan —, daß die Tiere keine größeren gerichteten Horizontalwanderungen machen,

[1] Das elektrische Meßgerät „Thermorapid" und andere Apparate verdanke ich der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

wohl aber regelmäßig im Schnee vertikal auf- und abwärtskriechen. Vor allem bei Sonnenschein nach Neuschnee kommen sie zeitweise zu Millionen hervor und laufen ruhelos kreuz und quer auf der Gletscheroberfläche durcheinander. Die Frage ist, wie sie im Schnee oder Firn, der dort im Frühjahr oft noch metertief ist, nach oben finden. Das Licht kommt — außer in der oberflächlichsten Schicht — als richtender Reiz kaum in Frage, da es im Innern des Schnees richtungslos zerstreut und schließlich auch absorbiert wird. Auch das Temperaturgefälle ist in einer größeren Schneeschicht so minimal, daß es den nach oben wandernden Gletscherflöhen nicht Richtungsfaktor sein kann. So bleibt nur übrig nachzuprüfen, ob sie etwa einen entsprechenden Schwere- oder Lagesinn haben. Die durch ihn gesteuerten Ortsbewegungen der Tiere nennen wir bekanntlich „Geotaxis", wobei Kriechen in Richtung der Schwerkraft, also abwärts, „positive Geotaxis" heißt, während die in entgegengesetzter Richtung kriechenden Tiere als „negativ" geotaktisch bezeichnet werden.

Ich setzte die Gletscherflöhe in verschlossene Glasröhrchen von 12 cm Länge und 0,7 cm Durchmesser, die wieder eine Gips-Laufbahn enthielten, und ließ sie bei seitlichem Lichteinfall zunächst waagerecht laufen. Sie verteilten sich teils gleichmäßig, teils sammelten sie sich an beiden Enden. Da die Versuche bei Zimmertemperatur stattfanden, liefen sie sehr „aufgeregt" hin und her. Nun wurden die Laufröhrchen gekippt. Bei Neigungswinkeln von über 45° begannen alle Tiere nach und nach nur mehr abwärts zu kriechen[2]. Sie wechselten prompt die Richtung, wenn die Röhrchen in die entgegengesetzte Lage gebracht wurden. Manche begannen allerdings auch zu springen, so daß sie abwärts purzelten. Auch diese Befunde lassen sich beliebig wiederholen. So ist unter den vorliegenden Bedingungen eine klare positive Geotaxis der Gletscherflöhe nachzuweisen. Sie stimmt mit den Beobachtungen im natürlichen Biotop überein. Sammelt man nämlich Tiere auf dem Schnee mit dem Exhaustor und entleert das Sammelgefäß wieder an einer eng begrenzten Stelle, so sind die so gereizten Tiere innerhalb von 5 bis 10 Minuten bis zu 25 cm tief im Schnee verschwunden. Sie müssen also auch dabei stark positiv geotaktisch reagiert haben. Die positive Geotaxis wird offenbar durch verschiedene „störende" Reize, wie zu große Wärme, Trockenheit, Erschütterung, Wind usw. ausgelöst.

Nicht ganz so klar ist freilich, wie die „negative Geotaxis" der Gletscherflöhe ausgelöst wird, wenn sie regelmäßig zur Oberfläche des Schnees emporkommen. Hält man sie allerdings längere Zeit im Eisschrank kalt und dunkel, so reagieren, ins Licht gebracht, die meisten von ihnen zunächst negativ geotaktisch, d. h. sie kriechen nach oben. Das scheint die Vermutung zu bestätigen, daß Aufenthalt in Kälte und Dunkelheit die Tiere negativ geotaktisch „stimmt". Meine entsprechenden Beobachtungen aber waren nicht so eindeutig wie die mit den in Wärme und Licht oder durch mechanische Störungen positiv „gestimmten" Tiere.

Wenig eindeutig sind auch die Lichtreaktionen des Gletscherflohs. Steinböck (1931) hat recht, wenn er schreibt: „Stellt man sich bei vollem Sonnenlicht so auf, daß der Schatten auf die mit Gletscherflöhen besetzte Schneefläche fällt, dann beobachtet man bald, daß die am Rande, aber noch innerhalb des Schattens befindlichen Tiere keinerlei Veränderung in ihrem Verhalten zeigen, doch kehren solche, die ins Licht treten, nicht mehr in den Schatten zurück. Bei länger andauernder Beschattung mag man wohl ein allmähliches Abwandern gegen das Licht hin feststellen." Bei anderem Wetter sind die Tiere wohl mehr negativ phototaktisch, vor allem nach Störungen durch Wind.

Ich habe in vielen Versuchen keine eindeutigen Lichtreaktionen feststellen können. Das scheint der bekannten Tatsache zu widersprechen, daß schon eine kleine Handbewegung die Tiere bei Sonnenschein auf dem Gletscher zum Springen und raschen Verschwinden

[2] Ihr Ventraltubus (siehe weiter unten!) erlaubt es ihnen, auf geeignetem Untergrund in beliebiger Richtung zur Schwerkraft zu kriechen. Das gilt auch für Gips.

im Schnee veranlassen kann. Wie jedoch exaktere Beobachtungen zeigen, wird das Fluchtverhalten in solchen Fällen nicht durch den Schatten, sondern durch den Luftzug ausgelöst[3]. Neben der Bodenwärme gibt es für die Gletscherflöhe keinen störenderen Reiz als den Wind. Beim geringsten Lufthauch verschwinden sie im Schnee. An ganz leicht windigen Tagen können sie sich allerdings an die gleichmäßig schwache Luftströmung gewöhnen, aber auch dann fliehen sie vor jedem ungewöhnlichen Windhauch. Dieses Verhalten ist bei einem hochalpinen Tier, das so leicht verweht werden kann, durchaus verständlich; wir kennen es von den anderen Lebensraumgenossen des Gletscherflohs auch. Ähnlich empfindlich reagieren die Tiere, wie schon Steinböck zeigte, auf Bodenerschütterungen.

Der bevorzugte Aufenthalt im Lückensystem des Schnees oder Eises ist schließlich noch durch eine weitere Verhaltensweise bedingt. Der Gletscherfloh ist positiv thigmotaktisch, d. h. er sucht gern enge Räume mit allseitiger Berührungsmöglichkeit auf. In den Gipsdöschen, in denen wir die Tiere ohne Unterschlupfmöglichkeit halten, äußert sich dieser Drang als „Sozialverhalten", indem sie dort nach längerer Dunkelheit meist in dichten Klumpen eng zusammengedrückt neben- und übereinandersitzen. Ins Licht gebracht, streben sie auseinander. Die von Steinböck erwiesene Tatsache, daß die Gletscherflöhe im Sommer die Kryokonitlöcher des aperen Eises nesterweise bewohnen, ist auf die beschriebene Verhaltensweise zurückzuführen (vgl. auch das über Häutungsgesellschaften weiter unten Gesagte!).

Verschiedene der erwähnten Reaktionsweisen sind zwar für Isotoma saltans typisch, finden sich aber vielfach bei seinen bodenbewohnenden Tieflandverwandten in ähnlicher Form auch, vor allem die Scheu vor Wind und Erschütterungen und die Thigmotaxis. Der besonders feine Temperatursinn mit dem extremen Temperatur-Optimum, die deutliche Geotaxis und die unerwartete Lichtunempfindlichkeit des Gletscherflohs aber sind als seine spezifischen physiologischen „Anpassungen" zu verstehen.

Im übrigen gibt uns seine Biologie noch viele Rätsel auf. Lebensweise und Lebensablauf eines Tieres sind bekanntlich nur zu klären, wenn es gelingt, es kontrolliert zu halten und zu züchten. Das aber ist bisher keinem Zoologen geglückt; nicht zuletzt deswegen, weil es immer noch keine entsprechend eingerichtete hochalpine biologische Forschungsstation gibt. Fräulein Barth hielt die Gletscherflöhe im Innsbrucker Zoologischen Institut monatelang auf feuchtem, mit Leitungswasser gekühlten Kryokonit, ja sogar auf Wasser, wo sie sich regelmäßig häuteten; aber Nachkommen erzielte sie nicht. Vielmehr geht aus der Schilderung ihrer Versuche und Beobachtungen klar hervor, daß sie ihre Tiere lediglich so lange „am Leben erhielt", was noch lange nicht bedeutet, daß sie so auch nur einigermaßen normal „lebten". Auch von unseren im Braunschweiger Institut gehaltenen Gletscherflöhen kann ich nichts Besseres sagen. Es ist in einem solchen Laboratorium kaum möglich, die hochalpinen Lebensbedingungen der Tiere adäquat nachzuahmen, trotz Eisschrank und UV-Lampe. Vor allem aber fehlt dort immer der entsprechend strukturierte Lebensraum Schnee und Eis.

Zusammen mit meinem Mitarbeiter Dr. H. Klingel habe ich im Juni dieses Jahres auf dem Mittelbergferner im Pitztal die Gletscherflöhe an Ort und Stelle in ihrem natürlichen Biotop durch stark (bis 100fach) vergrößernde Binokularlupen eingehend beobachtet. Sie klettern nur auf den „trockenen" Schneekristallen und Firnkörnern normal herum. Sobald der Untergrund wässerig wird, zeigen sich Störungen in ihrem Verhalten, wie überhaupt Wasser für sie keine normale Lebensmöglichkeit darstellt. Dies stelle ich im bewußten Gegensatz zu Steinböck und Barth fest, die überzeugt sind, daß die Gletscherflöhe auch auf den Eisseen der Gletscher und in wassergefüllten Kryokonitlöchern „normal" leben können. In diesem Punkte gilt dasselbe, was ich oben schon für die Versuche künstlicher Haltung und Zucht sagte. Die erstaunliche Lebens-

[3] Bekanntlich fliehen auch höhere Insekten, wie z. B. unsere Stubenfliegen, nicht vor optischen Bewegungsreizen allein, sondern nur, wenn diese mit Luftbewegung gekoppelt sind, was sich an Fliegen, die unter einer Käseglocke sitzen, jederzeit leicht demonstrieren läßt.

zähigkeit des Gletscherflohes läßt ihn bei entsprechend niederer Temperatur monatelang auch unter schlechtesten Bedingungen „vegetieren". Daß er dabei ebenso lang ohne Nahrung auskommt, haben Fräulein Barth's Hungerversuche gezeigt. Es ist darin gar nicht soviel Besonderes zu sehen, denn man kann manchen anderen Springschwanz bei so niederer Temperatur fast ebenso lange ohne Schaden hungern lassen. Schließlich wirken ja niedere Temperaturen bei allen Kaltblütern lebensverlängernd, da sie deren Stoffwechselprozeß verlangsamen.

Andererseits ist nun aber auch das „normale" Vorkommen des Gletscherflohs auf ruhenden Wasserflächen im Eis nichts Außergewöhnliches. Viele Collembolen können tagelang auf Wasser „leben", obwohl es nicht ihre natürliche Lebensstätte ist. Schließlich bedeutet jeder stärkere Regen für viele Bodenbewohner eine „Überschwemmung", die ja nicht jedesmal gleich ihren Tod herbeiführen darf; sonst wären diese Tiere gewiß nicht lebensfähig. Sie sind alle weitgehend unbenetzbar und schwimmen auf dem Oberflächenhäutchen, solange sie es nicht durchstoßen (vgl. das oben über die Krallen von Isotoma saltans Gesagte!), oder sie überdauern die „Sintflut" in einem Luftbläschen, eingeschlossen unter Wasser. Das sind langbekannte Erscheinungen.

Die Frage, ob sie auf dem Wasser normal weiterleben oder nur „überdauern", läßt sich entscheiden, wenn man ihr Verhalten vergleichend studiert. Da besteht aber kein Zweifel, daß die Gletscherflöhe auf Wasser nicht, wie Steinböck schreibt, „sich herumtreiben", sondern daß sie vielmehr herumgetrieben werden, von der Oberflächenspannung nämlich und von jedem geringen Luftzug. Ihr wichtigstes Anheftungsorgan, der sogenannte Ventraltubus, ist dabei unwirksam geworden. Er ist zusammen mit der bekannten Sprunggabel (Furca) der Collembolen eine im ganzen Tierreich einmalige Einrichtung und besteht aus einem durch Muskel- und Blutdruck am Hinterleib vorstülpbaren Doppelbläschen, das ausgezeichnet haftende Eigenschaften besitzt. Wenn die Gletscherflöhe im Schnee herumklettern, halten sie sich meist mit dem Ventraltubus fest und gleiten so über das Eis wie jemand, der auf einem Ball sitzt und sich mit den Füßen vorwärtsstemmt oder -zieht. Sobald aber die Schneeoberfläche zu schmelzen beginnt (was unter unseren schwarzlackierten Instrumenten auf dem Gletscher gern geschah), so erscheint die Haftwirkung der Ventraltuben rasch aufgehoben, und die Tiere rutschen deutlich „ungewollt" von den schmelzenden Schneestückchen herunter und stürzen oft kopfüber in Spalten, wenn sie sich nicht schon zuvor durch einen oder mehrere Sprünge ins „Trockene" retten. Trotzdem werden die Gletscherflöhe, wie jeder Bergsteiger weiß, auf Schnee oder Firn auch durch die ärgste Mittagssonne nicht im Herumkrabbeln an der Oberfläche des tauenden Schnees gestört. Das erklärt sich aus dessen schwammartig kapillarer Saugkraft, kraft derer die oberflächlich entstehenden Wassertropfen sofort nach unten verschwinden, wo sie ja meist erst nochmals und wiederholt festfrieren, ein Vorgang, der zur Firnbildung führt. Für unsere Tiere bedeutet er jedenfalls, daß sie selbst im schmelzenden Gletscherschnee auf dem „Trockenen" bleiben und so ihren Ventraltubus gebrauchen können. Anders ist es, wenn man eine kleinere Portion Schnee oder Firn in einer Schale schmelzen läßt. Da dort das Wasser bald nicht mehr nach unten wegsickern kann, bilden sich auch an der Oberfläche des Schneeklumpens stehende Wassertropfen und kleine „Pfützen", in denen die mitgebrachten Gletscherflöhe bald hilflos festhängen und herumtreiben. Oft werden mehrere von ihnen durch die Wirkung der Oberflächenspannung zusammengetrieben; dann sieht es aus, als seien sie da „freiwillig" auf dem Wasser zusammengekommen. Solche Zwangslagen überstehen sie freilich wochenlang, und insoweit ist es durchaus richtig, sie auch als „Normalvorkommen" zu bezeichnen. Von einer normalen Lebenstätigkeit der Tiere kann hierbei aber nicht die Rede sein. Echte Wasseroberflächen-Bewohner gibt es unter den Springschwänzen schon, der Gletscherfloh gehört aber nicht dazu.

Sobald das Wasser irgendwie abgetrocknet ist, laufen die Tiere auch wieder normal davon und gehen der Nahrungssuche nach. Ihr normales ruheloses Kommen und Gehen an der Schneeoberfläche hängt deutlich mit letzterer zusammen. Unter dem Bino-

kular sieht man sie eifrig alles mit den Fühlern betasten. Treffen sie dabei auf Pollenkörner, so beginnen sie sofort zu fressen. Viele Beobachtungen bestärken mich in der Überzeugung, daß sie zum ganz überwiegenden Teil ausschließlich von Pollen leben. Das gilt vor allem im Frühjahr und Frühsommer, wenn die Gletscher noch nicht aper sind; denn der Firnschnee enthält immer Pollen (insbesondere Nadelholzpollen) in erstaunlicher Dichte. Im Kryokonit mag der Anteil anderer vegetabilischer Materialien größer sein. Aber der Bau der Mundwerkzeuge zeigt, daß die Tiere wohl nur schwer größere, härtere Nahrungsbrocken zerteilen können. Die eigentümliche „Stumpfheit" der Mundwerkzeuge gilt ja geradezu als systematisches Kennzeichen der Art Isotoma saltans. Auch wir haben, wie schon E. Handschin, fast nur Coniferenpollen und deren Trümmer im Darminhalt frischgefangener Gletscherflöhe gefunden.

Pollennahrung ist bekanntlich sehr energiereich. Das zeigt sich auch an den Gonaden der Gletscherflöhe, die ungewöhnlich viele und große Fettropfen enthalten. Ich habe nie ähnlich ölhaltige Springschwänze gesehen.

Wie für alle bodenbewohnenden Verwandten ist auch für den Gletscherfloh Trockenheit schon nach kürzester Zeit tödlich. Sein positiv geotaktisches Verhalten wird vor allem durch sie ausgelöst. Xerophobie und Thermophobie (Scheu vor Trockenheit und Wärme) sind wohl seine beiden wesentlichen Verbreitungskomponenten, die das von V. Barth als „Chionotaxis" bezeichnete Verhalten ergeben. Die Gletscherflöhe leben nämlich nicht immer unmittelbar im Schnee oder Eis, sondern suchen auch dort liegende Steine auf. Wie schon V. Barth sah, sitzen sie aber stets nur auf deren dem Eis unmittelbar benachbarten sonnenabgewandten Seiten. Unsere Beobachtungen lassen vermuten, daß sie sich bevorzugt dort häuten; denn man findet ihre weißen Exuvien (= Häute) oft zu Hunderten an solchen Steinen angeklebt. Das würde bedeuten, daß sie im Firn regelmäßige Vertikalwanderungen zum Schutt unterm Schnee machen müßten. Sicher ist, daß sie die im Frühsommer herausapernden Steine der Mittelmoränen zur Häutung aufgesucht haben. Die Gewohnheit, größere Häutungsgesellschaften an engbegrenzten Plätzen zu bilden, hat der Gletscherfloh aber mit anderen Collembolen gemein. Daß er sich kaum weniger selten häutet als seine Verwandten, hat schon V. Barth gezeigt. Dies scheint aber nicht nur mit seinem Wachstum zusammenzuhängen, sondern mit der auffälligsten verhaltensbiologischen Eigenheit, die er meiner Ansicht nach hat, die aber anscheinend alle seine Beobachter bisher übersehen haben: Der Gletscherfloh putzt sich nicht; er hat keinen Putzinstinkt!

Jeder, der die Springschwänze kennt, weiß, wieviel Zeit sie auf ihre „Körperpflege" verwenden. Sie haben alle ein sehr differenziertes und variantenreiches Putzverhalten, ohne welches sie auch nicht lebensfähig wären, da sie sehr leicht an allen möglichen Substanzen ihrer Umgebung, vor allem aber an Pilzfäden kleben bleiben. Solange der Gletscherfloh aber in „seinem" Lebensraum Schnee und Eis bleibt, hat er offenbar das Putzen nicht nötig. Der Mangel in seinem Verhaltensinventar wird erst deutlich, wenn man ihn in ein unnatürliches Milieu bringt. Schon an jeder schwach benetzten Glasscheibe bleibt er mit seinen Fühlern hängen. Auf etwas zu feuchtem Gips verkleben seine Beine oder die Sprunggabel derart, daß er bald hilflos auf der Seite liegt. Pilzfäden fesseln ihn sofort unrettbar; das sah schon V. Barth. Unter Hunderten solcher verklebter Gletscherflöhe, die noch durchaus lebenskräftig waren, sah ich nicht einen, der auch nur die Fühler oder Beine putzte. Bleibt irgendetwas an ihnen hängen, so wird es ehestens bei der nächsten Häutung mit abgestreift; beim Kriechen, d. h. im Lückensystem des Schnees, säubern sie sich vielfach auch „automatisch". Die Anpassung dieser Hochalpinisten unter den Tieren äußert sich somit auch durch den Ausfall solcher Verhaltensweisen, die in ihrem Lebensraum „überflüssig" geworden sind. Die fehlende „Hygiene" der Gletscherflöhe erscheint übrigens nicht nur durch die Sauberkeit ihrer Lebensstätte begründet, sondern auch dadurch, daß ja dort evtl. schädliche Keime und Pilzsporen inaktiv sind. Es wäre sehr lehrreich, auch andere hochalpine Tiere in dieser Hinsicht näher zu studieren.

Die wichtigste in der Biologie des Gletscherflohs noch offene Frage ist die nach seinem Paarungs- und Fortpflanzungsverhalten. Hierzu hat lediglich der Altmeister der Collembolenforschung, E. Handschin, schon 1919 die Entdeckung gemacht, daß die Eier in riesigen Mengen „als rötliches Pulver" an die Unterseite von Moränensteinen abgelegt werden. Es ist aber undenkbar, daß die heranwachsenden Tiere dann erst vom Moränenschutt aus die weiten Gletscherflächen besiedeln. So ausgedehnte Wanderungen können sie nicht machen; darüber sind sich alle neueren Beobachter einig. Es ist vielmehr mit Sicherheit anzunehmen, daß sie überall die auf dem Eis oder auch die im Eis locker liegenden Steine zur Eiablage aufsuchen, wobei sie zweifellos im Schnee mehr vertikal als horizontal wandern (vgl. oben!). Mein Schüler C. Winter hat an unserem Pitztaler Material erneut festgestellt, daß Weibchen und Männchen gleich häufig sind. Parthenogenese (Jungfernzeugung) ist also auszuschließen, so daß auch noch die Frage der Paarungsbiologie zu klären ist. Es gibt zwar einen alten Bericht von O. Hermann, 1865, der von unzähligen kopulierenden Gletscherflöhen spricht; er ist aber mit Gewißheit ins Reich der Fabel zu verweisen. Denn unterdessen wissen wir durch Untersuchungen, die ich vor einigen Jahren mit meinem Schüler H. Mayer durchführte, daß die Springschwänze nicht kopulieren, sondern eine sehr merkwürdige Art der Samenübertragung pflegen. Ihre Männchen setzen nämlich, auch ohne daß Weibchen dabei zu sein brauchen, gestielte Samentröpfchen (Spermatophoren) auf dem Boden ab, die dann von den Weibchen allein mit ihrer Geschlechtsöffnung abgestreift und aufgenommen werden. Ich bin überzeugt, daß auch die Gletscherflöhe das gleiche tun, und es wird unsere nächste Aufgabe sein, Ort und Zeitpunkt ihrer Samentröpfchen-Produktion festzustellen. Vermutlich werden die gestielten, durchsichtigen Tröpfchen an den gleichen Steinen zu finden sein wie die Eier. Ob auch die Kryokonitspalten und -löcher oder gar die Schneehohlräume als Spermatophoren- und Eiablagestätten in Frage kommen, sei vorläufig dahingestellt.

Die meisten Verwandten des Gletscherflohs sind ganzjährig und zeigen keine endogene (innenbedingte) Periodizität ihrer Nachkommenproduktion. Vermutlich zwingt aber ihm das hochalpine Klima einen strengeren exogenen (außenbedingten) Rhythmus auf. Alle Beobachter konstatieren freilich, daß man stets zwischen „normal" großen auch verschiedene kleinere Individuen antrifft. Im Juni dieses Jahres fanden wir am Mittelbergferner auf 100 „erwachsene" zirka 3 bis 5 etwa nur ein Drittel so große Individuen. Die größeren Tiere enthielten stark entwickelte Gonaden. Eines davon legte sogar am 30. Juni im Braunschweiger Zoologischen Institut Eier. Genaueres über Generationsdauer und -folge wird sich aber erst nach exakten Auszählungen und Messungen zu verschiedenen Jahreszeiten sagen lassen. Es ist auch zu bedenken, daß Unterschiede zwischen den sogenannten Nähr- und Zehrgebieten des Gletschers bestehen können.

Die vorliegenden Beobachtungen und Betrachtungen zur Physiologie und Biologie des Gletscherflohs sind immer noch sehr lückenhaft. Das Neue läßt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Isotoma saltans hat einen feinen (wohl an den Antennen lokalisierten?) Temperatursinn. Seine Vorzugstemperatur liegt unterhalb +3° C, Temperaturen über +12° C meidet er.
2. Sehr eindeutig ist auch sein geotaktisches Verhalten; vor allem bei Wärme und Trockenheit kriecht er stets abwärts.
3. Weiterhin ist sein stark thigmotaktisches Verhalten bemerkenswert, das vor allem bei der Bildung der sogenannten Häutungsgesellschaften wirksam sein dürfte.
4. Weniger klar ist sein Verhalten zum Licht. Nach Störungen reagiert er gern negativ phototaktisch.
5. Besonders stark scheut er Luftbewegungen und Bodenerschütterungen.
6. Vor Austrocknung ist er nicht geschützt.
7. Auf Wasser kann er nicht normal leben.

8. Der Gletscherfloh hat keinen Putzinstinkt, weswegen er künstlich schwer zu halten und zu züchten ist.
9. Die Sexualbiologie des Tieres ist noch immer unerforscht, wenn auch der Bau der Geschlechtsöffnungen beider Geschlechter sehr wahrscheinlich macht, daß sie dem bekannten Typus der indirekten Spermatophorenübertragung der Springschwänze entspricht.

So geben uns die Gletscherflöhe weiterhin Fragen auf, die wir nur durch möglichst lückenlose Beobachtung ihres Lebensablaufs werden klären können. Die kleinen schwarzen Gesellen verdienen jedenfalls auch die Aufmerksamkeit des Bergsteigers, der ja im Grunde seines Wesens nicht weniger Naturfreund und Beobachter sein sollte als der Zoologe vom Fach.

## Schriftennachweis


1. Barth, B. (1949): Beiträge zur Kenntnis von Isotoma saltans Nicolet. Dissertation Erlangen.
2. Handschin, E. (1919): Beiträge zur Kenntnis der wirbellosen terrestrischen Nivalfauna der schweizerischen Hochgebirge. Lüdin u. Co., Liestal.
3. Derſ. (1919): Über die Collembolenfauna der Nivalstufe. Rev. Suisse **27**.
4. Derſ. (1924): Ökologische und biologische Beobachtungen an der Collembolenfauna des Schweizerischen Nationalparks. Verh. Naturforsch. Ges. Basel, **35**, 71.
5. Derſ. (1926): Apterygota. In: Biologie der Tiere Deutschlands, **25**.
6. Steinböck, O. (1931): Zur Lebensweise einiger Tiere des Ewigschneegebietes. Z. Morph. u. Ökol. Tiere, **20**, 707—718.
7. Derſ. (1932): Die Tierwelt des Ewigschneegebietes. Z. D. u. Ö. A. V., **62**.
8. Derſ. (1934): Die Tierwelt der Gletschergewässer. Z. D. u. Ö. A. V., **65**, 263—275.
9. Derſ. (1939): Der Gletscherfloh. Z. D. u. Ö. A. V., **70**.
10. Derſ. (1957): Über die Fauna der Kryokonitlöcher alpiner Gletscher. Der Schlern, **31**, 65—70.
11. Strübing, H. (1958): Schneeinsekten. Neue Brehm-Bücherei, Heft 220.


Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Friedrich Schaller, Braunschweig, Zoologisches Institut der Technischen Hochschule

# Die Trift im alpinen Raum der oberen Donau

Von Ernst Neweklowsky

(Mit 1 Bild, Tafel XVI)

In der Alpenvereinszeitschrift 1958 (Bd. 83) hat der Verfasser einen Überblick über die Schiffahrt, in jener von 1959 (Bd. 84) eine kurze Darstellung der Flößerei auf den zum alpinen Raum der oberen Donau gehörigen Gewässern gegeben. Nun gibt es außer Schiffahrt und Flößerei noch eine dritte Art der Benützung der Gewässer zur Beförderung von Gütern, und zwar von Holz, welche darin besteht, daß man dieses in ungebundenem Zustand dem fließenden Wasser anvertraut und an einem gewünschten Orte wieder auffängt. Man läßt das Holz ohne Lenkung treiben und nennt diese Art der Beförderung triften oder schwemmen und spricht von der Trift oder der Schwemme. Das Wort triften leitet sich vom Worte treiben ab, mit dem es auch abwechselnd gebraucht wird. Die Trift ist durchaus keine Eigentümlichkeit des alpinen Raumes. Sie wurde auch auf den nicht den Alpen angehörenden Nebenflüssen der oberen Donau betrieben und darüber hinaus auch auf anderen Flüssen, sie hat aber in den Alpen eine ganz charakteristische und vielleicht die früheste Ausbildung erfahren und ist mit dem Bilde der Alpen so innig verknüpft gewesen und schien eine solche Selbstverständlichkeit, daß viele Orts- und Landesbeschreibungen ihrer oft kaum Erwähnung tun.

Früher wurde das Triften auch als Flötzen bezeichnet, ja es findet sich auch landesüblich der Ausdruck flößen für die Trift. An der Steyr wurde sogar die ganze Masse des daherrinnenden Holzes Floß genannt. In Obernberg am Inn hießen wieder die dortigen Salzschiffleute Naufletzer, und die von den zu Fuß heimwandernden Schiffleuten und Flößern benützten Wege hießen Flötzersteige.

Gegenüber dieser etwas unklaren Abgrenzung der Begriffe wolle festgehalten werden, daß man unter der Flößerei die Beförderung von Holz in gebundenem Zustande auf dem Wasser, gelenkt von darauf befindlichen Menschen, unter triften, schwemmen oder flötzen die Beförderung von lose dem Wasser anvertrauten Hölzern versteht, die an einem bestimmten Punkte durch gewisse Einrichtungen wieder aufgefangen werden können. Der Artikel 65 des Einführungsgesetzes zum Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch spricht vom Flötzrecht und vom Flößereirecht, wobei unter dem ersteren das Triftrecht zu verstehen ist.

In noch viel weitgehenderem Maße als Schiffahrt und Flößerei ist die Trift mit dem Wesen der Alpen und ihr Betrieb mit den Bewohnern der Berge verbunden, denen sie Arbeit und Verdienst gab und die sie naturnah und wagemutig erhielt. Sie beförderte das Holz aus dem gesamten Waldgürtel der Alpen in einer Unmenge von Wasserläufen zu Tal. Das von ihr einst benützte Gewässernetz ist daher ein weit dichteres, als jenes der Flößerei oder gar der Schiffahrt und umfaßte außer den natürlichen Zubringern noch zahlreiche künstliche aus Holz oder Stein hergestellte Gerinne, Wasserriesen und Schwemmkanäle. Und noch verzweigter war das Netz jener künstlich geschaffenen oder natürlichen Riesen, auf denen das Holz bloß dem Gesetze der Schwere folgend, ohne Zuhilfenahme von Wasser, auf der womöglich durch Schnee oder Eis geglätteten Bahn den Triftbächen zugesandt wurde. Doch sie sind nicht Gegenstand dieser Studie.

Für die Gewinnung von Salz und Metallen in den Alpen wurde bereits in urgeschichtlicher Zeit das Holz des alpinen Waldgürtels herangezogen. Als die Holzvorräte der unmittelbaren Umgebung erschöpft waren, mußte das Holz aus größerer Entfernung herangezogen werden, wobei man sich wahrscheinlich schon frühzeitig des Wassers als

Beförderungsmittel bedient haben wird. Für den Betrieb der Salinen wurden sicher schon im 13. Jahrhundert einzelne große Triftanlagen geschaffen, weil die Gewinnung des Salzes aus der Sole nur an einzelnen Punkten in großem Ausmaße erfolgte. Anders lagen die Verhältnisse bei der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle. Diese war in größere und kleinere Betriebe auf zahlreiche Punkte verteilt. Für die Zubringung des Holzes zur Erzeugung der hiezu nötigen Holzkohle waren keine derart großen Trifträume erforderlich, wie für die Beschaffung des Brennholzes zur Salzgewinnung Immerhin dürfte auch für die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, insbesondere des Eisens, die Trift sehr weit zurückreichen.

Als auch die Trift der Heranschaffung des Brennholzes für die bei den Bergwerken gelegenen Salinen nicht mehr genügte, verlegte man die Salinenbetriebe in Gegenden, welche eine Holzversorgung durch die Erschließung neuer Waldgebiete ermöglichte, indem man das Versieden der Sole nicht mehr unmittelbar bei den Bergwerken durchführte, sondern sie in langen Leitungen geeigneten Punkten zuleitete.

Einem wesentlich späteren Zeitpunkte gehören jene Triftanlagen an, welche der Brennholzversorgung der menschlichen Siedlungen dienten, die durch das Anwachsen der Städte im 17. und 18. Jahrhundert zu einem ernsten Problem wurde, ehe man andere Brennstoffe gebrauchen lernte.

Auch Stammholz wurde, wo dies möglich war, getriftet, welches dann auf den größeren Flüssen, zu Flößen verbunden, weiterbefördert oder Sägen zugeführt wurde, um als Bau- oder Nutzholz zu dienen.

Man kann deshalb Salinentriftträume, Triftträume für Hütten- und Hammerwerke, Triftträume für die Brennholzversorgung der Städte und solche für Bau- und Nutzholzbringung unterscheiden. Häufig decken sich solche verschiedenartigen Zwecken dienende Triftträume in einzelnen Gebieten oder bilden gesonderte Bezirke innerhalb anderen Zwecken dienenden Räumen.

Nach der Auflassung der großen Triftanlagen trifteten auf manchen Gewässern noch private Unternehmer oder Holzbezugsberechtigte auf kürzeren Strecken mit oft nur behelfsmäßigen Trifteinrichtungen.

Die einfachste Form der Trift war jene mit Selbstwasser. Da wurde das Holz dem durch Schneewasser oder nach Regengüssen wasserreichen Bach anvertraut. In den meisten Fällen aber war es nötig, die zur Trift notwendige Wasserführung durch Klausen oder Schwellbäche zu erzeugen, um das in das Bachbett geworfene Holz talab zu schaffen. Am Ende der Triftstrecke waren Einrichtungen nötig, um das Holz wieder aufzufangen und aus dem Wasser herausbefördern zu können. Das waren die Rechen. In der ganzen Strecke der durch die Trift benützten Klausbäche mußten die Ufer, sowie die Werksanlagen, Brücken usw. gegen Beschädigungen durch das anstoßende Triftholz gesichert und dieses vom Eindringen in Mühl- und Werkskanäle abgehalten werden.

Diese oft sehr umfangreichen und kühnen Triftanlagen sind bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ausschließlich in Holz ausgeführt worden und geben Zeugnis von einer sehr guten Naturbeobachtung und einer hervorragenden Beherrschung der Holzbearbeitung.

Die Triftbauten, die bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts zurückzuverfolgen sind, haben sich aus einfachen Formen entwickelt und weisen in jedem Triftgebiete ihre Eigentümlichkeiten und Besonderheiten auf.

Der günstigste Punkt für die Anlegung einer Klause war am Ausfluß eines Gewässers aus einem See. Man kam mit einer sehr geringen Stauhöhe aus, weil die große Oberfläche des Stauraumes bereits große Triftwassermengen aufzuspeichern gestattete. So konnte beispielsweise am Grundlsee im Gebiete der Salzkammergut-Traun schon durch einen Stau von 30 Zentimetern eine Wassermenge von 420.000 Kubikmetern gespeichert werden. Die größten und bedeutendsten Seeklausen waren jene am Hallstättersee und am Traunsee, von denen aber die erstere der Hauptsache nach, die andere ausschließlich der Salzschiffahrt diente. Die Zahl der Seeklausen war naturgemäß eine geringe.

Im allgemeinen wurden die Klausen in den Bachbetten an geeigneten Punkten, womöglich unterhalb natürlicher Bachbetterweiterungen, in Felsschluchten errichtet, damit sie möglichst kurz gehalten werden und sich beiderseits an festes Gestein anschließen konnten. Die Talerweiterung oberhalb der Klause bildete den Klaushof. Der Bau der Klausen erforderte eine außerordentliche Genauigkeit. Sie wurden gewöhnlich als Holzkastenklausen ausgeführt, welche aus senkrecht zur Flußrichtung gelegten, parallelen Lagen von Baumstämmen bestanden, die durch Hölzer miteinander verbunden waren. Solche sogenannte Ringe wurden in der nötigen Anzahl aufeinander gelegt und untereinander befestigt. Die talwärts blickende Wand der Klause hieß die Luftwand, die gegenwärts blickende die Wasserwand, deren Fugen mit Moos und Spänen in ähnlicher Weise geschoppt wurden, wie dies beim Schiffbau im Raume der oberen Donau üblich war. Die Hohlräume im Innern wurden mit Steinen ausgefüllt.

Am Grunde des Klauskörpers war das Schottertor angebracht, eine mit einem Hebtor verschließbare Öffnung, durch welche der Schotter mit dem Wasser über eine gedielte Fläche, die Schußtenne, abgeführt werden konnte. Etwas höher lag das Klaustor, das früher stets ein Schlagtor war. Es bestand aus einer einflügeligen Tür, deren Grindel sich in Zapfen drehen konnte. Der Verschluß bestand aus einer Reihe von dem Grindel gegenüber gelegenen, sinnreich angeordneten hölzernen Riegeln, Sperriegel, Hengst und Schnalle geheißen. Durch einen Schlag mittels der im Innern des Klauskörpers hinabführenden Rute oder des Schlagdorns gegen die Schnalle wurde der Hengst über den Sperriegel gehoben, so daß sich das Tor durch den Wasserdruck öffnete und der ganze Querschnitt des Klaustores frei gegeben wurde. Dieser Vorgang wurde als das Schlagen der Klause bezeichet. Dieser Ausdruck wurde auch bei jenen Klausen gebraucht, welche durch Hebtore verschlossen waren und bei welchen das Ablassen des Klausteiches durch deren Heben erfolgte. Unterhalb der Klauskrone befand sich der Hochablaß oder Überlaßtenn, über den das Wasser bei geschlossenem Klaustore abfließen konnte. Er war durch ein kleines Hebtor, den Hochablaßlauch, verschließbar.

Das beim Schlagen der Klause unter ungeheurem Getöse durch das Klaustor hervorstürzende Wasser führte die im Bachbett aufgehäuften Hölzer mit sich fort. Sie verkeilten sich oft und bildeten wirre Haufen, die von den Holzknechten gelöst werden mußten. Zu dieser gefahrvollen Arbeit mußten sie häufig an Seilen in die tiefen Schluchten hinunter gelassen werden. In der Partnachschlucht wurde zu diesem Zwecke ein Mann auf einem Stuhl in die Tiefe abgeseilt, der durch ein Dach gegen Steinschlag gesichert war. Das bei der Trift liegen gebliebene Holz wurde mittels der durch einen folgenden Klausschlag erzeugten Nachtrift mitgenommen.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann man an Stelle einzelner Holzklausen Massivklausen zu bauen. Die älteste derartige Klause ist die im Jahre 1756 erbaute Hauptklause in Klausen-Leopoldsdorf im Gebiete der Schwechat in Niederösterreich. Sie bestand aus einem abgedichteten Erddamm mit beiderseitiger Quaderverkleidung und war 5.2 Meter hoch. Manche dieser Steinklausen haben eine gewisse Berühmtheit erlangt, wie die 1819 in Betrieb genommene Chorinsky-Klause im Goiserer Weißenbachtale, die 1840 bis 1842 erbaute Prescenv-Klause im Tale der steirischen Salza oder die 1778 erbaute Hintalklause im Gebiete der Reichenhaller Saline. Andere Klausen bestanden bis zur Auflassung der Trift im 20. Jahrhundert ganz aus Holz, oder wurden im 20. Jahrhundert teilweise in Beton aufgeführt, wie die Erzherzog-Johann-Klause an der Brandenberger Ache 1934/37, die dann noch 1956 völlig in Beton neu erbaut wurde.

Zum Auffangen des Holzes am Ende der Triftstrecke dienten die Rechen. Um ihre Länge möglichst zu beschränken, legte man sie so wie die Klausen an engen Stellen der Wasserläufe an, oberhalb welcher sich Erweiterungen der Bachbetten befanden, die als Rechenhöfe dienten. Die Rechen an kleinen Gewässern mit geringem Gefälle bestanden bloß aus zwei den Bach querenden Holzstämmen, die leiterartig durch Hölzer miteinander verbunden waren. Die Rechen an großen Flüssen aber waren sehr komplizierte Baulichkeiten mit einer fein berechneten Wirkungsweise. Das Wasser floß zuerst über

einen Rost von Baumstämmen, das sogenannte Sandgitter. Durch dieses sanken der Schotter und ein Teil des Wassers ab und gelangten durch das Ablaßtor nach außen. Es mußte so viel Wasser zurückbleiben, daß das Holz in den Rechenhof geschwemmt werden konnte. Dieser war durch den Rechen abgeschlossen, der sich quer über den Bachlauf spannte und auf die beiden Auflager stützte. Er bestand im unteren Teil aus dem Rechenkörper, der ebenso wie der Klauskörper Luftwand und schopprechte Wasserwand besaß. An den auf der letzteren liegenden Spindel- oder Streckbaum und den hofseitigen Randbalken des darüber führenden Rechenstegs lehnten sich die Spindeln, zwischen denen beim Klausschwall das Wasser über den Rechenkörper abfließen konnte. Das Holz blieb in einem wirren Haufen im Rechenhof liegen. Nun schloß man das Ablauftor wieder, wodurch das Wasser bis zur Krone des Rechenkörpers stieg und das Holz wieder hob, so daß es durch die Ausländriesen, an der Steyr Kalier geheißen, in den Holzteich abgeschwemmt werden konnte, aus dem man es ohne Schwierigkeit herauszog, um es auf den Holzplatz zu befördern.

Auch unter den Rechenanlagen gab es eine Reihe technisch oder historisch besonders bemerkenswerter Bauwerke, die zwar längst nicht mehr bestehen, aber heute noch bekannt sind. Es sei nur an den Rechen in Hall in Tirol erinnert, der die Schiffahrt auf dem Inn sperrte und bereits vor 1300 errichtet worden ist, an den Salzachrechen in Hallein, der schon 1207 erwähnt ist, an den Saalachrechen in Reichenhall, der mindestens seit 1400 bestand, oder die Ennsrechen von Hieflau und von Großraming, von denen der erste 1516, der zweite 1567 erbaut worden ist, dieser durch den berühmten Wasserbaumeister Hans Gasteiger. Das waren Riesenbauwerke, die oftmals durch Hochwasser zerstört und immer wieder aufgeführt wurden. Sie bestanden bis zur Auflassung der Trift in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ja der Halleiner Rechen wurde erst 1918 aufgelassen.

Aus den in Seen mündenden Triftgewässern wurde das Holz gewöhnlich in diese Seen geschwemmt, mitunter wurde auch das Holz vom Gebirge in den See hinabgestürzt, wie dies beim berühmten Holzsturz am Königssee der Fall war. Auf dem See wurde das Holz durch Bäume eingefangen, die durch Ketten aneinander gehängt waren, im Salzkammergut Bogenbäume, auch Wechsel genannt, am Tegernsee als Scheren bezeichnet. An den bayerischen Seen hieß die ganze Holzmasse Scher, Geschär, im Salzkammergut Scheibe, Bogen, Boden, selbst Floß. Sie wurde von am Gestade oder an Pfählen verhefteten Windenplätten aus gezogen, wohl auch gerudert, gesegelt oder vom Wind treiben gelassen, später mit Dampfern und, wo der Vorgang heute noch geübt wird, mit Motorbooten gezogen.

Sowohl der Zweck, dem das Triftholz diente, als auch die Beschaffenheit des Gewässers, auf dem es getriftet wurde, bedingten seine Größe. Sie war beschränkt, um Verklausungen des Triftbaches zu vermeiden. Selten nur wurde Langholz, in vielen Fällen Blochholz (Blockholz), gewöhnlich Scheitholz getriftet, das als Brenn- oder Kohlholz diente. Im Salzkammergut war von Hallholz, auch von Wied oder von Brennwied die Rede, auch von klafter- und später von 2 Meter langen Drehlingen. Das Sudholz diente zum Salzsieden, das Pfieselholz zum Dörren des Salzes.

Die Werkzeuge, deren sich die Trifter bei ihrer Arbeit bedienten, waren das bloß 1 –1½ Meter lange Griesbeil mit dem eisernen Hauer und dem Stecher dran, der langstielige Fleßerhaken und das Sapel oder Sapin, die krummspitzige Haue, die hauptsächlich dazu diente, das Holz ins Wasser zu rollen. Diese Werkzeuge führten landschaftlich verschiedene Namen.

Bei der Trift traten Holzverluste auf, die verschieden hoch angegeben werden. Im Traungebiet betrugen sie durchschnittlich 9%, bei der Salzachtrift 10—12%. Sie entstanden durch das Zersplittern beim Absturz über die Bergwände und beim Anstoßen des Holzes an die Felsen im Bachbett, durch Abschälen der Rinde, durch Untersinken (Sinkholz) und durch Diebstahl. Um die Verluste herabzumindern, führte man im Salzkammergut das Brennholz lieber mit Schiffen auf der Traun und über den Traunsee, auch über den Ammersee wurde ein Teil des Holzes in Plätten verführt.

Auf dem Walchsee nannte man das Schwemmen über den See in der beschriebenen Weise mit Zuhilfenahme des Windes das Holzzügeln. Auf dem Ammersee erfolgte das Überscheren des größten Teils des Schwemmholzes in der Weise, daß man es auf Rahmenflöße schlichtete und mit Hilfe eines Vor- und eines Nachfloßes mit Segeln über den See beförderte. Auf dem Königssee wurde nur das Nadelholz mit Hilfe von Seilen, die man von Schiffen aus aufwand, vom Obersee bis zum Seeausfluß befördert und von dort in einen Triftkanal zum Ausländplatz übergeleitet. Das Laubholz führte man mit Schiffen über den See.

Was nun die einzelnen Triftträume betrifft, so stimmten sie im allgemeinen mit den Einzugsgebieten der betreffenden Gewässer überein, doch wurde in manchen Fällen Holz auch über die Wasserscheide in ein anderes Flußgebiet befördert. Die Grenzen der Einzugsgebiete der Gewässer fallen nicht immer mit den Landesgrenzen zusammen. Dies war an mehreren Stellen der bayerisch-tirolischen und der salzburgisch-bayerischen Grenze der Fall. Seit dem 16. Jahrhundert wurde an solchen Stellen ein sogenannter Waldwechsel vorgenommen, nicht hinsichtlich der Landeshoheit, sondern bloß hinsichtlich der Waldnutzung und damit der Waldpflege.

Was nun die verschiedenen Triftträume anbelangt, so waren wohl, das Ennsgebiet vielleicht ausgenommen, die umfangreichsten und auch die ältesten die Salinen-Triftgebiete, welche das Holz zum Versieden der Salzsole nach Hall (Inngebiet), Hallein (Salzachgebiet), Reichenhall (Saalachgebiet), Traunstein (Gebiet der Weißen Traun), Rosenheim (Mangfallgebiet), sowie nach Hallstatt, Ischl und Ebensee (Gebiet der Salzkammergut-Traun) lieferten.

Die Trift zur Saline in Hall reicht jedenfalls bis in das 13. Jahrhundert zurück, da bereits um das Jahr 1260 die im Besitze der Herren von Thaur gestandene Saline wegen Holzmangel an das Gestade des Inns verlegt werden mußte, wo der Rechen das auf dem Inn getriftete Holz auffing. Das Oberinntal lieferte auch den größten Teil des Holzes für die Brennholzversorgung Innsbrucks, sowohl des Hofes als auch der Bürgerschaft. Das Brennholz wurde mindestens seit dem 16. Jahrhundert durch einen westlich der Stadt gelegenen Rechen aufgefangen und auf den in der Gegend der heutigen Universität gelegenen Holzplatz befördert. Der Rechen wurde erst 1886 aufgelassen.

Der Triftraum der Saline in Hallein war das Einzugsgebiet der Salzach, das allerdings auch durch längere Zeit Holz für die Schmelzhütte in Lend lieferte. Nachdem die Saline in Hallein 1870 auf Kohlenfeuerung übergegangen war, hat der Rechen noch anderen Zwecken gedient (Zellulosefabrik), bis er 1918 durch ein Hochwasser zerstört und dann abgetragen worden ist. Bereits vorher hat auf einzelnen Bächen des Einzugsgebietes Trift für andere Zwecke stattgefunden, so wurde im Pinzgau auf dem Mühlbach Holz getriftet, aus dem man in einer 1892 errichteten Anlage Holzwolle erzeugte, um den Bauern einen Ersatz für das den Wäldern verderbliche Streurechen zu geben. Auf der Salzach selbst fand Trift bis zu einem von den Bürgern von Mittersill errichteten schwimmenden Holzrechen statt.

Das Gebiet der Saalach versorgte hauptsächlich die Saline Reichenhall mit Brennholz. Der größere Teil des Triftraumes lag auf österreichischem, vor 1805 salzburgischem Boden, da der Fluß erst bei Melleck bayerischen Boden betritt. Die Sicherung der auf salzburgischem Gebiete und in der Propstei Berchtesgaden liegenden Salzwälder erfolgte durch den Holzvertrag von 1529 „auf ewig". Unterhalb Reichenhall fand noch Trift bis zum einst salzburgischen Hammerwerk Hammerau statt. Auch von Privaten konnte gegen entsprechende Gebühr getriftet werden. Ebenso triftete auch das österreichische Ärar in einzelnen Teilen des Gebietes. Der Rechen in Reichenhall, der mindestens auf das Jahr 1400 zurückreicht, war das letzte Mal nach seiner Zerstörung im Jahre 1899 wieder errichtet worden. Er kam außer Gebrauch, nachdem die Sperrmauer bei Kibling für das Saalach-Kraftwerk errichtet worden war. Nachher wurde noch von privater Seite oberhalb in kleinem Maße getriftet. Im Jahre 1816 war auch die Sole von Berchtesgaden wegen der dortigen Holznot nach Reichenhall geleitet worden. Als die von der

Saline Reichenhall erreichbaren Wälder nicht mehr genügend Holz liefern konnten, leitete man die Sole von dort 1618 nach Traunstein, wohin das Holz auf dem Fischbach und nach dessen Vereinigung mit der Seetraun auf der Weißen Traun getriftet wurde. Die Traunsteiner Triftanlagen bestanden von 1619 bis 1912. In diesem Jahre wurden sie aufgelassen und abgetragen. Im Jahre 1809 begann man mit dem Bau einer Solenleitung nach Rosenheim zu dem dort neu errichteten Sudwerk, dessen Zweck die Erschließung der riesigen Holzvorräte des Mangfallgebietes einschließlich der durch die Säkularisation des Klosters Tegernsee dem Staate anheim gefallenen Waldungen war. Das auf der Weißach in den Tegernsee getriftete Holz wurde mittels der oben erwähnten Scheren über den See befördert. Die Trift auf der Mangfall hatte bereits 1869 ihren Zweck verloren, nachdem der Wert der um Rosenheim liegenden Torfgründe erkannt worden war und sich die Saline auf Torf- und später auf Braunkohlenfeuerung umstellte.

Ein sehr altes und ungemein durchorganisiertes Salinen-Triftgebiet war jenes der Salzkammergut-Traun. Das Holz wurde nicht nur aus den Wäldern des Salzkammergutes, sondern auch aus den zum Erzstift Salzburg gehörigen Forsten des Mondseelandes bezogen. Als die umliegenden Wälder erschöpft waren, leitete man 1595 die Sole aus Hallstatt der Sudstätte Ischl zu und 1604 dem neu errichteten Pfannhaus Ebensee. Der Trift im Salzkammergut dienten mindestens 75 Klausen und 25 Rechen.

Neben den Salinen-Triftgebieten dienten große Triftträume der Heranschaffung von Holz für die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, also für Hütten- und Hammerbetriebe. In erster Linie war dies im Gebiete der Enns der Fall, doch diente diesem Zwecke auch die Trift auf der Brandenberger Ache und der Großen Ache in Tirol, abgesehen von kleineren Triftgebieten innerhalb der Salinen-Triftträume, wie wir dies bereits bei der Trift nach Lend im Salzachgebiet oder der Trift nach Hammerau im Saalachgebiet kennen gelernt haben. Das für die Hütten- und Hammerwerke getriftete Holz diente nicht unmittelbar zum Verbrennen, sondern zur Erzeugung von Holzkohle.

Zum Auffangen des Triftholzes gab es im Gebiete der Enns nicht nur an den Mündungen einzelner Nebenflüssen Rechenanlagen, sondern auch im Flusse selbst, um das auf ihm und auf der steirischen Salza herabgeschwemmte Holz aufzufangen. Es waren dies die bereits erwähnten Ennsrechen von Hieflau und Großreifling. Der letztere gehörte zu den größten derartigen Anlagen Europas. Er wurde oft durch Hochwässer beschädigt, aber immer wieder aufgebaut, bis ihn das Hochwasser des Jahres 1862 fast ganz wegriß. Man verlegte ihn dann in die Salzamündung, doch hatte er auch dort keinen langen Bestand mehr. Die Verkohlung des Holzes fand im Ennsgebiete an den Auffangstellen des Triftholzes statt. In Hieflau und Großreifling gab es zwei große, fabriksmäßig eingerichtete Ländkohlungen, in denen jährlich 12.000—18.000 Klafter Holz zur Kohlenerzeugung verbraucht wurden. Gewöhnlich waren in Großreifling 11 Meiler in Betrieb, von denen die größeren 750 Kubikmeter Kohlholz faßten. Die jährliche Holzkohlenerzeugung wird mit 258.000 Hektoliter angegeben.

In diese Gruppe von Triftgebieten gehört auch jenes der Brandenberger und der in sie mündenden Steinberger Ache, in welchem noch heute die österreichischen Bundesforste jährlich mindestens 10.000—12.000 Festmeter Holz triften, das allerdings nicht ausschließlich der Metallverarbeitung, sondern auch anderen Industriezweigen dient. Ein Teil dieses Holzes kommt aus den Tauschwäldern an der Weißen und Schwarzen Valepp. Im Gebiete der Brandenberger Ache liegen auch die oben erwähnte Erzherzog-Johann-Klause und nahe der Mündung in den Inn der Kramsacher Rechen, der 1913 durch ein Hochwasser völlig zerstört und dann unter Verwendung neuzeitlicher Baustoffe wieder aufgebaut wurde.

Gleichfalls in diese Gruppe von Triftgebieten gehört das Zillergebiet, dessen Wälder der damalige Landesherr, der Herzog von Bayern, bereits 1501 für die Schmelzwerke von Brixlegg in Anspruch nahm, sowie jenes der Großache in Tirol. Im Einzugsgebiet der letzteren lagen die ärarischen Schmelzwerke von Kitzbühel, Pillersee und Kössen,

die wenigstens zum Teil mit Holzkohle aus Triftholz versorgt wurden. Dem Schmelzwerk Kössen wurde auch das Holz aus den Tauschwäldern von Reit im Winkel zugeführt, die sich gegen die Großache entwässern. Im bayerischen Teil des Achenflusses, der in den Chiemsee fließt, wurde von Forstberechtigten Holz getriftet.

Kohlholztrift fand auch auf einigen zum Illergebiet gehörigen Bächen statt, für deren bedeutendsten, die Ostrach mit der in sie mündenden Bsonderach, im Jahre 1869 eine Triftordnung erlassen wurde. Auch auf anderen Bächen unseres Gebietes fand Kohlholztrift zu kleineren Schmelz- und Hüttenwerken statt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Es gibt, wie erwähnt, eine weitere Art von Trifträumen in unserem Gebiete, nämlich jene für die Lieferung von Brennholz für Heizzwecke der Siedlungen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei der damals herrschenden Angst vor eintretender Holznot ganz besondere Bedeutung erlangten. Der Bedarf der Städte an Brennholz war ein sehr großer, gab es doch damals noch kein anderes Brennmittel für Heizzwecke. Die Städte Augsburg, München, Salzburg, Innsbruck und Wien bezogen ihr Holz zur Gänze oder wenigstens zum größten Teil als Triftholz aus dem alpinen Raum der oberen Donau. Von der Brennholzversorgung Innsbrucks haben wir bereits oben gesprochen. Die Stadt bezog übrigens auch einen Teil des Holzes auf der Sill. Salzburg wurde zum Teil mit Triftholz aus dem Salzachgebiet versorgt.

Die Stadt Augsburg bezog ihr Holz im Oberland und beförderte es auf Lech und Wertach zur Stadt. In den Augsburger Archivalien ist oftmals vom prügelweisen Fletzen die Rede. Große Mengen an Brennholz wurden auch aus dem oberländischen Tirol nach Augsburg getriftet, wie schon ein Augsburgisches Schriftstück von 1545 besagt. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden jährlich 200.000—300.000 Hölzer aus Tirol nach Augsburg gefletzt, wo sie mit Holzrechen aufgefangen wurden.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist die Isartrift nach München urkundlich erwähnt. Auch auf den Nebenflüssen der Isar fand Trift statt, bis diesen durch die Kraftwerksbauten das Wasser entzogen wurde. Auf der Isar selbst, auf der es eine sehr rege Flößerei gab, wurde bis 1868 auch getriftet, meist in klafterlangen sogenannten Tölzer Prügeln. Die Praterinsel in München führte früher die Bezeichnung „am Abrechen". Der königliche Holzgarten lag an der Stelle, an der sich heute das Bayerische Nationalmuseum und andere Gebäudegruppen an der Prinzregentenstraße erheben. Gegenwärtig wird noch auf der Partnach, einem Nebenfluß der Loisach, für örtlichen Bedarf getriftet. Auch die Ammer- bzw. Ampertrift, bei der das Holz über den Ammersee in Geschären befördert wurde, diente der Holzversorgung Münchens.

Anders als in München und Stuttgart spielte sich die Brennholzbringung nach Wien ab. Die hiefür in Frage kommenden alpinen Donaunebenflüsse münden alle oberhalb Wiens mit Ausnahme der Schwechat und der Schwarzach, die aber durch den damals betriebsfähigen Wiener-Neustädter-Kanal mit Wien in Verbindung standen. Die Holzschwemme auf allen diesen Flüssen, deren Rechen meistens nahe den Mündungen der Flüsse in die Donau lagen, von wo man das Holz auf Flößen und in Schiffen nach Wien beförderte, wurden zum größten Teil im 18. Jahrhundert in für die damalige Zeit technisch vollendetster Weise eingerichtet. Der erste Rang gebührt unter diesen Anlagen der kaiserlichen Schwechatschwemme, deren Rechen im Jahre 1805 nach St. Helena bei Baden verlegt wurde.

In genialer Weise richtete der berühmte, aus Goisern stammende Schwemmeister Georg Huebmer in den Jahren 1805—1827 die Schwarza-Schwemme ein, um das Holz aus dem Raxgebiet mit seinem Holzreichtum von 1.7 Millionen Festmetern nach Wien zu schaffen. Die Anlagen bezweckten die Bringung des südlich der Wasserscheide im Gebiete der Stillen Mürz gestandenen Holzes nach Wien. Huebmer durchbrach mit einem 450 Meter langen Stollen, dem er mit einer durch ein Mühlrad betriebenen Eimerkette das Wasser zuführte, die Wasserscheide und beförderte auf einem mit Schleusen versehenen abgetreppten Kanal in von Pferden gezogenen Schiffen und mit Hilfe eines

zweigeleisigen Bremsbergs das Holz zum Stollenmund. Die Anlagen sind längst zerfallen, aber das Andenken Huebmers lebt noch heute in der von ihm geschaffenen Gemeinde.

Noch eine vierte Gruppe von Trifträumen ist zu erwähnen. Es sind jene, in denen vorwiegend Nutzholztrift erfolgte, wenn auch in den anderen besprochenen Trifträumen an geeigneten Bächen Nutzholz getriftet worden ist. In diese Gruppe fallen das Gebiet der Steyr und das Gebiet der Alm in Oberösterreich. Das den Sägewerken zugeführte Holz wurde in meist 6 Meter langen Blochen getriftet. Auf der Steyr waren alljährlich langwierige Verhandlungen nötig, um die Reihenfolge der zahlreichen Triftberechtigten zu regeln, deren daherschwimmende Holzmassen als „Flöße" bezeichnet wurden. Bei der Trift auf diesem Flusse waren auch sonstige, anderwärts nicht übliche Ausdrücke zu finden. Das gleiche gilt für die Alm, einen Nebenfluß der Traun. Auf ihr ist die noch heute in geringem Maße betriebene Trift durch eine Triftordnung vom Jahre 1924 geregelt.

Von sonstigen Bächen unseres Gebietes, auf denen Blochholz getriftet wurde, sei die dem Iller-Gebiete angehörende Ostrach erwähnt, auf der die Länge des neben dem Kohlholz getrifteten Blochholzes nach der Triftordnung vom Jahre 1869 mit 16½ Fuß festgelegt wurde.

In vielen Triftgebieten setzte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Rückgang ein. Die Ursachen liegen oft darin, daß die alten Waldbestände, zu deren Ausnützung eigene Triftunternehmen gedient hatten, gelichtet oder erschöpft waren und man auf eine bessere Verwertung des Holzes als zum Verbrennen Bedacht nahm, sowie darin, daß die mineralische Kohle und der Torf das Holz als Brennstoff allmählig verdrängten. Endlich gestattete die Erbauung von Waldstraßen, Waldbahnen und Seilfördergeräten die Zufuhr des Holzes zu den Eisenbahnstationen und schließlich ermöglichten ein immer dichter werdendes Netz von Forststraßen und die Einführung des Kraftwagenverkehrs die Beförderung des Holzes von der Gewinnungsstätte unmittelbar zum Verbraucher.

Heute ist die Trift größtenteils verschwunden. Wo sie noch betrieben wird, kann man dem Holz vorläufig nicht anders beikommen. So wird noch auf der Partnach, auf der Traun oberhalb des Hallstätterssees, auf der Alm und vor allem auf der Brandenberger Ache getriftet. Bald wird aber auch auf diesen Gewässern die Trift der Vergangenheit angehören, denn Forststraßen sind bereits im Bau oder geplant. Dann wird es mit dieser uns recht romantisch anmutenden, aber recht gefahrvollen Holztrift endgültig zu Ende sein. An sie werden noch eine Zeitlang einzelne Marterln für verunglückte Trifter erinnern.

Wie enge verknüpft das Leben der Gebirgsbewohner früher mit der Trift war, mag ein Brauch beleuchten, über den Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuch berichtet: Bei den Gebirgsburschen gab es eine als „Holztriften" bezeichnete Unterhaltung, bei welcher einige die Klötze vorstellten, die durch eine Reihe fest ineinander geschlungener Hände von Paar zu Paar fortgeschwungen wurden.

## Schrifttum


Bauer J., Das Holzzügeln am Walchensee, Aus unserer Heimat, Beilage der Weilheimer Zeitung 14 (1937), S. 210.

Deißer Dr., Trift und Flößerei auf Lech und Wertach von 1500—1900, Alt-Füssen, Hist. Beil. z. Füssener Blatt, 3 (1923), 4 (1924).

Feigel F., Der Großreiflinger Holzrechen, Zeitschrift d. steierm. Forstv. 1884.

Geramb V., Ein Leben f. d. Anderen (1959).

Hafner Fr., Zur geschichtl. Entwicklung von Forstaufschließung u. Holzbringung im Lande Steiermark, Allg. Forstzeitung 66 (1955).

Hafner Fr., Zur Gesch. des Wassertransportes von Holz bes. in Öst. und Deutschland, Zentralbl. f. d. ges. Forstwesen, 74 (1956), S. 27.

Hauska Leo, Bedeutende Holzbringungsanlagen des 12. bis 19. Jh. in Österreich, Bl. f. Gesch. d. Technik, 1 (1932).

Hornstein F., Wald und Mensch, 2. Aufl. (1958).
Hübner L., Beschreibung d. Erzstiftes u. Reichsfürstentums Salzburg (1796).
Koller E., Die Holztrift im Salzkammergut (1954).
Kgenigl. Bayerisches Ministerial-Forstbureau, Die Forstverwaltung Bayerns, beschrieben nach ihrem dermaligen Stande (1861).
Lüers Fr., Klause und Klausenschlag, Deutsche Alpenzeitung, 33 (1938).
Newald J., Beitrag zur Kenntnis d. forstl. Verhältnisse in Niederösterr., Bl. d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich, N. F. 6 (1872).
—, Das Forstwesen d. Landes unter der Enns auf d. Wiener Weltausstellung 1873, Bl. d. Ver. f. Lkde. von Niederösterreich, N. F. 8 (1874).
Neweklowsky E., Flößerei auf der oberen Enns, Bl. f. Heimatk. (Graz) 33 (1959).
Noderer, Die Isarflößerei, Bayerischer Heimatschutz, 19 (1921), S. 77.
Oberrauch H., Tirols Wald und Waidwerk (1952).
Pfeffer Fr., Holztrift auf dem Wildwasser der Steyr, Heimatland (Linz) 13 (1936), H. 7.
Rock E., Werdenfelser Land in früherer Zeit (1934).
Rolleder A., Heimatkunde von Steyr (1894).
Schachinger A., Das kais. Waldamt u. d. Herrsch. Purkersdorf, Jahrb. f. Landeskde. v. N.-Ö. 29 (1944/48).
Schmeller J. A. — Fromann G. K., Bayerisches Wörterbuch (1939), Sp. 1339.
Staffler J. J., Das deutsche Tirol und Vorarlberg (1847).
Stierschneider E., Dämon Salzach, Das Halleiner Heimatbuch (1954).
Stolz O., Geschichtskunde d. Gewässer Tirols, Schlern-Schriften 32 (1936).
—, Geschichtskunde des Zillertales, Schlern-Schriften 63 (1949).
—, Über die Saline in Thaur, Tiroler Heimatbl. 23 (1948).
Tiroler Tageszeitung vom 6. August 1959.
Triftordnung f. d. Alm u. deren Nebenbäche, HB. Gmunden, 1. März 1924.
Widmann H., Geschichte Salzburgs, 3 Bde. (1914).
Willi A., Die Stadt Rosenheim, Forschungen z. deutschen Landeskde. 51 (1950).

Außerdem wurden das Oberösterr. Landesarchiv hinsichtlich der Trift im Ennsgebiet und das Bayer. Staatsarchiv Neuburg-Donau hinsichtlich der Trift im Illergebiet benützt.

---

Anschrift des Verfassers: Hofrat i. R. Dipl.-Ing. Dr. techn. Ernst Neweklowsky, Linz a. d. Donau, Steingasse 18

# Über die Jodler und Juchezer in den österreichischen Alpen

Von Georg Kotek

In alten Zeiten glaubte man, die finsteren Täler und die sturmumtosten Felsmauern der Alpen seien von Grauen und Schrecken erfüllt und gänzlich unzugänglich. Man bevölkerte die ragenden Wände mit bösen Geistern und Dämonen und war der Meinung, diese seien stets bestrebt, die Menschen fernzuhalten; wenn es aber einzelne wagten, sich ihnen doch zu nähern, würden sie durch schwere Wetter mit Blitz und Donner an Leib und Leben bedroht.

Erst in den Jahren nach den napoleonischen Kriegen wagten sich einzelne beherzte Männer hinein in die Berge und suchten ihren Weg durch die unbekannten Wälder auf die noch nie erstiegenen Gipfel. Sie erschlossen damit den Blick in eine andere Welt, erfüllt von Begeisterung über deren Schönheit; sie berichteten auch wohl hie und da über die Bewohner der Alpen und ihr Leben und Treiben.

Die Alpen sind ein Rückzugsgebiet alten Brauchtums. Überreste von Kulthandlungen und -Tänzen haben sich dort noch erhalten, die anderswo, etwa in den Vorlanden, wo sie vielleicht auch einmal üblich waren, längst abgekommen sind. Das echte Volkslied, die bodenständige Volksmusik wie auch der Jodler und seine musikalische Verwandtschaft haben hier noch ihre Heimstatt. Es gibt Gegenden, wo heute noch überlieferungstreu gesungen und gejodelt wird, wie es einst die Väter getan haben.

Ein Wanderer, der über Täler und Höhen unserer Berge zog, hat vielleicht einmal von weitem den frischen Juchschrei eines Burschen oder den weithin hallenden Ruf einer Sennerin gehört, manchmal ist auch in den Felsen ein mehrstimmiger Jodler im Echo verklungen. Da mag ihm wohl eingefallen sein, es wäre wissenswert, woher diese Weisen, die so wunderbar tönen, ihren Ursprung haben, was so ein Jodler ist und was er dem Volke bedeutet. Darüber soll nun berichtet werden.

Dr. Anton Werle, der Schwager des Erzherzogs Johann von Österreich, spricht in der Einleitung zu seiner Steirerlieder-Sammlung „Almrausch" (1884) über den Jodler, wie folgt:

„Die Jodler, Almer, Ludler oder Wullatzer sind Naturgesänge, die nicht in der Stube am Schreibtisch mit Hilfe des Generalbasses komponiert, sondern von Sennen, Schwoagerinnen, Mägden, Halterbuben, Jägern und Bauern auf der Alpe, im Wald und Feld, im Stalle, im Wirtshaus, auf dem Tanzboden, bei Kirchweihen und Hochzeitsfesten frei gesungen werden; und stets fand sich von selbst die richtige, zweite Stimme dazu."

Aber nicht nur bei Lustbarkeiten klingt der Jodler aus der Kehle des Alplers: Mit abgezogenen Hüten, den letzten Blick auf das Heimattal gerichtet, nahmen Dorfburschen im steirischen Salzkammergut am Beginn des ersten Weltkrieges Abschied von der schönen Alpenheimat mit einem mehrstimmigen Jodler, denn „Ein Jodler gilt beim Herrgott so viel wie ein Gebet", heißt es im Gebirge. Und oft kann man erleben, daß die Singkameraden einem Verstorbenen nach der Einsegnung am offenen Grab seinen Lieblingsjodler zum Abschied nachsingen.

Wir finden in der Literatur an der Wende des 18. Jahrhunderts in der Schweiz und in Deutschland schon hie und da Hinweise auf den Jodler. In Österreich enthalten besonders die von Erzherzog Johann um 1820 veranstalteten Sammlungen Niederschriften von Jodlern aus verschiedenen Gegenden; sie werden im Archiv des Joanneums in Graz

aufbewahrt. Etwa um dieselbe Zeit erließ der Oheim unseres heimischen Dichters Franz Grillparzer Ignaz Sonnleithner, der Gründer und erste Generalsekretär der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Aufrufe an die Bevölkerung mit der Bitte, Niederschriften von Volksliedern und Jodlern einzusenden. Von verschiedenen Personen, besonders von Lehrern und Geistlichen, wurde der Aufforderung Folge geleistet, die Berichte mit den Aufschreibungen wurden im Archiv der Gesellschaft niedergelegt. Sie fanden aber nur in einem engeren Kreis Beachtung und fielen dann wieder der Vergessenheit anheim. Erst um die Jahrhundertwende wurden sie dort wieder aufgestöbert und in Bearbeitung genommen. Dabei ergab sich, daß ein großer Teil der dort verzeichneten Weisen noch immer im Volk lebendig ist.

In den ersten landschaftlichen Sammlungen im 19. Jahrhundert, wie in der von Tschischka und Schottky in Niederösterreich für das Gebiet südlich von Wien (erschienen 1819) und in der von Anton von Spaun in Oberösterreich (1845) sowie in der von Vinzenz Maria Süß in Salzburg (1865) sind bereits Jodler enthalten. In den oben erwähnten Büchlein von Dr. Anton Werle finden wir deren bereits 52 abgedruckt.

Aber erst dem österreichischen Forscher Dr. Josef Pommer ist es zu danken, daß Jodler systematisch aufgesammelt, wissenschaftlich behandelt und im Druck herausgegeben wurden. Pommer wurde 1845 in Mürzzuschlag in der Steiermark geboren. Er wandte sich schon in seiner Studienzeit dem Volkslied der Heimat zu und sang mit gleichgesinnten Kameraden die Lieder, die er auf seinen Wanderfahrten im Volke erlauscht hatte. Auch Jodler zeichnete er bereits damals auf. Im Jahre 1890 gab er ein Büchlein heraus, welches unter dem Namen „68 Jodler und Juchezer", 58 Jodler und 10 Juchezer enthielt. Er glaubte damit den Born dieser urwüchsigen Weisen zum größten Teil ausgeschöpft zu haben, sammelte aber fleißig weiter; schon nach drei Jahren konnte er neue 252 Jodler und Juchezer in Druck geben. Acht Jahre später (1902) gab er dann sein viel inhaltsreicheres Werk „444 Jodler und Juchezer aus der Steiermark" heraus, das sich nicht ausschließlich auf die Grenzen dieses Landes beschränkt, sondern auch die Grenzgebiete der anrainenden Länder einbezog. Aber auch damit war die Jodlerquelle noch lange nicht versiegt. Die von Pommer im Verlag des von ihm zur ausschließlichen Kenntnis und Pflege des Volksliedes im Jahre 1889 gegründeten Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien herausgegebene Zeitschrift „Das Deutsche Volkslied" (1899—1949, 50 Jahrgänge, nach seinem Abgang von seinen Mitarbeitern weitergeführt) enthält zahlreiche Aufzeichnungen von Jodlern, so daß deren Gesamtzahl weit über tausend angestiegen war. Seither sind immer wieder neue Funde gemacht worden, sie wurden auch zum Teil bereits von verschiedenen Sammlern im Druck herausgegeben. Im angeschlossenen Literaturbericht sind diese Werke genannt.

In der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, Band XXVII, Jahrgang 1896, erschien aus der Feder Dr. Pommers ein Artikel „Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet"; er enthält einen Bericht über den damaligen Stand der Volkslied- und Jodlerforschung in Österreich und über das Sammeln derselben. Er bot auch Hinweise auf den Jodler und seine Singart und wirkte bahnbrechend auf diesem Gebiete.

### Kennzeichen des Jodlers, seine Formen und seine Verbreitung in den Alpen

Für die Singart, die wir „Jodeln" nennen, und für die Gesänge, die man als Jodler bezeichnet, sind folgende Merkmale kennzeichnend:

1. Das Überschlagen der Stimme aus dem Brustregister in die Fistellage. Fistelstimme und Falsett liegen nahe beieinander, sind aber nicht dasselbe. Die Brusttöne werden in die Höhe gepreßt und dann folgt schlagartig der Übergang aus höheren Tonlagen in die Fistel. Dies vollzieht sich ähnlich wie bei Flagiolet-Tönen, es handelt sich also um Teilschwingungen eines in seiner Grundtonlänge schwingenden Systems. Dies ist wohl das Hauptmerkmal des Jodlers.

2. Mit dem Überschlagen der Stimme hängen vorwiegend weite Intervallsprünge zusammen, die durch die Erweiterung des Stimmumfanges um das Fistelregister ermöglicht werden. Sie gelten sonst im allgemeinen als unsanglich.

3. Überbrückung der großen Intervalle durch Legato-Bindung.

4. Großer Umfang der Melodie; vorwiegend harmonische Intervalle; die Motive klingen oft wie zerlegte Dreiklänge.

5. Jodler haben keinen Worttext; in früheren Zeiten wurden sie allein auf Vokalen gesungen, hohe Töne auf **i** oder **u**, tiefere auf **o** oder dunklem **a**. Dann traten Konsonanten dazu und es wurden sogenannte Jodlersilben gebildet, gleichsam zur Erleichterung der Vokalbildung.

Einstimmige Jodler kommen nicht oft vor, die Mehrstimmigkeit ist die Regel. Bei den mehrstimmigen ist die „Dreispannigkeit", die Dreistimmigkeit, am häufigsten, es gibt daneben viele zweistimmige Jodler. Aber auch Jodler von vier bis zu sechs Stimmen sind gelegentlich zu hören.

In unseren Alpen ist das Jodlersingen weit verbreitet, aber nicht überall im gleichen Maße. Eines der reichsten Ländern ist die Steiermark; Tirol und Bayern haben verhältnismäßig viele Jodler aufzuweisen, ebenso Salzburg und Oberösterreich, in letzterem vornehmlich das Salzkammergut. Reich ist auch das südliche Niederösterreich, besonders das Land, das sich vom Wienerwald südwärts bis zum Schneeberg und zum Semmering hinzieht. Hier finden wir auch eine dreistimmige, vom Volke selbst stammende Harmonisierung, die einen eigenartig herben Klang gibt, der aber wohl ins Ohr klingt. Kärnten ist im allgemeinen arm an Jodlern. Es kennt solche Gesänge fast nur in Liedern eingebaut oder an solche angehängt. Selbständige Jodler kommen selten vor und unterscheiden sich nicht von denen der angrenzenden Gebiete.

Beim Jodeln kommt das reiche musikalische Gefühl, das unserem Bergvolk angeboren ist, am unmittelbarsten zur Geltung. Der Jodler ist ein „Lied ohne Worte". Wenn mehrere Leute miteinander singen, kommt noch die Freude am Zusammenklang der Stimmen dazu. Ich erinnere mich da gerne an drei alte Bauern, die ich bei einer meiner Volkslieder-Sammelfahrten im Schneeberggebiet kennen gelernt hatte. Bei einer Festlichkeit traf ich sie inmitten der fröhlichen Menge im Wirtshaus. Gegen Abend zogen sie sich in eine Ecke zurück und fingen zu singen an. Dort saßen sie, die Köpfe einander zugeneigt, die Augen geschlossen, und jodelten für sich, ganz in das Singen versenkt, ohne sich um den Trubel ihrer lauten Umgebung zu kümmern. Lieder und Jodler folgten einander fast ohne Unterbrechung; man konnte beobachten, wie glücklich sie dabei waren.

Die Urform der menschlichen Stimmäußerung ist der unartikulierte, unmusikalische Schrei als Ausdruck irgend einer seelischen Emotion. Seine Weiterentwicklung ist der Jauchzer, Juchezer, Juzer, d. i. ein Schrei auf den Silben „Juch-hu", ein An- oder Echoruf, der hart an der Grenze des Musikalischen, zwischen Jodler und Schrei in der Mitte steht. Er wird in möglichst hoher Lage mit starker Stimme in absteigender Tonfolge in die Berge geschrien, entweder, um das Echo zu wecken, oder um die Anwesenheit kundzutun, das Kommen anzumelden, sich gegenseitig zu verständigen, wohl auch, um aus der Ferne einen Abschiedsgruß zu senden. Der Juchezer wird nicht gesungen, sondern sehr gepreßt hinausgeschrien. An den Endton schließt sich häufig ein absinkendes Schluß-Glissando an. Er verkörpert eine ausgesprochene alpin-hirtentümliche Sonderüberlieferung.

Eine weitere Form der Verständigung ist der Ruf. Er zeigt eine kurze jodlerartige Melodie, verbunden mit laut geschrienen Worten, allfällig am Beginn oder am Schluß einen Juchezer. Der Ruf ist ein Mittelglied zwischen dem Juchezer einerseits und dem Jodler andererseits. Hieher gehören auch u. a. die „Almschreie", das sind lange Rufe mit Worten, wobei der Text den Hauptbestandteil darstellt. Sie lehnen sich manchmal an die Alphornleiter an.

Wir kommen nun zum eigentlichen Jodler. Die alpenländischen Jodler in Österreich sind keinesfalls nur etwa an Kunstmusik angeglichene Formen der Volksmusik, sondern

schöpferische Fortbildungen von stärkster Eigenart. Ihre vitalen Wurzelkräfte liegen im Volkstum und in der Stammesart. In unseren Alpen leben sogar vermutlich noch Stilschichten von west- und ostgermanischem Volkstum fort.

Der Wiener Musikgelehrte Univ.-Prof. Dr. Guido Adler sagt in seiner Abhandlung „Die Wiederholung und Nachahmung in der Mehrstimmigkeit" (Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft, 2. Jg., 3. Heft, Leipzig 1886) folgendes über den Jodler: „Zweifellos ist, daß der jeweilige Stand der zu höchst entwickelten Tonkunst einen gewissen Einfluß übt auf die Vulgärgesänge; wie aber die immer reichere Modulation der Kunstwerke der fortschreitenden Zeiten die rudimentäre Harmonie der Volksgesänge nicht alterieren konnte, wie das Volk seine schlichteste Weise von Tonika und Dominant beibehielt und nur ab und zu Regungen höherer Art, aber im besten Falle nur solchen nach einigen leitereigenen Harmonien folgte, so hätten die künstlichen Canones die Phantasie der Almerin und des Senners nicht befruchtet, wenn nicht in ihnen originär der Trieb zu derlei Jodlern gelegen wäre — denn es gibt kein urwüchsigeres Produkt als eben diese Jodler, bei denen von selbst die zweite und dritte Stimme einfällt".

Ungeheuer mannigfaltig sind die Jodler. Hunderte von ein- bis sechsstimmigen Weisen wurden, wie oben erwähnt, bereits in Niederschrift festgehalten; es ist staunenswert, wie anscheinend mühelos sich die Stimmen verschlingen und lösen.

In den verschiedenen Gegenden Österreichs gibt es auch verschiedene Bezeichnungen für den Jodler. In Niederösterreich sagt man „Dudler" oder „Tanz", in der Steiermark „Jodler" oder „Wulazer" (dieses Wort hängt offenbar mit „Walzer" zusammen, auf die Zusammenhänge mit dem Volkstanz komme ich noch zu sprechen). In Oberösterreich für lebhaftere Formen „Schreier", für getragene Weisen „Almer oder Jugizer", im Salzkammergut „Ludler oder Blaser"; letztere Bezeichnung deutet auf den Zusammenhang mit Volksinstrumenten hin. Gerne werden Jodler, die ein besonders beliebter Sänger oft zu singen pflegt, nach diesem benannt, wie „Den Schuaster Hiasl seiner" oder der „Dreispannige der Grießlerbuabm" u. a. Es gibt auch charakteristische Namen, die sich auf eine Beschäftigung beziehen, wie der „Schaffuocher" oder der „Holzschwemmer-Jodler", oder auf einen Ort, wie „Das Aflenzer Gläut", der „Prebichler", oder der „Kaumberger". Endlich dient zur Bezeichnung manchmal eine kurze Wortfolge, die in die Jodlersilben eingefügt, oder den Jodler angehängt wird: „Kloanverdrahte Alm", „Fix auf der Höh", „Sepperl, steh grad". Dies führt auf die Verbindung des Jodlers mit dem Lied. Auch hier gibt es wieder verschiedene Formen: Der Jodler kann zwischen die Zeilen des Liedes eingeschaltet sein, als melodische Verbindung derselben; er wird dem Lied vorangestellt oder am Schluß angehängt. Eine besondere Form ist, daß eine oder zwei Stimmen ein Lied singen, während die dritte Stimme dazu einen passenden Jodler überschlägt.

In der Schweiz gibt es nahezu nur Einzeljodler; ein oder zwei Solojodlerstimmen werden gelegentlich von einem Brummchor untermalt, der in einfachen Akkorden die Solisten begleitet. Diese Art des Chorsingens dürfte mit der Entwicklung des Gesangvereins-Wesens zusammenhängen. Eine andere Form der Mehrstimmigkeit gibt es in der Schweiz so gut wie nicht. Im östlichen Alpengebiet hat sich eine durchaus andere eigenständige Art des Jodelns entwickelt. Chorjodler hört man selten, höchstens hie und da wird einer bei gemeinsamer Arbeit gesungen, um den Rhythmus derselben durch Gesang zu unterstützen, etwa beim Heumähen oder beim Pilotenschlagen. Gejodelt wird überwiegend mehrstimmig, wobei jede Stimme von einer einzelnen Person getragen wird.

## Stilschichten des Jodlers

Die verschiedenen Zeitepochen haben in ihrer Eigenart auch auf den Jodler eingewirkt. Wir unterscheiden demgemäß auch verschiedene Stilschichten desselben.

Wenn früher davon gesagt wurde, daß derartige Gesänge bis in die graue Vorzeit zurückgehen, so müssen wir derartige Meinungen wohl auf die Auffassung der Romantiker

zurückführen. Sie ist aber heute als überholt zu betrachten. Hieher gehört auch die Schilderung, daß die Germanen in der Schlacht mit hellem Juchschrei gegen ihre Gegner anstürmten, was auf die Römer einen furchtbaren Eindruck machte, wie Tacitus berichtet. Diese Schreie mögen wohl etwas ähnliches gewesen sein, wie das „Hurra", das unsere Soldaten noch in den letzten Kriegen bei Sturmangriffen riefen, es waren aber kaum Juchezer im engeren Sinne.

Doch kann die Forschung immerhin die Entwicklung der Jodler durch Jahrhunderte zurück verfolgen.

Die jüngste Schicht desselben stellt der Schnaderhüpfeltypus dar. Er ist eng mit dem Volkstanz verbunden. Bei diesem ist es ja vielfach üblich, daß die Burschen mitten im Tanz sich zusammenstellen und Vierzeiler singen, wobei sie im Rhythmus mit den Händen klatschen, „paschen", wie der Ausdruck dafür lautet. Dabei wird auch, begleitet von der Musik, gejodelt. Diese achttaktigen Weisen sind die einfachste Form des Singens, der Jodler dient nur als Verbindung der einzelnen Textzeilen zur handgreiflichen Unterstreichung desselben. Die Weise entspricht durchaus der instrumentalen Volksmusik. Die Melodien zeigen eine gewisse Gleichförmigkeit und enge Verwandtschaft untereinander. Szczabrowsky sagt in seiner Abhandlung „Nationaler Gesang der Alpenbewohner" (Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, Bd. 1, Bern 1861) dazu: „Herrscht in der eigentlichen Liedform und der Ausdrucksweise unter den Bergvölkern des europäischen Centralalpengebietes eine Verschiedenheit, so zeigt sich dagegen im Jodler eine große Ähnlichkeit, um nicht zu sagen, eine vollständige Gleichförmigkeit; denn die einzelnen Abweichungen, die als eine Verschiedenheit gelten können, sind es der Wesenheit nach nur scheinbar, sind mehr Varianten, wenn auch von mehr oder minder hervorstechender Art, gewissermaßen Ergüsse, Erfindungen des Augenblicks".

Aus dem achttaktigen Schnadahüpfeltyp entwickelten sich aber Jodler, die eine gewisse Eigenständigkeit zeigen, etwa in der Taktzahl über acht Takte hinausgehen und selbständige Führung haben. Sie stehen dem instrumentalen Landler im Aufbau nahe. Hier wäre noch der sogenannte „Wiener Dudler" zu erwähnen, der eine besondere Stellung im Rahmen der Jodlertypen einnimmt. Er ist in Wien und im Weichbilde der Stadt daheim, in den Rebengeländen und den Weinhauerdörfern mit ihren Buschenschenken, die sich im Westen an den Kahlenberg und den Wienerwald anschmiegen. Er ist selbständig und unabhängig vom Lied und wird gewöhnlich von einer Einzelperson gesungen, hie und da begleitet von Volksmusik in der Besetzung, die den Namen der „Wiener Schrammeln" trägt. Er hat liedmäßigen Charakter, ist sanft und klingend und ist dem Grunde nach dem Jodler des anrainenden Niederösterreich verwandt. Es ist aber nicht zu leugnen, daß er Spuren der Volksmusik anderer Völker aufweist, die seinerzeit in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zusammengeschlossen waren, wie Mollanklänge und eine gewisse Schwermütigkeit.

Eine ältere Stilschicht weist in die Barockzeit. Ihr gehört im gesamten Alpengebiete eine große Zahl von Jodlern an. Gehaltenheit und gerundete Melodie sind ihre Kennzeichen, sowie plastische Rhythmik. Auch das Menuett hat hier seine Spuren hinterlassen. Trotzdem kann man hier keineswegs von „gesunkenem Kulturgut" sprechen, denn das Volk zeigt bei der Behandlung des Musikalischen auch hier ausgesprochen schöpferische Züge. Wir sehen deutlich die Wechselbeziehungen zwischen der Volks- und Kunstmusik, die gegenseitige Befruchtung, die ja auch in den Werken der großen Meister dieser Zeit ihren Niederschlag gefunden hat.

Das Menuett leitet hinüber zum Landler. Hier vermittelt zweifellos die österreichische und da besonders die volkstümliche Wiener Musik des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts. Volkstänze hat es sicher schon früher gegeben, es ist aber fraglich, ob sie schon die Bewegtheit des Landlers gehabt haben.

Überbleibsel der Renaissance finden wir in den a capella-Formen namentlich bei mehrstimmigen Jodlern in den österreichischen Alpen: Das Tenorprinzip und den Kanon. Die führende Stimme liegt sowohl beim Lied als auch beim Jodler nicht

in der ersten Stimme, sondern in der Mittellage, in der zweiten, oder in der dritten Stimme; gewöhnlich ist die zweite Stimme führend. Eine Stimme liegt darüber, sie „überschlägt", eine Stimme geht darunter, „sie singt zuwi", so daß sich die Mehrstimmigkeit von der Mitte her aufbaut, wie in der Polyphonie des 15. und 16. Jahrhunderts. Auffallend ist die eigentümliche volksmäßige Harmonisierung, herb und nicht immer den Gesetzen der Harmonielehre entsprechend, wie sie sich besonders in Niederösterreich und zum Teil in Kärnten findet; sie ist durchaus als dem Volk entsprossen anzusehen. In der Steiermark liegt die führende Stimme häufig zu unterst, während zwei Stimmen überschlagen.

Wirkliche Kanons, sogenannte „Nacheinander", gibt es im Volk, wenn auch selten. Kanonartig ist der Aufbau vieler Jodler, wo eine Stimme das Jodlermotiv anfängt und die anderen Stimmen nacheinander dazutreten.

Mittelalter: Hier sei auf die Art von Jodler hingewiesen, bei denen sich die Stimmen kreuzen, sog. „Durcheinander" oder „Füreinander". Es ist zweifelhaft, aber immerhin möglich, daß wir hier noch Reste von den gotischen Formen des Discantus und der Motets vor uns haben. In den Alpen als Rückzugsgebiet können sich durchaus auch solche Formen der Stimmkreuzungstechnik über Jahrhunderte erhalten haben.

## Instrumentale Zusammenhänge des Jodlers

Auf dem musikwissenschaftlichen Kongreß in Basel im September 1924 hielt der Berliner Univ.-Prof. E. M. v. Hornbostel einen Vortrag, in dem er die Entstehung des Jodlers auf die Nachahmung der Weisen zurückführte, wie sie auf den Naturinstrumenten Alphorn und Schalmei hervorgebracht werden können. Das Alphorn, ein alpines Hirteninstrument, ist eine Art Trompete, im wesentlichen eine gerade Röhre (Tuba) von oft bedeutender Länge. Es ist aus Holz hergestellt. Da die Bohrung eines Baumstammes große Schwierigkeit bietet, hat man Alphörner gewöhnlich erzeugt, indem man Holzrinnen zusammenfügte und sie durch Umwicklung mit Rindenstreifen (Birke oder Weide) oder dgl. festigte. Daher stammt die Bezeichnung „Rindentrompete". Heute ist das Alphorn fast ausgestorben. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand es sich in den Alpen verbreitet. Darüber hinaus ist es in Deutschland nachgewiesen im Schwarzwald, im Spessart, in Thüringen und im Harz, dann in den Pyrenäen, in Schottland, im nördlichen Schweden und Norwegen, Litauen, Estland, Polen, Rumänien. Aber auch in anderen Weltteilen, besonders in Asien, sind alphornartige Blasinstrumente anzutreffen. In Österreich war es überall in den Alpen, wenn auch nicht allzu häufig, vorhanden. Sein Verbreitungsgebiet erstreckte sich bis nach Niederösterreich und in die Steiermark. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde es in der Ramsau bei Schladming am Fuße des Dachsteins noch geblasen. Man unterscheidet bei uns zwei Hauptformen des Alphorns: Das gerade, das mitunter eine Länge von über drei Metern aufwies und daher beim Blasen auf dem Boden aufgestützt werden mußte. Deshalb wurde am Ende häufig ein nach aufwärts gebogener Schallbecher angebracht. In Nachahmung der Trompetenform findet sich aber auch ein Alphorn mit zusammengebogener Röhre. Ein Kleinformat davon führt in der Ramsau den Namen „Flatschen". Hornbostel stützt seine oben geschilderte Theorie auf das sogenannte „Alphorn-Fa". Bei Appenzeller (Innerrhodischen) Jodlern und Kuhreigen fand er nämlich, daß deren Sänger an Stelle der Quarte den Tritonus oder der Tonika benützen, der als 11. Teilton auf der Naturtrompete die fehlende Quarte ersetzen muß. Dieses „Fa" ist eine Zwischenstufe zwischen dem f und dem fis der Tonleiter.

Wir können aber annehmen, daß der Fa-modus ein Stück einer vorchristlichen archaischen Musikkultur verkörpert, der mit der Alphornskala Beziehungen hat, aber nicht ausschließlich damit zusammenhängt.

Hornbostel ist mit der Behauptung, daß alle Jodler durch Nachahmung der Naturinstrumente entstanden sind, offenbar zu weit gegangen; es sind bei deren Entstehung und Entwicklung vielmehr zeitliche, volkliche und landschaftlich-stammhafte Formkräfte

in reichem Maße beteiligt gewesen. In unserem Alpengebiete wäre auf die Charakterunterschiede zwischen dem alemannischen und dem bayrisch-österreichischen Stamme hinzuweisen: Während sich ersterer schwerblütig und behäbig, realistisch und eher hausbacken darstellt, ist der letztere sinnenfreudig, genießerisch, heiter, beweglich und geschäftig. Diese Eigenschaften drücken sich auch im Gesang aus. So konnte sich der schwere Fa-Typus in erster Linie beim alemannischen Stamm entwickeln, während der bayrisch-österreichische überwiegend seine eigenen Wege ging. Wir finden daher in den österreichischen Alpen den Fa-modus nur sehr selten; Pommer ist es gelungen, zwei solcher „Rufe", allerdings nicht Jodler, im Gebiete des Rinnkogels bei Zinkenbach am Abersee aufzuzeichnen.

Einer späteren Zeitepoche gehören allerdings Jodler an, die bewußt Weisen des Alphorns nachahmen. Nach dem „Wurzhorn", wie das Alphorn bei uns genannt wird, führen sie den Namen „Wurzhorner". Solche „Wurzhorner" konnten außer im oberen Ennstal auch noch im Hochschwabgebiet, im Salzkammergut und sogar in Niederösterreich in der Gegend von Ternitz an der Südbahn, einem größeren Industrieort am Fuße des Semmerings, in den ersten Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts gefunden werden, ein Beweis, daß das Alphorn in früheren Zeiten auch hier heimisch gewesen ist.

Den starken tragenden Tönen des Alphorns sei Zauberkraft verliehen, so meinte man einst und suchte dadurch böse Geister zu beschwören und sie zu bannen, die guten Geister aber zu Hilfe zu rufen. In manchen Gegenden der Schweiz und Vorarlbergs war es üblich, bei Anbruch der Dunkelheit das Alphorn zu blasen, was wohl zu diesem Zwecke geschah. Wurde es als Kriegsgerät benützt, so war es besonders als Signalinstrument geeignet. Sein Hauptzweck aber war, dem Hirtenvolk zu dienen, das damit die Herde ruft und sie zusammenhält; denn die Tiere lieben einfache Weisen, wie die des Alphorns, und folgen ihnen nach. Heute lebt das Alphorn nur mehr im Gedächtnis sehr alter Leute, in den Niederschriften der Weisen ist es bewahrt und klingt noch hie und da im Gesang unserer Bergbewohner nach.

## Schluß

In den letzten Jahrzehnten und besonders in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg, wird in manchen Gegenden, wo früher sehr viel gesungen wurde, ein gewisser Rückgang des Jodelns im Volk beobachtet. Dafür gibt es verschiedene Ursachen, z. B.:

1. Die mittleren Jahrgänge der männlichen Bevölkerung wurden durch die Kriege dezimiert. Gerade diese Jahrgänge wären berufen gewesen, das von ihren Vätern ererbte Liedgut an die heranwachsende Jugend weiterzugeben.

2. Die Struktur der Bevölkerung ist stark verändert, einerseits durch die Abwanderung ländlicher, besonders der dienenden Kreise in die Stadt, wo sie sich in den Fabriken bessere Lebensbedingungen erwarten, andererseits durch den Zuzug fremdstämmiger Menschen (Heimatvertriebene, Flüchtlinge u. a.). Die Motorisierung hat Stadt und Land einander nähergerückt und den städtischen Einfluß auf dem Lande besonders bei der Jugend gefördert.

3. Änderungen einschneidendster Art in der Wirtschaft; während in früheren Zeiten die Bauernwirtschaft nahezu autark war, wird sie jetzt nach und nach in die allgemeine Volkswirtschaft, ja in die Weltwirtschaft eingegliedert. Der Mangel an Arbeitskräften kann nur durch die Technisierung wenigstens teilweise behoben werden, Traktoren und landwirtschaftliche Maschinen treten an die Stelle der manuellen Arbeit. Dadurch sind viele Formen des Brauchtums, die mit der althergebrachten Arbeitsweise verbunden waren, verschwunden, mit ihnen die daran hängenden Volkslieder und Jodler. Die Almwirtschaft ist unrentabel, viele Almen werden nicht mehr befahren, die Hütten verfallen; damit schwindet die Liedpoesie der Almwirtschaft. Hochgelegene Bauernhöfe können nicht mehr konkurrieren, sie werden von ihren Bewohnern verlassen.

4. Eine große Rolle spielt die Mechanisierung der Musik. Grammophon, Musikautomaten und nicht zum wenigsten der Rundfunk löschen das Streben nach Eigengesang und Eigenmusik in manchen Gegenden aus.

5. Die moderne Schlagermusik und besonders der Jazz, die sich nach dem zweiten Weltkrieg bei uns breitmachten, übertönen die schlichten Volksweisen und ersticken sie beinahe.

Aber damit ist noch nicht die Berechtigung zu einer Behauptung gegeben „Das Volkslied ist tot!". Ein Musikbildner hat dieses Wort in einen Artikel einfließen lassen, der in einer namhaften Zeitschrift für Volksbildung jüngst erschienen ist. Schon vor 270 Jahren, als Herder und Goethe sich mit dem Volkslied beschäftigten, ertönte in den Kreisen der Romantiker der Ruf: „Das Volkslied ist im Aussterben", und doch ist es lebendig geblieben. Die vielen Tausende Aufzeichnungen aus dem Volksmund beweisen dies. Es mag sein, daß das Volkslied jetzt im Umbruch steht; solange das Volk aber noch im Boden der Heimat wurzelt, wird es auch weiter seine Lieder singen.

### Wichtige Erscheinungen über den Jodler

(Teilweise vom Verf. benützt)


Guido Adler: Die Wiederholung und Nachahmung in der Mehrstimmigkeit. Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft, 2. Jg., 3. Vierteljahr 1886, Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Josefine Gattner: Über die naturhafte Mehrstimmigkeit österreichisch-alpenländischer Volkslieder. Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 8, Wien 1959.

Robert Gentebrück: Über die Mehrstimmigkeit im österreichischen Volksgesang. Festbericht zur Beethoven-Zentenarfeier, Wien 1927.

R. Hohenemser: Über die Volksmusik in den deutschen Alpenländern. Sammelbände der Int. Musik-Ges., Jg. 11, Heft 3, Leipzig 1910, Breitkopf u. Härtel.

E. M. v. Hornbostel: Die Entstehung des Jodelns. Bericht über den Musikwissenschaftlichen Kongreß in Basel 1924. Leipzig 1925, Breitkopf u. Härtel.

Ernst Hamza: Folkloristische Studien aus dem niederösterreichischen Wechselgebiet. Zeitschrift des Deutschen und Österr. Alpenvereins, Bd. XLIV, Jg. 1913.

Karl M. Klier: Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen, Kassel 1956, Bärenreiter-Verlag.

Georg Kotek: Der Jodler in den österr. Alpen. Festbericht zur Beethoven-Zentenarfeier, Wien 1927.

Georg Kotek: Eine lebendige Volksliedlandschaft in Niederösterreich; Das Schneeberggebiet. Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 2, Wien 1953.

Georg Kotek: Volkslied und Volksmusik (Juchezer, Rufe und Jodler) in: Österr. Volkskunde für Jedermann, hg. von Adolf Mais, Wien 1952, Pro domo-Verlag.

Georg Kotek: Das bäuerliche Volksliedsingen der Ravag in Pottschach 1935. Jb. des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 6, Wien 1957.

Georg Kotek: Jodler und Jodlerlied in den österr. Bergen. In: Das Sängerjahr 1927. Verlag Deutsche Sängerschaftsstelle in Wien.

Karl Kronfuß: Der Jodler in Österreichs Alpen, Wien 1923, Deutscher Volksgesangverein.

Karl Liebleitner: Das Volkslied in Niederdonau, St. Pölten 1941, Zeitungsverlag.

Josef Pommer: Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet. Zeitschrift des Deutschen und Österr. Alpenvereines, Bd. XXVII, 1896.

Von Pommer sind zahlreiche einschlägige Artikel in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Hans Joachim Moser: Tönende Volksaltertümer, Berlin-Schöneberg 1935, Max Hesse.

Wolfgang Sichardt: Der Alpenländische Jodler und der Ursprung des Jodelns, Berlin 1939, B. Hahnefeld-Verlag.

Wolfgang Sichardt: Alpenländische Volksmusik im Lichte musikethnologischer Forschung, Anthropos, Bd. XXXII, 1937. Verlag St. Gabriel, Mödling.

H. Szadrowsky: Nationaler Gesang bei den Alpenbewohnern. Jb. des Schweizer Alpenclubs, Bd. I, 1861.

H. Szadrowsky: Die Musik und die tonerzeugenden Instrumente der Alpenbewohner. Jb. des Schweizer Alpenclubs, IV. Bd. 1864.

Alfred Tobler: Kühreigen, Jodel und Jodellied in Appenzell, Leipzig und Zürich 1890, Gebr. Hug.

Raimund Zoder: Volkslied, Volkstanz und Volksbrauch in Österreich. Lehrbuch des Musikunterrichtes, Wien 1950, Ludwig Doblinger.


### Jodlersammlungen


Hermann Derschmidt: Unsere Jodler, Karlsbad, Hohler 1934.

Hans Gielge: Klingende Berge, Wien, D. Volksges.-V., 1937.

Max Haager: Das Jodlerbuch, Graz, Styria.

Karl M. Klier: 50 Wiener Dudler, Wien, Stanberg.

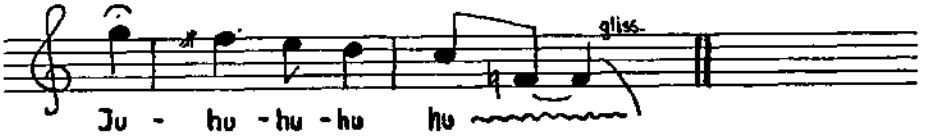
Georg Kotek: 20 Jodler aus Österr., Wien, D. Volksges.-V., 1935.

Helmut Pommer: Jodler des deutschen Alpenvolks, Leipzig, Zimmermann, 1936.

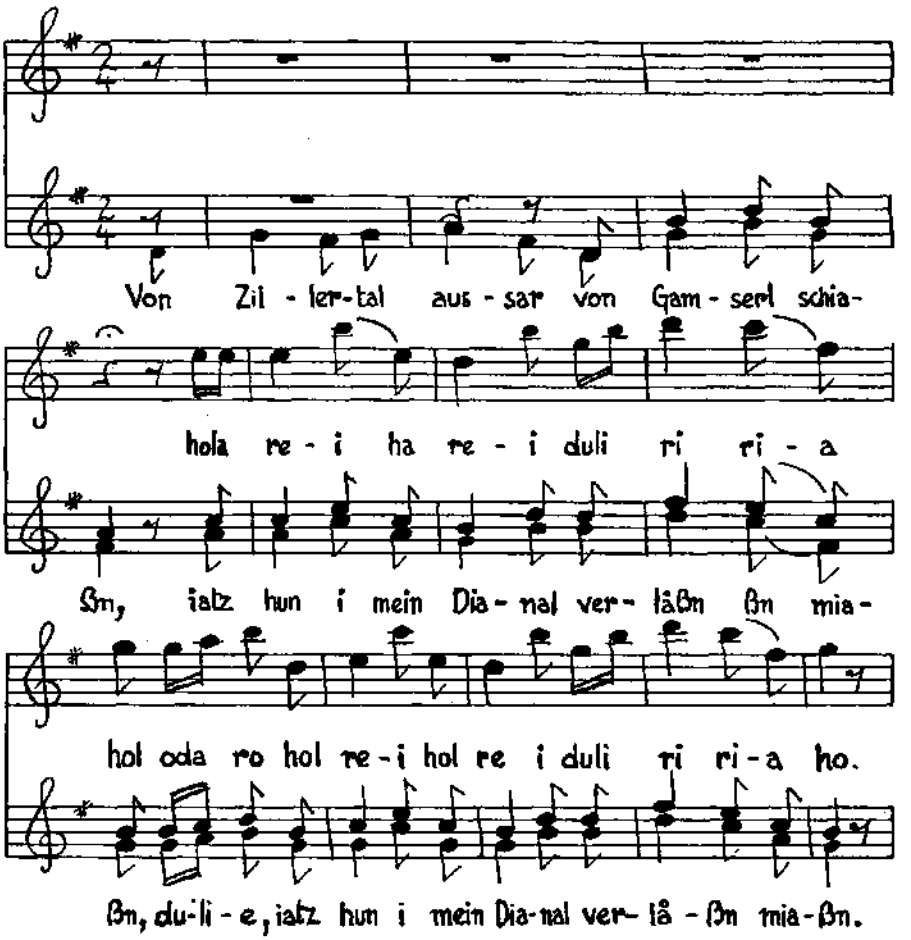
Josef Pommer: Jodler und Juchezer (I). Wien, Robitschek (1890).
Josef Pommer: 252 J. u. J. (II). Wien, Robitschek, 1893.
Josef Pommer: 444 J. u. J. (III). Wien, Volksgef., 1906, 2. Aufl. Wien, Stanberg, 1943.
Kleinere Jodlersammlungen sind verschiedenen landschaftlichen Volksliederausgaben in Österreich angeschlossen.
Aufsätze zum Jodler-Thema und zahlreiche Niederschriften sind enthalten in der Zeitschrift: Das Deutsche Volkslied (ab 1946 Volkslied, Volkstanz, Volksmusik), hg. von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber (Karl Kronfuß, Emil K. Blümml, Karl Liebleitner, Raimund Zoder, Dr. Georg Kotek, Karl M. Klier, Dr. R. Wolfram, Dr. Leopold Schmidt). Wien 1899 bis 1949.

Anschrift des Verfassers: Professor Dr. Georg Kotek, Wien, VII., Kirchengasse 41

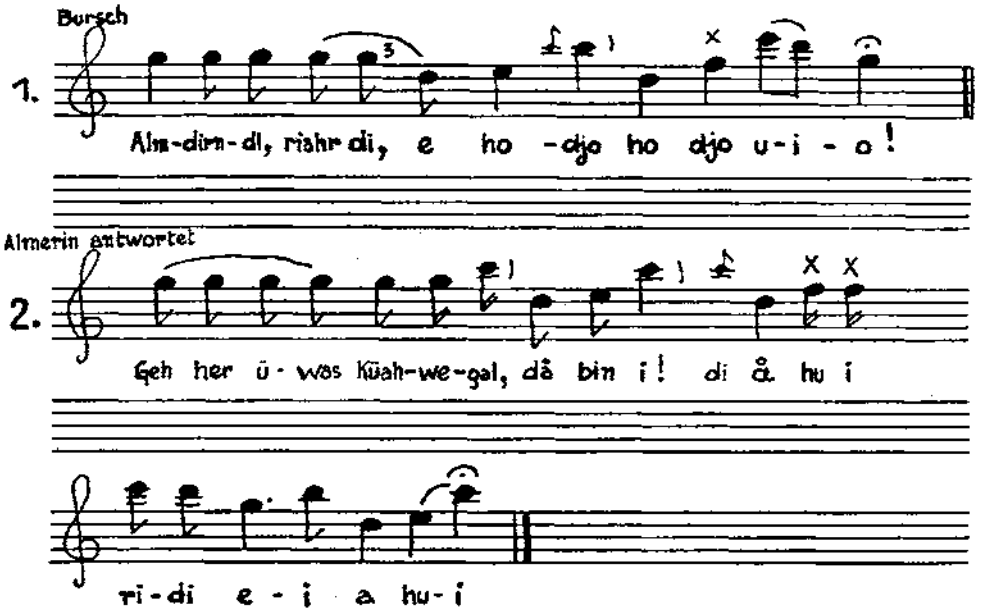
**Juchezer.** Aufgezeichnet von Dr. Josef Pommer im Landl im steir. Ennstal



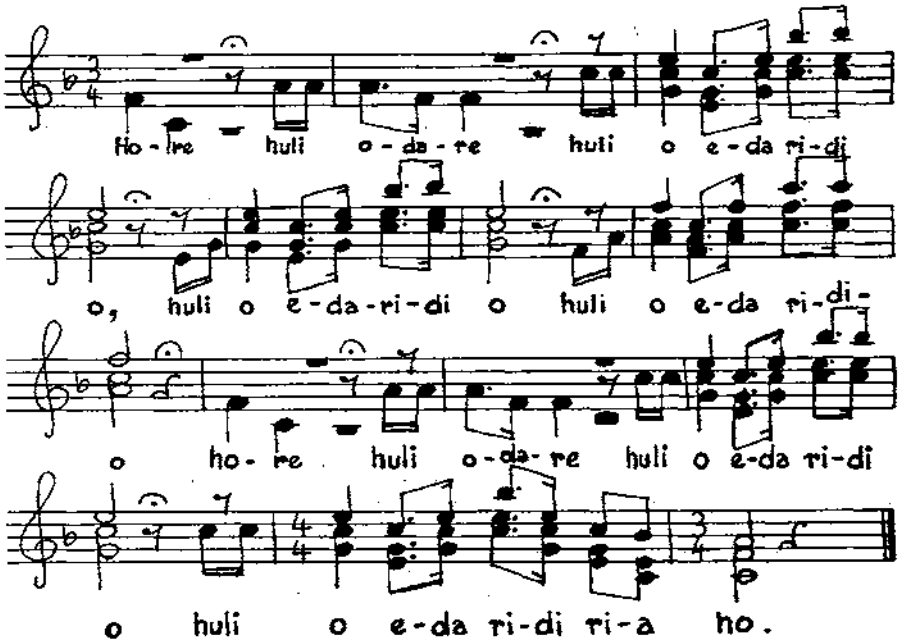

**Schnadahüpfl**-Jodler aus dem Zillertal (Tirol), aufgezeichnet von Franz Friedrich Kohl



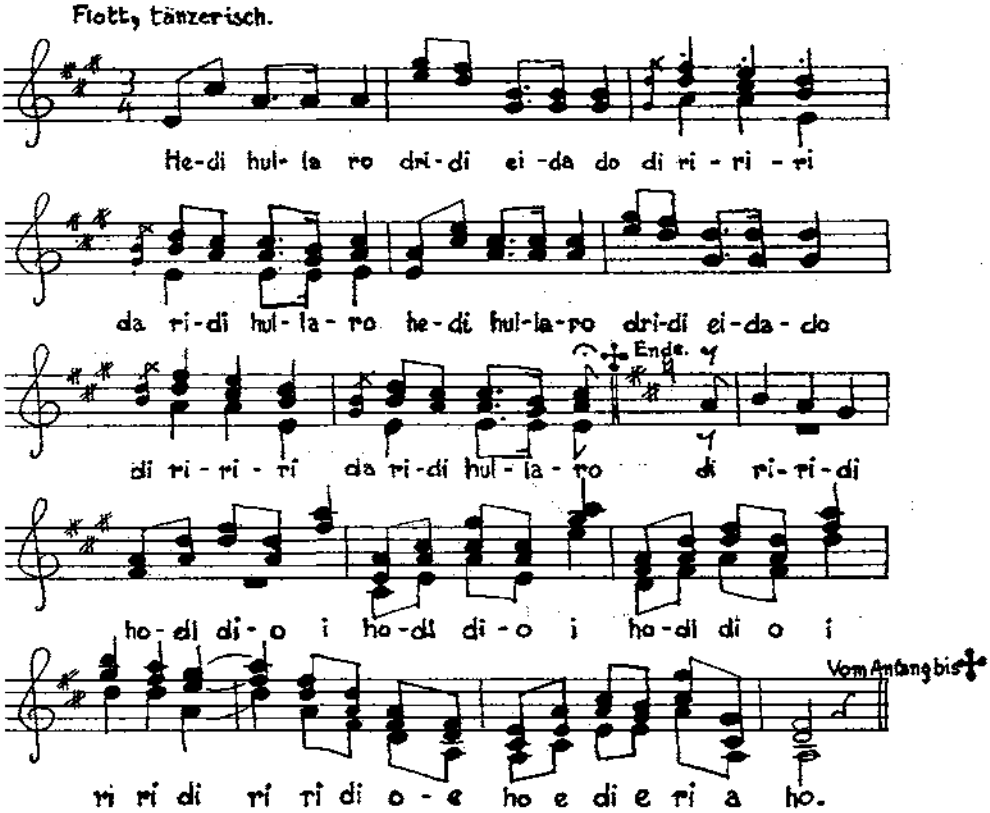
Almruf zwischen einem Burschen und einer Almerin, im Salzkammergut. Aufgezeichnet von Raimund Zoder



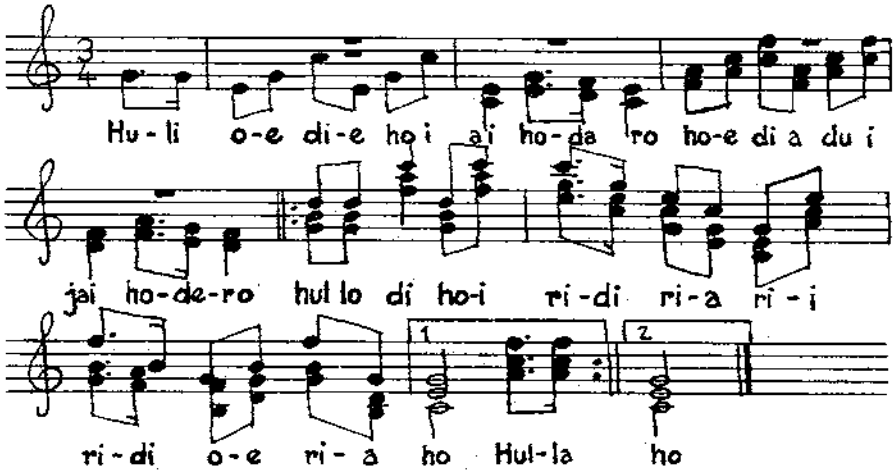

**Renaissance** (Beginn durch Mittelstimme): Der andere Hore. In Miesenbach, N.-Ö., aufgezeichnet von Karl Kronfuß



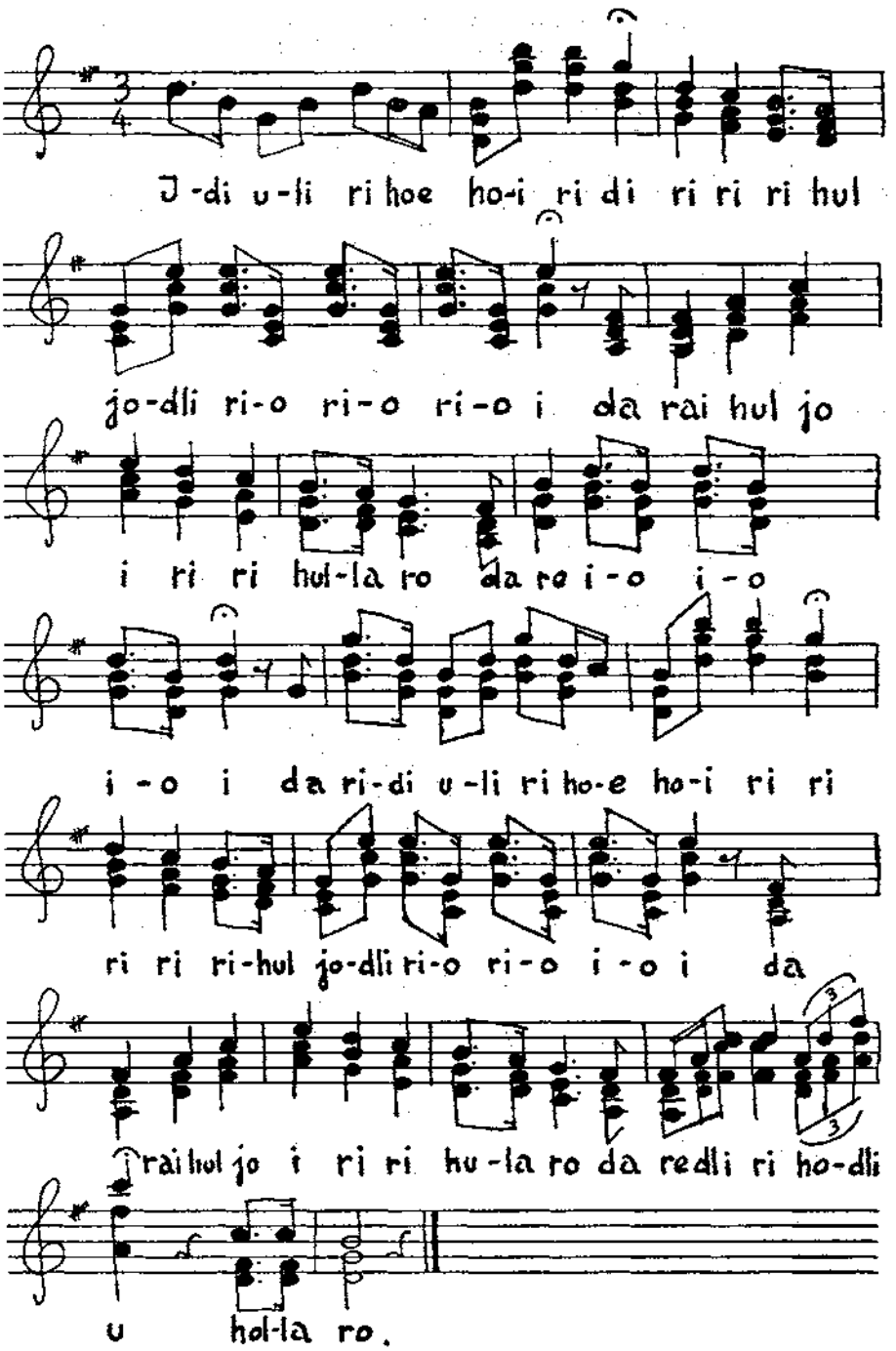
Ein„ Tanz": Dem Schnaſter Hiasl ſeiner. Im Schneebergdörfl, N.-Ö., aufgezeichnet von Dr. Georg Kotek



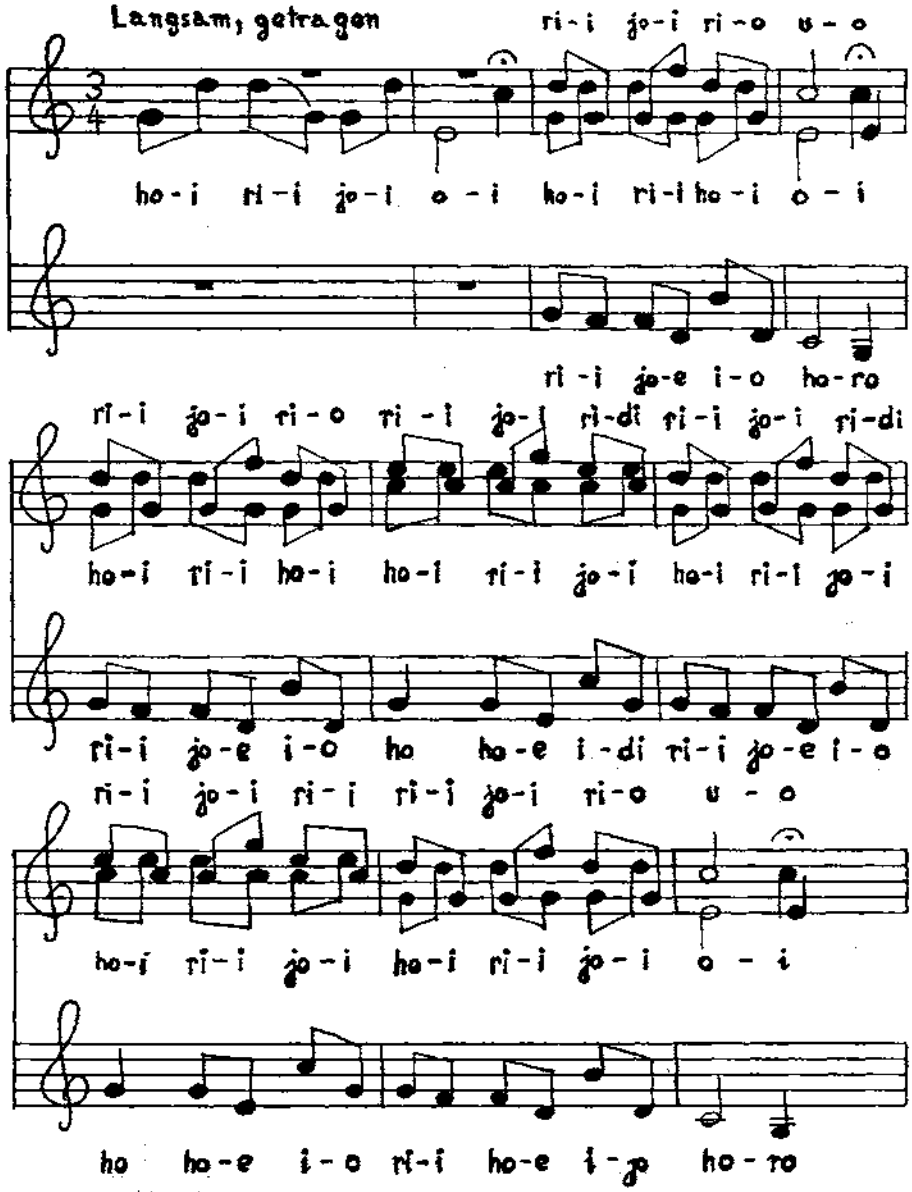

Barock-Jodler: Der Goſauer. Aus Goſau im Salzkammergut, Ob.-Öſt., aufgezeichnet von Dr. Pommer



**Der Neumanner.** Schneeberggebiet in N.-Ö., aufgezeichnet von Dr. Kotek



**Wurzhorner.** (Ein „Durcheinand") Aus der Ramsau bei Schladming, Stmk., aufgezeichnet von Dr. Pommer und Dr. Kotek

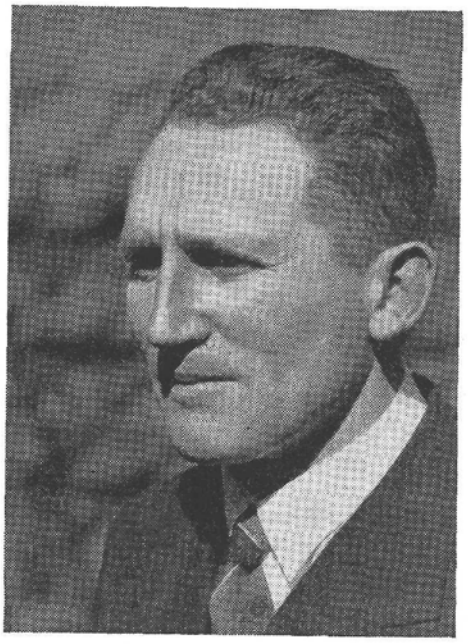


# Dr. Willo Welzenbach

## Zu ſeinem 60. Geburtstag

Von Franz Graßler

„Die Toten ſind nicht tot!“ Über dieſes Thema ſchrieb der Schüler der Klaſſe 9c der Luitpold-Oberrealſchule in München Wilhelm Welzenbach am 20. Mai 1920 eine mit der Note „1—2“ bewertete Schulaufgabe. Er führte in dieſem Aufſatz aus, es ſei ſchmerzlich für ein Volk, „eine künſtleriſche, wiſſenſchaftliche oder politiſche Größe zu verlieren“. Welzenbach wurde kein Künſtler oder Politiker, und auch als Wiſſenſchaftler leiſtete er zwar Bedeutendes, doch wurde er nicht in dieſer Eigenſchaft allgemein bekannt; dennoch war es für das deutſche Volk ſehr ſchmerzlich, ihn ſchon 14 Jahre ſpäter zu verlieren: er war Deutſchlands größter Bergſteiger in der Zeit zwiſchen den beiden Weltkriegen.



Die führende Stellung Welzenbachs unter den Bergſteigern ſeiner Generation war unbeſtritten; heute — 26 Jahre nach ſeinem Tode — können wir in gerechter Abwägung der zwiſchen 1919 und 1939 durchgeführten Bergfahrten ohne Überheblichkeit ſagen, daß kein aktiver Bergſteiger dieſer Zeit Welzenbach übertraf. Nicht die Zahl der rund 940 in 14 Bergſteigerjahren erſtiegenen Gipfel und nicht die Zahl von rund 50 Erſtbegehungen in Fels und Eis, in Oſt- und Weſtalpen allein berechtigen zu dieſem Urteil; die Bedeutung ſeiner Neufahrten und ihre Einordnung in das alpine Geſchehen ſeiner Zeit einerſeits, ſeine überragende Perſönlichkeit, ſeine geiſtige Haltung und ſein Bergſteigertum andererſeits, laſſen Willo Welzenbach zu den größten Bergſteigern aller Zeiten zählen. Daß dieſe Feſtſtellung keine nationale Überheblichkeit darſtellt, zeigt allein ſchon die Tatſache, daß Lucien Devies im Dezember 1934 in der führenden franzöſiſchen Bergſteigerzeitſchrift „Alpinisme“ einen Nachruf mit folgendem Satze begann: „Mit Willo Welzenbach ſchied zweifellos der größte, bedeutendſte Bergſteiger der Nachkriegszeit aus dem Leben.“

Willo Welzenbach wurde am 10. November 1900 in München geboren. Bei Eröffnung der damaligen „Kreisrealſchule“ (ſpäteren Rupprecht-Oberrealſchule) im Jahre 1911 trat er als Schüler in die Klaſſe 1b ein; er verließ die ſechsklaſſige Anſtalt im Sommer 1917 und vollendete ſeine Schulzeit in der Luitpold-Oberrealſchule 1920 mit dem Abitur. 1918 allerdings war er von der Schulbank zum Bayeriſchen Infanterie-Leibregiment eingezogen worden; er kam infolge des Kriegsendes nicht mehr zum Einſatz.

Willo Welzenbach, Sohn eines techniſchen Reichsbeamten des gehobenen Dienſtes, immatrikulierte ſich 1920 auf der Techniſchen Hochſchule München. Hier legte er 1924

mit bestem Erfolg das Diplomexamen als Bauingenieur ab. Er wurde Referendar bei der Reichsbahn und bestand 1927 wiederum mit gutem Ergebnis die Staatsprüfung für den höheren Baudienst. 1928 trat der befähigte Techniker in den Dienst der Stadt München, wo er schon am 1. Juli 1929 zum Stadtbaurat ernannt wurde. Sein Arbeitsgebiet war die städtische Kanalisation. „Mit ausgezeichneten allgemeinen und technischen Kenntnissen gerüstet, löste er seine Aufgaben auf das beste. Er arbeitete absolut zuverlässig und sicher. Klar und übersichtlich, gewandt in Wort und Schrift, vertrat er seine Auffassung. Er konnte anordnen und disponieren" (Stadtoberbaurat E. Stecher 1934).

Die Doktorwürde erwarb sich Willo Welzenbach bei Prof. Dr. Wilhelm Paulcke, dem Begründer der Schnee- und Lawinenkunde; seine Dissertation „Über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methoden der Verbauung" erschien 1930 im Rahmen der „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen des D. u. Ö. Alpenvereins". Das stattliche, reich bebilderte Heft von 105 Seiten Umfang hatte erhebliche praktische Bedeutung für den Schutz der Verkehrswege in den Alpen.

Der Kreis, in dem Willo Welzenbach zum Bergsteiger heranreifte, war der Akademische Alpenverein München; von 1925 ab war er für drei Semester Vorstand dieser traditionsreichen Vereinigung. 1928 führte er die hochalpine Alpenvereinssektion „Bayerland". In der Sektion München des DÖAV wurde er schon 1925 in die Vorstandschaft berufen; er war Referent für das Heinrich-Schwaiger-Haus und seit 1932 2. Vorstand. 1929—1933 gehörte er dem Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins an.

Über Willo Welzenbachs bergsteigerische Entwicklung liegen vom Juli 1919 an lückenlose Tagebücher vor.[1] Sie sind Grundlage der folgenden Darstellung. Die beiden ersten „Tagebücher" sind allerdings nur schmale, dünne Heftchen: das erste umfaßt 36 Seiten (davon — umgekehrt und von rückwärts begonnen — 5 Seiten Aufzeichnungen über die Ausgaben) aus der Zeit 5. Juli 1919 bis 5. Juli 1920, das zweite enthält 46 Seiten (das letzte Blatt ist herausgerissen) aus der Zeit 9. August 1920 bis 31. August 1921. Es folgen zwei umfangreiche Tagebücher in Taschenformat, bezeichnet als „Turenbuch II" (24. September 1921 bis 4. November 1927) und „Turenbuch III" (31. Dezember 1927 bis zur Ausreise nach Indien am 12. April 1934), und schließlich das Expeditionstagebuch; Welzenbach hat die beiden Heftchen anscheinend als „Turenbuch I" betrachtet.

Vater Welzenbach wurde während des Krieges nach Salzburg abgeordnet; in den Ferien kamen die Mutter und Willo ebenfalls dorthin. Von Salzburg aus unternahm der Realschüler die ersten Bergfahrten; sie gingen naturgemäß zunächst in die nahen Berchtesgadener Alpen, aber auch ins Tennengebirge und zum Glockner. Von alpiner „Frühreife" konnte keine Rede sein; Touren wie etwa die Göll-Überschreitung galten etwas. Das erste Tourenbuch des immerhin 19jährigen enthält u. a. Untersberg (mehrfach, darunter am 12. 8. 1919 Geiereck-Ostgrat), Triftkopf, Göll-Brett, Hochkalter über das Blaueis, Steinernes Meer, Watzmann-Überschreitung, Habicht, Lisenser Fernerkogel, Benediktenwand mit Alleinabstieg über die Nordwand, zahlreiche Skifahrten vor allem im Spitzinggebiet, im Sommer 1920 schließlich die ersten Unternehmungen im Wetterstein. Fast jedes Wochenende verbrachte Welzenbach in den Bergen. Daß ihn der Alpinismus auch geistig beschäftigte, zeigen zwei Vorträge in der Schule, für die er das Thema selbst wählen konnte; in der 8. Klasse sprach er über die „Entwicklung des Alpinismus", in der 9. Klasse über „Hygiene des Bergsports". Die Manuskripte sind erhalten und lassen erkennen, wie sehr das Bergsteigen ihm schon zum Lebensinhalt geworden war.

Welzenbach, der später zum Nordwandspezialisten werden sollte, fand sein erstes Nordwandproblem am Hochstaufen über Bad Reichenhall: am 9. September 1920 enthält das Tagebuch die Eintragung „Einstieg Nordwandroute, heim", am folgenden Tag den Vermerk „Nordwand abgeblitzt". Eine Eigenschaft tritt jetzt schon hervor, die

[1] Die im Schrifttum verbreitete Ansicht, ein Tagebuch sei verloren gegangen, ist nicht richtig; alle Tagebücher wurden mir für diese Arbeit von Welzenbachs Mutter zur Verfügung gestellt.

Welzenbachs gesamtes Bergsteigerleben kennzeichnet: er verstand rechtzeitig umzukehren. Immer wieder enthält das Tagebuch eine Umkehr und die Gründe hierfür notiert, Regen, Nebel, Lawinengefahr, schlechten Schnee, körperliche Indisposition. Grundübelturm und Überschreitung der Grundübelhörner, Kleiner Bruder, Scheffauer-Nordwand, Kleine Halt über die Haltplatte — das sind im Herbst 1920 die letzten Klettertouren. Im Frühjahr 1921 aber erfolgt ein Ereignis, das Welzenbachs Werdegang entscheidend beeinflußt: der Eintritt in den Akademischen Alpenverein München. Hier fand er gleichwertige Gefährten und anfangs auch noch Lehrmeister, hier wurde er zum Kletterer und Eisgeher, zum Meister.

Die erste Fahrt mit neugewonnenen Kameraden vom AAVM ging im März 1921 in die Ötztaler Alpen. Ein Schatten fiel auf diese gipfelreiche Unternehmung: der Lawinentod Herbert Kadners am 15. 3. an der Wildspitze. Im Mai wurde die Hermann-von-Barth-Hütte Stützpunkt für viele Klettertouren in der Hornbachkette; bei zweien von ihnen (Sagerturm-Überschreitung und Balschtespitze, Aufstieg SO-Wand, Abstieg SSW-Flanke) verzeichnet Welzenbach im Tourenbuch „2. Beg.". Noch in diesem Sommer kommen zu unzähligen Klettertouren im Wetterstein und in den Berchtesgadenern die ersten Erstbegehungen: der dir. SW-Grat des Kleinen Bruders (Reiteralm, 24. 8. 21), die NW-Kante des Kleinen Mühlsturzhorns (27. 8. 21), die dir. Ostwand des Windlochkopfes (28. 8. 21) und die dir. Nordwand des Hochstaufens (1. 10. 21).

Das Jahr 1922 beginnt mit einer Lawinenkatastrophe; am 4. Januar gerät Welzenbach mit etlichen Kameraden im Gebiet der Lizum (Nordhänge der Mölser Sonnenspitze) unter eine Lawine; er kommt mit dem Verlust eines Skis und etlicher Ausrüstungsgegenstände davon, doch zwei Kameraden können nur tot geborgen werden. Die Sommersaison eröffnet am 14. Mai die Erstbesteigung des Südkamins am Roßkaiser-Vorbau. Es folgen die Südwände des Wettersteins im Gebiet der Erinnerungshütte und das „Pfingstgebrenzel" des AAVM auf der Barth-Hütte; Südl. Söllerkopf-Ostwand, Hermannkarturm-Westwand und Südwand stehen als Erstbegehungen im Tourenbuch. Im August ist Welzenbach wieder einmal auf der geliebten Reiteralm, diesmal aber auf den nördlichen Randerhebungen „zur Untersuchung der Randabstürze auf ihre Durchsteiglichkeit".

Am 31. August enthält das Tagebuch erstmals die Namen Merkl und Bechtold; am folgenden Tag kehrt er mit den beiden neugewonnenen Gefährten wegen Regens in der Laliderer-NW-Wand um.

Die ersten Tage des Jahres 1923 sehen Welzenbach und seine Kameraden auf Skitouren in den Stubaier Alpen. Am 12. und 13. Januar machen sie von der Müllerhütte aus „vergebliche Durchbruchsversuche", am Morgen des 14. Januar endlich werden sie der sie einschließenden Schneemassen Herr und gelangen über den Wilden Pfaff zur Dresdener Hütte zurück. Im März 1923 fährt Welzenbach erstmals in die Westalpen; seine Gefährten sind Böttcher, Hofmeier und Siemens. Am dritten Tag der Reise (1. Nacht: Basel-Wartesaal) kommen sie endlich mit einem Maultier, das ihr Gepäck trägt, zu Fuß nach Zermatt. Die Gipfel des Monte-Rosa-Stockes sind Welzenbachs erste Viertausender. Am 19. März steht im Tourenbuch: „Mit Böttcher Matterhornversuch. Wegen Einbruch schlechter Witterung Umkehr ..." Es folgen schöne Tage im Berner Oberland mit Besteigungen von Mönch, Jungfrau, Finsteraarhorn und Fiescherhorn. Am 21. Mai findet sich erstmals Hans Pfann als Gefährte im Tourenbuch erwähnt, und der bedeutendste deutsche Westalpenmann der Vorkriegszeit scheint Gefallen an dem jungen Kameraden vom AAVM gefunden zu haben; es folgen weitere gemeinsame Touren und schließlich die Einladung zur Westalpenfahrt (31. Juli—28. August 1923). Vor dieser Unternehmung, die Welzenbach ins „große Eis" einführt, durchsteigt er noch Fleischbank-Ostwand, Totenkirchl, die Westwand und Lärcheck-Ostwand. Die Krönung der mit Hans Pfann und Frau Eleonore Noll-Hasenclever durchgeführten Bergfahrten war die erste vollständige Überschreitung von Matterhorn (Aufstieg Zmuttgrat) und Dent d'Hérens in einem Zuge. Zehn Jahre später schrieb Welzenbach über Pfann: „Stets habe ich in späteren Zeiten meines Lehrmeisters gedacht, der mich einführte in die Schule großer Westalpenfahrten

und mir den Weg wies für meine spätere alpine Laufbahn. Auch ich wurde wieder Führer für andere. Das große Verdienst Pfanns ist es aber, die durch die Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre abgerissenen Fäden der Tradition neu geknüpft zu haben, die Brücke geschlagen zu haben zwischen der Schule der Vorkriegszeit und dem jungen Nachwuchs, der berufen ist, dem deutschen Bergsteigertum in der alpinen Welt zu altem Ansehen zu verhelfen."

Das Jahr 1924 brachte im März und April große Skifahrten im Engadin, Berner Oberland und Wallis (die Viertausender zwischen Saas-Fee und Zermatt). Pfingsten fuhr Welzenbach ins Bergell, wo sogar eine Erstbegehung anfiel: der Südgrat des Piz Bacone am 3. Juni. Der Piz Bernina wurde „standesgemäß" über den Biancograt erstiegen (10. Juni). Am 15. Juli ging zum erstenmal Welzenbachs Name durch die alpine Welt; seine erste Neutour im Eis (zusammen mit Fritz Rigele) hatte alpin-geschichtliche Bedeutung: bei der Durchsteigung der Wiesbachhorn-NW-Wand wurden erstmals die Methoden des modernen Felskletterns auf das Eis übertragen, wurden erstmals Eishaken verwendet.

Die „Schweizer Sommertour" füllt die nächsten Blätter des Bergtagebuches; ständiger Begleiter ist Eugen Allwein, doch kommen u. a. Pfann, Frau Noll und Karlo Wien bei einzelnen Touren mit. Breithorn-Nordwand (4. 8. 24), Obergabelhorn (Abstieg über den ganzen Arbengrat, 6. 8.), Nadelgrat (8. 8.), Monte Rosa über die Ostwand (11. 8.) und 5 weitere Gipfel des Monte-Rosa-Stockes sind die wichtigsten Ergebnisse.

Eine Woche nach der Rückkehr aus den Westalpen ist Welzenbach schon wieder in den Berchtesgadener Alpen. Zwei Tagebuch-Eintragungen sind charakteristisch für den Mann, der auch beim Bergsteigen den Systematiker, den Wissenschaftler nicht ganz verleugnen kann: „Freitag 29. (8.) Piding — Ramsau und mit Allwein Blaueis-Hütte — Schärtenspitze Westgrat 1. Beg. Wetter mittelmäßig. — Samstag 30. Verbesserung der Route am Schärtenspitz-Westgrat und zurück nach Piding. Wetter mäßig." Der September bringt u. a. Totenkirchl, alte Westwand, den Fiechtl-Weinberger-Weg auf den Predigtstuhl und am 18. 9. 24 die Griesnerkarumrahnung. Diese Bergfahrt zeigt so recht die Leistungsfähigkeit und Sicherheit im Fels, die Welzenbach auszeichneten. Als Alleingeher überschritt er die 20 das Griesner Kar umgebenden Gipfel, am Abend zog er auf der Pflaumhütte die Bilanz aus dieser ungewöhnlichen Tour; sie sei angeführt, weil sie Welzenbachs Sorgfalt und Genauigkeit unter Beweis stellt. Auf ein Blatt schrieb er in Form einer Tabelle alle Gipfel und Scharten, jeweils mit Uhr- und Gehzeit von einem Punkt zum anderen, auf die Rückseite das Ergebnis: „Reine Gehzeit von Gipfel zu Gipfel 10 Std. 40 Min., Rasten 3 Std. 40 Min., An- und Abmarsch 3 Std. 10 Min., Gesamtdauer der Bergfahrt 17 Std. 30 Min." Das Tagebuch bringt zusätzlich die lakonischen Bemerkungen: „Wetter sehr schön und heiß. Großer Durst! Nachts Mondschein."

Nicht alles glückt! Am 9. 10. 24 fährt Welzenbach mit Deye nach St. Johann. Unter dem 10. 10. steht im Tagebuch: „Über Maukalm zum Einstieg der MaukSp.-Südwand. Mißglückter Versuch! Dann über Südgrat auf Maukspitze. Übergang zur Ackerlspitze. Bei Dunkelheit sehr schlechter Abstieg zur Pflaumhütte. Wetter teilweise nebelig."

Ein nächtlicher Aufstieg aufs Totenkirchl und Abstieg am Morgen (9. 11.), eine Alleinbegehung des Kopftörlgrates und eine Überschreitung des Wazensteinkammes mit Paul Bauer (16. 11.) beschließen den erfolgreichen Bergsommer, acht Gipfel der Stubaier Alpen im Dezember leiten zur Wintersaison über.

Das Jahr 1925 bringt Welzenbach nach den Wochenend-Skifahrten im März zum Grand Combin, Ostern vom Steinernen Meer zum Hochkönig, vom Mai ab jedoch in den Wetterstein. Eine neue Aufgabe tritt an ihn heran: die Neubearbeitung des einst von Leberle begründeten Wetterstein-Spezialführers. Am 1. Juli 1925 unterzeichnen Welzenbach und Schöpping einen Verlagsvertrag, in dem es u. a. heißt: „Er revidiert die vierte Auflage vollständig und berücksichtigt alle neuen Wege und Anstiege des Gebietes. ... Das Manuskript wird von Herrn Welzenbach in druckreifem Zustande (mit Angabe der Marginalien) bis 31. Dezember 1925 geliefert." Neue Anstiege selbst zu finden

hatte niemand von Welzenbach verlangt, doch er machte sich die in Anbetracht des kurzen Termins schon schwierige Arbeit noch schwerer; die Führerarbeit wurde ihm zum Anlaß zu einer wahrhaft großzügigen Nacherschließung der Gruppe. 17 Erstbegehungen im Wetterstein (darunter als bedeutendste die direkte Schönanger-Nordwand mit Paul Bauer) ließen 1925 zu seinem erfolgreichsten Jahr im Fels werden.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, in diesem Wettersteinsommer hätte Welzenbach keine Zeit für die Westalpen gefunden. In den Tagen vom 25. Juli bis 19. August 1925 war er in der Mont-Blanc-Gruppe und im Wallis unterwegs. Mit der Erstbegehung der dir. Nordwand der Dent d'Hérens (mit Allwein, 10. 8. 25) stellte er seine Meisterschaft im Eis nachdrücklich unter Beweis. Dazu kamen als Eingehtour der Peuterey-Grat (27.—29. 7), ein neuer Weg durch die Nordwand des Lyskamm-Ostgipfels (8. 8.) und der Nordgrat des Nordends (15. 8.) neben weiteren Viertausendern auf bekannten Anstiegen. Der Abstieg über den Nordend-Nordgrat verdient näher beleuchtet zu werden, weil sich Welzenbachs Gründlichkeit abermals deutlich erwies. Er glaubte den Grat im Aufstieg noch unbegangen, da über die beiden früheren Begehungen nichts veröffentlicht worden war. So begnügte er sich bei den schwierigsten Stellen nicht mit dem Abseilen, sondern kletterte diese jeweils zusätzlich frei erneut hinauf, um die Begehbarkeit im Aufstieg nachzuweisen und eine brauchbare Beschreibung für den Aufstieg geben zu können — eine Tat, für die in der Geschichte des Alpinismus kein Gegenstück bekannt ist.

Nach zahllosen Skifahrten im Winter 1925/26 finden wir im Tourenbuch unter dem 3. April die Eintragung: „Mit Bauer und Böttcher Monte Scerscen". Zwei Tage später bestiegen die drei AAWMler den Piz Roseg. Ein abenteuerlicher Tag war der 6. Juni: „... Predigtstuhl-Hauptgipfel ↑ Westwand, ↓ Mirinne — Hint. Goinger Halt ↑ Nordgrat — Fleischbank — Winklerscharte. Dort Gewitter (zweimal vom Blitz getroffen). Bei wolkenbruchartigem Regen ↓ Winklerschlucht."

Wie alljährlich zieht es Welzenbach im Hochsommer ins Eis. Vom 21. Juli bis 12. August ist er auf alten und neuen Wegen in den Westalpen. Höhepunkte sind die dir. NW-Wand des Zermatter Breithorns (1. 8. 26) und ein Versuch (24. 7.) auf den Südgrat der Aiguille Noire de Peuterey, eines der Probleme jener Zeit in der Mont-Blanc-Gruppe. Welzenbach und Allwein hatten den Mut zur Umkehr; ein drohender Wettersturz ließ sie auf jenem mächtigen Turm P. 3355 die Bergfahrt abbrechen, der nunmehr „Pointe Welzenbach" heißt. Am 23. 10. 1928 schrieb Jacques Lagarde, der Bearbeiter des Guide Vallot, er beabsichtigte diese Namensgebung und bitte um Welzenbachs Einverständnis. Über alle Stürme des 2. Weltkrieges hinweg ist dieser Name geblieben.

Die geistige Durchdringung der alpinen Fragen seiner Zeit ließ Welzenbach in diesem Jahr 1926 einen „Vorschlag zur Vereinheitlichung der Schwierigkeitsbegriffe" vorlegen, der trotz aller Abwandlungen („Alpenskala" 1948) immer noch die Grundlage für die heute gültige Schwierigkeitsbewertung darstellt. Mögen auch Vorschläge für neue Schwierigkeitsgrade (7 und 8) vorliegen, noch ist international für alle Führerwerke die sechsteilige Skala maßgebend, wie sie Welzenbach eingeführt hat. Ein Mann wie der vom „Sesto Grado" förmlich besessene Herold der Civetta, der Italiener Domenico Rudatis, schrieb 1927 an Welzenbach: „Ihre Schwierigkeits-Skala ist sicher von den heute erschienenen die beste und ich bin mit den Grundsätzen vollkommen einig."

Bald nach der Rückkehr aus Zermatt im Sommer 1926 hatte Welzenbach neue lockende Ziele gefunden: die Nordwände der Glockner-Gruppe. Der erste „Feldzug" dauerte vom 28. August bis 3. September; er brachte die Erstbesteigungen von Klockerin-NW-Wand (31. 8.) und Eiskögele-Nordwand (2. 9.). Noch fehlte die Nordwand des Großglockners selbst; ihre Erstbesteigung gelang — abermals mit Karlo Wien — übers Wochenende von Bruck-Fusch aus: „Samstag, 18. 9. Mit Rad bis Ferleiten. Über Pfandlscharte zum Franz-Josef-Haus. Wetter wolkenlos. — Sonntag, 19. 9. Großglockner ↑ Nordwand. Abends 9½ bei Mondschein vom Franz-Josef-Haus über Pfandlscharte nach Ferleiten. Mit Rad nach Bruck-Fusch. — Montag, 20. 9. Nachts 3.10 Uhr Bruck-Fusch ab nach Salzburg und München, an 9.10 Uhr."

Über das Wochenende 30./31. Oktober trifft sich Welzenbach mit Freunden in Hinterbärenbad. Doch schon am Samstag steht im Tourenbuch „Kranker Arm"!, am Sonntag ist eingeschrieben: „Allein Heimfahrt wegen starker Schmerzen". Darunter steht in der Mitte der Seite: „Anf. November 1926 bis Ende Mai 1927 Krankheit". Seine glänzende Bergsteigerlaufbahn schien beendet zu sein. Eine lange tückische Erkrankung machte seinen rechten Arm steif. Nach einem Kuraufenthalt in Leysin nahm er ab Pfingsten 1927 mit größter Willensanstrengung seine Bergtouren wieder auf. Trotz schwerster Behinderung gelangen in diesem Sommer Durchsteigungen der Pallavicini-Rinne und der Brenva-Flanke. Mit Anteilnahme hatten die Bergsteiger Europas Welzenbachs Mißgeschick verfolgt und ihm ihre Anteilnahme ausgesprochen; voller Freude beglückwünschten sie ihn zu seiner Genesung. Einer der größten englischen Alpinisten, J. P. Farrar, schrieb ihm am 2. 9. 1927: „Es freut mich von Herzen, daß Sie das Bergsteigen nicht haben aufgeben müssen, das wäre ein großer Verlust gewesen für uns alle".

Mit dem neuen Jahr (1928) beginnt Welzenbachs letztes Tourenbuch aus den Alpen. Die ersten Eintragungen berichten von Neujahrsfahrten in Samnaun. Bald stehen wieder Gewalttouren auf dem Programm: Am Samstag, 10. März schreibt er in das Buch: „München — Rosental ... Nachts durchgehen"; schlechtes Wetter zwingt allerdings am nächsten Tag zur Umkehr am Großvenediger. Im April ist er vom 13. bis 25. mit Paulcke zu Lawinenstudien am Eigergletscher. Anfangs August gilt ein Blitzbesuch dem Matterhorn; zwar wird es nur über den Hörnligrat bestiegen, doch im Tourenbuch steht unter dem 2. 8. 28: „Nachmittags Erkundigungen Matterhorn-Nordwand". Eine größere Urlaubsfahrt ist nicht verzeichnet; auch die Zahl der Wochenendtouren — meist ist der Kaiser das Ziel — ist wesentlich geringer als in den Jahren vor der Krankheit.

In diesem Jahr 1928 mußte Welzenbach zum erstenmal die Gelegenheit zu einer Expedition in außeralpine Hochgebirge vorbeigehen lassen. Er war als Teilnehmer an der von W. R. Rickmers geleiteten deutsch-russischen Pamir-Expedition vorgesehen; seine Gesundheit und der durch die lange Krankheit erlittene Zeitverlust ließen ihn schweren Herzens verzichten. Schon im Mai 1927 hatte er seinen Eltern aus der Schweiz geschrieben: „Ich könnte verrückt werden bei dem Gedanken, daß ich dank meiner bisherigen alpinen Leistungen in erster Linie in Frage gekommen wäre."

1929 zieht Willo Welzenbach wieder in die Westalpen. Mit Georg v. Kraus besucht er in der Zeit vom 21. Juni bis 1. Juli die Mont-Blanc-Gruppe. Das Ergebnis des ersten Tourentages (24. 6.) ist: „Abgeblitzt in der Aig. Verte — Nordostwand". Es folgen Besteigungen der Aiguille Verte durch das Whymper-Couloir (26. 6.) und der Aiguille de Bionnassay über die Nordwand (in 2½ Stunden!). Nach Sonntagstouren auf die Fünffingerspitze und den Watzmann über die Ostwand fährt er am 9. September mit Heinz Tillmann nach Grindelwald. In den bisher nur mit Skiern besuchten Berner Alpen gelingen drei schöne Unternehmungen: „Donnerstag, 12. Mittellegigrat am Eiger. Abstieg Nordwestgrat — Nordwestflanke — Scheideck — Grindelwald. Wetter schön. ... — Samstag, 14. Fiescherwand (Weg v. Schumacher-Amstutz) — Station Jungfraujoch. Für Wand 8 Std., letzter Teil des Aufstiegs Schneetreiben. Zum Jungfraujoch Nacht und Nebel ... — Dienstag, 17. Schreckhorn. ↑ Anderfongrat, ↓ gew. Weg. Nachm. Nebel, abends Regen. Abstieg nach Grindelwald." Noch war die hier aufgezeichnete Durchsteigung der gewaltigen Fiescherwand „nur" eine Zweitbegehung, doch das Interesse an den Nordwänden der Berner Alpen war geweckt. Ein knappes Jahr später, am 3. September 1930, stieg er mit dem bewährten Gefährten Heinz Tillmann zu einem Biwak am Zäsenberghorn auf; am nächsten Tag gelang die Erstbesteigung des Großen Fiescherhorns über die direkte Nordwand, also ein ganz neuer Anstieg durch die breite Mauer der Fiescherwand. In den folgenden Tagen scheiterten im schlechten Wetter Versuche der Besteigung der Jungfrau aus dem Rottal (10. 9.) und der Erstbegehung der Gletscherhorn-Nordwand (11. 9.). Wie vor Jahren in der Glockner-Gruppe, wurde Welzenbach in den Berner Alpen zum Erschließer der Nordwände. Wir wollen der Zeit vorauseilen und diese Unternehmungen hier zusammenfassen. Im Juni 1932 fuhr er

mit Dr. Hermann Rudy, Alfred Drexel und Erich Schulze ins Lauterbrunnen-Tal, in das die undurchstiegenen Wände einer gewaltigen Fels- und Eismauer herabblickten. Das Tagebuch berichtet knapp: „Freitag 22. Morgens Aufklaren. Zum Einstieg der Großhorn-Nordwand. Wegen Verschlechterung des Wetters Umkehr ... — Montag, 25. Morgens 2.45 Abmarsch Großhorn-Nordwand. Verhältnisse sehr schlecht. Abends 7 h Biwak in 3/5 Wandhöhe. Abends Verschlechterung des Wetters. — Dienstag, 26. Nebel und Schneetreiben. Anstieg zum Gipfel. Dicht unter dem Gipfel nachm. 3 h zweites Biwak. Mittwoch, 27. Morgens Abstieg über den Südgrat ins Lötschental ..." Das Wetter ließ damals keinen weiteren Plan verwirklichen. Im September kam er mit Schulze wieder: „Montag, 6. Erkundung Einstieg Gspaltenhorn-Nordostwand. Verschiedene vergebliche Versuche. Abends 16 h Durchstiegsmöglichkeit gefunden. Abstieg zum Biwak." Am nächsten Tag holten Welzenbach und Schulze ihren Freund Drexel an der Bahn ab und kehrten mit ihm ins Kilchbalmbiwak zurück. Lakonisch steht unter dem 9. September 1932 im Tagebuch: „Gspaltenhorn-Nordostwand. ↓ Nordgrat zur Büttlassenlücke — Gspaltenhornhütte. Wetter schön." Zwei Tage später biwakierten die drei Münchner Bergsteiger in 400 m Wandhöhe in der Gletscherhorn-Nordwand; am 11. 9. vollendeten sie die Erstbegehung dieser großen Wand. Drexel mußte heimfahren und versäumte damit am 14. September die Erstbegehung der Nordwand des Lauterbrunner Breithorns. Übrig geblieben war von jenen Zielen, die sich Welzenbach im Berner Oberland gesetzt hatte, die Nesthorn-Nordwand. Zu ihr eilte das Dreigespann im Juli 1933 aus der Mont-Blanc-Gruppe; am 25. 7. gelang die Erstbegehung. „Ich habe Willo oft lachen gesehen. Ein solches glückliches und sieghaftes Strahlen der Augen erlebte ich nur nach unserem schönsten gemeinsamen Sieg, der direkten Ersteigung der Nordwand des Lauterbrunner Breithorns, und hier nach dem Kampf um die Nesthornwand" (Schulze).

Zurück zum Jahr 1930. Während eines Mont-Blanc-Urlaubs im Juli kam es zu einem Versuch an einem der „drei letzten Probleme der Alpen", als die man in den Dreißigerjahren die Nordwände von Matterhorn, Eiger und Grandes Jorasses ansah. Das Tagebuch besagt am 5. Juli nichts als „Versuch Jorasses-N-Wand". Eine kurze Schilderung dieses „schon in seinen Anfängen abgeschlagenen" Versuchs im östlichen Wandteil gibt Karlo Wien im Welzenbach-Gedenkbuch des AAWM (S. 156). Wie sehr diese dämonische Wand Welzenbach beschäftigte, zeigt die Tatsache, daß er am 22. Juli 1933 abermals ins Tourenbuch schrieb: „Erkundung Jorasses-Nordwand". „Er war immer überzeugt davon, daß sie möglich sein müsse, allerdings unter vorsichtigster Betrachtung der objektiven Gefahren und genauer Kenntnis ihrer Schwächen" (Wien, a. a. O.).

Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß auch die Ortler-Nordwand Welzenbach zweimal angezogen hat. Wir finden unter dem 24. Mai 1931 (Pfingstsonntag) „Mit Merkl Versuch auf Ortler-Nordwand. Bis 3300 m vorgedrungen, dann Umkehr wegen Blankeis und verschneiter Felsen" und unter dem 14. August 1932 „Zum Einstieg Ortler-Nordwand. Wetter und Eisverhältnisse sehr ungünstig. Querung gegen Marltgrat, Absturz Rumpf! Abstieg ..." Merkl und Wieland, die späteren Gefährten beim Todesgang vom Silbersattel, begleiteten schließlich Welzenbach auch bei einem Versuch der Begehung der Nordwand des Kleinen Fiescherhorns; „Umkehr unter der Gipfelwand" steht im Tourenbuch.

1931 wurde Welzenbachs und Merkls Abenteuer in der Nordwand der Grands Charmoz zur Schlagzeile in der Weltpresse. Wie bei wenig anderen Bergfahrten konnte hier Willo Welzenbach seine Zähigkeit und Widerstandskraft unter Beweis stellen. Beim ersten Versuch vom 30. Juni bis 1. Juli wurden die beiden zum Nordwestgrat abgedrängt. „Grat 160 m unter dem Gipfel erreicht. Weiterweg sah unmöglich aus. Wegen drohenden Gewitters Abstieg über den Nordwestgrat. Schwere Gewitter! Biwak in der Westflanke des Doigt de l'Etala bei Regen." Am 5. Juli kamen Welzenbach und Merkl wieder, um ihren Durchstieg zu vollenden. Es wurde ein Kampf um Leben und Tod, bei Sturm und Schneetreiben hielt sie die Wand bis zum 9. Juli in ihrem Bann. An

diesem Tag „Aufstieg bei schlechtesten Verhältnissen zum Gipfel und Abstieg nach Montanvers". Aus eigener Kraft hatten sie also die Bergfahrt vollenden können. Zum erstenmal hatte die Welt um Welzenbach und Merkl gebangt; an diese Ungewißheit erinnerten sich viele Bergsteiger drei Jahre später, als die beiden am Grat des Nanga Parbat als verschollen galten, und hofften auch diesmal auf die Heimkehr. Der allgemeinen Freude nach dem Erfolg über die Charmoz-Nordwand gab Lucien Devies Ausdruck: „Nach langen Tagen, die wir in banger Sorge zugebracht haben, haben wir nun mit großer Freude das Gelingen Ihrer glanzvollen Leistungen vernommen; wir können sie nicht genug beglückwünschen zu Ihren heldenhaften Anstrengungen und Taten."

Die wichtigsten Unternehmungen der Jahre 1932 und 1933 haben wir bereits vorweggenommen. Neben zahlreichen Skitouren und Kletterfahrten im Rahmen der üblichen Münchner Wochenend-Ausflüge verdienen Erwähnung: Eine Ortler-Besteigung mit Merkl am 26. Januar 1932 („nächtliche Skiabfahrt von Tabarettahütte") und ein wegen Schlechtwetters schon im Biwak am Fuß der Wand abgebrochener Versuch einer Erstbegehung der Mittaghorn-Nordwand (13. September 1933). In den Berchtesgadener Alpen, wo er zum Bergsteiger geworden war, verbrachte Welzenbach vor der Ausreise nach Indien die Ostertage; die letzten Gipfel in den Alpen wurden Hoher Göll (31. 3. 34), Schneibstein — Reinersberg — Windschartenkopf — Schlunghorn — Kahlersberg (1. 4. 34) und Watzmann-Hocheck (2. 4. 34), denen am Sonntag, 8. April 1934 noch die Alpspitze („Abfahrt bei Harsch!") folgte. Am Donnerstag, 12. April 1934 schließt das Tourenbuch mit der Eintragung: „Ausreise mit der Deutschen Himalayaexpedition 1934. Hierüber Sondertagebuch".

* * *

Es ist nicht erstaunlich, daß einem Bergsteiger wie Willo Welzenbach die Alpen zu klein wurden, daß sie seinem Tatendrang und vielleicht auch seinem Forschertrieb nicht mehr genügten. 1928 war sein Freund Karlo Wien ohne ihn zum Pik Lenin gezogen, 1929 konnte er nicht an der Expedition des AAWM zum Kangchendzönga teilnehmen. Doch schon in diesem Jahr 1929 begannen eigene Pläne immer greifbarere Gestalt anzunehmen. Er hatte die Himalaya-Literatur studiert, die Unterlagen und Briefe Mummerys sorgfältig gelesen, ihm schien es richtiger, nicht die allerhöchsten Achttausender als erste anzugehen; sein Ziel wurde der Nanga Parbat.

Welzenbach überprüfte die bergsteigerischen Aussichten und berechnete die Kosten, er ordnete in Zusammenarbeit mit seiner Sektion München (Dr. Georg Leuchs) und dem Gesamtverein (Vorsitzender des DÖAV waren Robert Rehlen und Prof. v. Klebelsberg) die Finanzierung, er stellte einen genauen Zeitplan (122 Tage) auf, er fand ausgezeichnete Bergsteiger als Begleiter: „Dipl.-Ing. H. Rüsch, cand. phys. K. Wien, cand. med. H. Hartmann, cand. ing. H. Kunigk, cand. arc. M. Pfeffer, Topograph H. Biersack" (Organisationsplan). Gedacht war an einen Aufstieg vom Diamir-Gletscher aus „über die von Hängegletschern und Felsrippen durchsetzte Nordwestflanke" bis zu einem Hochlager „auf einer flach geneigten Firnterrasse am Fuß der felsigen Gipfelpyramide in 7500 m Höhe ... Von diesem letzten Lager aus soll in einem Ansturm der Gipfel genommen werden". Der Organisationsplan, aus dem diese Zitate stammen, wurde am 23. Januar 1930 dem Hauptausschuß des DÖAV vorgelegt und von diesem grundsätzlich gebilligt. Ein umfangreicher Briefwechsel mit den bergsteigerisch und politisch wichtigsten Persönlichkeiten Britisch-Indiens ebnete drüben die Wege. Alles schien geordnet; am 12. März 1930 bat der Stadtbaumeister den Münchner Stadtrat um Sonderurlaub. Noch fehlte die Genehmigung durch das Auswärtige Amt in Berlin. Es zögerte, weil sich im Kreise der deutschen Bergsteiger Schwierigkeiten ergaben. Paul Bauer, der Gefährte vom AAWM und der Schönanger-Nordwand, hatte 1929 am Kantsch vielversprechende Vorarbeit geleistet und wollte 1931 wiederkommen. Er hielt eine Konzentration aller Kräfte für den Kantsch für notwendig. Eine Einigung war nicht zu erzielen, konnte auch vielleicht schon nach dem Charakter der beiden Männer nicht erreicht werden. Für 1930 sagte das Auswärtige Amt mit Rücksicht auf Prof. Dr. G. O.

Dyhrenfurths „Internationale Himalaya-Expedition" ab, da es nur eine von Deutschland ausgehende Himalaya-Expedition im Jahr für tragbar ansah. Wieder gab es Hoffnungen und umfangreiche Vorbereitungen für 1931, wieder wurde Welzenbach grausam enttäuscht, denn Paul Bauers schon 1929 angekündigte zweite Expedition zum Kantsch gewann den Vorrang. 1932 sollte endlich Welzenbachs Nanga-Parbat-Expedition Wirklichkeit werden. Aber andere Schwierigkeiten tauchten auf: im Zeichen der Wirtschaftskrise und der dadurch notwendig gewordenen Einsparungsmaßnahmen konnte die Stadt München ihrem Stadtbaurat keinen Sonderurlaub mehr gewähren. „So wie die Dinge heute liegen, bleibt mir nichts übrig, als auf meine langgehegten und schon sehr weit geförderten Pläne zu verzichten", schrieb Welzenbach im Juni 1931 an den nach Amerika ausgewanderten Dresdner Fritz Wießner, den Erstbegeher der Fleischbank-Südostwand. Die beiden Sachsen Wießner und Felix Simon hatten sich um die Teilnahme an Welzenbachs Expedition beworben und sie zugesagt erhalten. Wießner wurde zur Schlüsselfigur, denn ihm gelang es, amerikanisches Kapital locker zu machen; die Amerikaner Rand Herron und die Journalistin Elizabeth Knowlton kamen zu der seit dem Vorentwurf ohnehin längst entscheidend veränderten Teilnehmerschar. Willy Merkl, Welzenbachs Gefährte in der Nordwand der Grands Charmoz und auf vielen anderen Unternehmungen, war hinzugetreten und schob sich in den Vordergrund. Der Hauptausschuß des DÖAV übertrug die seinem Mitglied Welzenbach unter veränderten wirtschaftlichen Bedingungen zugesagte Unterstützung nicht dem Unternehmen, das 1932 schließlich als „Deutsch-amerikanische Himalaya-Expedition" zum Nanga Parbat zog. Welzenbach allerdings, der wegen des versagten Sonderurlaubs zuhause bleiben mußte, zeigte sich auch in dieser bitteren Lage denkbar großzügig und nobel. Er schrieb Wießner, er sei sehr gerne bereit, ihm mit seinen bisherigen Erfahrungen und Vorbereitungen an die Hand zu gehen (20. 6. 31), und bat den Hauptausschuß des DÖAV in seiner endgültigen Verzichterklärung vom 13. 8. 31, die ihm zugedachte Förderung auf „eine neue Gruppe" zu übertragen, „die im Einvernehmen mit mir den Plan aufgreifen und weiter verfolgen will (Wießner, Simon, Herron, Merkl)". Wießner war beruflich zu stark beschäftigt, um die Expeditionsleitung und damit die Hauptlast der Vorbereitungen zu übernehmen. Er schlug Simon vor, erklärte sich aber auf Wunsch Welzenbachs damit einverstanden, daß Willy Merkl die Führung übernehme; Welzenbach konnte leichter dem Münchner Freund bei den Vorarbeiten behilflich sein als dem Leipziger Simon. Und Welzenbach half uneigennützig und ebnete mit all seinen inzwischen angeknüpften Verbindungen der Mannschaft den Weg, die ohne ihn zum Nanga Parbat zog (Merkl, Wießner, Simon, Bechtold, Kunigk, Aschenbrenner, Dr. Hamberger, Herron, Knowlton).

Die Expedition des Jahres 1932 suchte und fand im Anstieg über den Rakhiot-Gletscher jenen Weg, der schließlich (1953) wirklich zum Gipfel des Nanga Parbat führte; sie beging diesen Weg bis hinauf zum Rakhiot-Grat in rund 7000 m Höhe. Der Entschluß zur Wiederkehr, zur Vollendung des Anstieges bis zum Gipfel, war selbstverständlich.

* * *

1934 ging die neue Expedition zum Nanga Parbat. Merkl war abermals Leiter, Welzenbach übernahm die Rolle des Stellvertreters. Es mag ihm nicht leicht gefallen sein, bei einer Expedition auf die Führung zu verzichten, die ganz in seinem Willen, seinem Planen ihren ersten Ursprung hatte. Freunde, die Mutter warnten ihn, sich Merkl unterzuordnen; der Verlauf der Expedition bewies, wie sehr sie recht hatten — doch Merkls Anspruch begründete sich darauf, daß er bereits eine Expedition zum Nanga Parbat geführt und dort unschätzbare Vorarbeit geleistet hatte. So mußte das Verhängnis seinen Lauf nehmen.

Der Verlauf der Expedition und ihr tragisches Ende sind aus Buchveröffentlichungen bekannt. Hier soll ihr Ablauf wiedergegeben werden, wie er sich in den Tagebüchern und Briefen Welzenbachs spiegelt. Es ist hier nicht beabsichtigt, die Schuldfrage für das Scheitern der Expedition endgültig zu klären, soviel die Briefe Welzenbachs auch dazu

zu sagen haben; die Auswahl aus den nicht zur Veröffentlichung bestimmten Aufzeichnungen Welzenbachs (die Mutter Welzenbachs und der Verfasser sind sich darüber einig, daß gewisse Rücksicht auf tote und auch auf noch lebende Expeditionskameraden Willo Welzenbachs genommen wird!) zeigt noch genügend, wie sehr Welzenbach den Angriff nach vorwärts trug, wie ihn die Ungeduld verzehrte - und wie richtig er die Lage beurteilt hatte.

Folgen wir nunmehr an Hand der Tagebücher und Briefe Welzenbachs dem Verlauf der Expedition. Am 12. April 1934 Abreise von München, vom 13. bis 25. April Überfahrt nach Bombay, zusammen und in gutem Einvernehmen mit der zweiten „Internationalen Himalaya-Expedition" Prof. Dyhrenfurths. „Am meisten Kummer bereitet es uns, daß wir abends im Smoking zum Diner antreten müssen". Am 29. April ist die Expedition in Srinagar, am 7. Mai geht es auf Skiern über den verschneiten Burzil-Paß; Welzenbachs Anerkennung gilt den Kulis: „Der Übergang war für die Kulis, die an den Füßen nur Lumpen und Strohsandalen trugen, eine hervorragende Leistung". Als Kassenwart der Expedition hat Welzenbach viel Arbeit mit der Auszahlung der Träger. In knappen Worten skizziert er während des Marsches die Landschaft, vergleicht sie mit den heimatlichen Bergen: „Von Muskin nach Talichi am Indus. Die Gegend wird immer wilder. Der Astorbach ist in tiefen Schluchten eingeschnitten. Der Weg zieht sich durch Plattenwände hin, die so steil sind wie Kaiserfels".

Am 14. Mai wird die Rakhiot-Brücke, am 16. die Märchenwiese erreicht. „Es ist ein prächtiger Flecken Erde. Mächtige Tannenbestände umsäumen den Platz, der eben schneefrei geworden ist und auf dem die ersten Frühlingsblumen blühen". Arbeitsreiche Tage folgen, die der Einrichtung des Hauptlagers gelten; Freude macht ein junger Wolf, Ärger das viele Briefschreiben: „Heut habe ich wieder 15 Briefe und 20 Postkarten erledigt. Nun muß aber Schluß sein. Ich habe die Schreiberei satt."

Endlich ist es soweit: am 30. Mai steigt Welzenbach mit Freund Drexel zum Lager 1 (4400 m). Bei der Einrichtung von Lager 2 treten durch Erkrankung mehrerer Träger ernste Probleme auf: „Die Transportschwierigkeiten werden allmählich unlösbar. Wir sind mit 24 Kulis nach Lager 1 gekommen und sollen mit 16 weitergehen. Unsere Kulis schleppen wie verrückt, trotzdem müssen wichtige Lasten zurückbleiben. Von der Etappe bekommen wir keine Unterstützung. Man hat dort offenbar kein Verständnis für unsere Lage."

Am 2. Juni wird Lager 2 (5300 m) errichtet, einen Tag darauf schon Lager 3 (5700 m); große Dienste leisten hierbei die Ski. Welzenbach sieht hoffnungsvoll nach oben: „Man kann im wesentlichen die geplante Aufstiegsroute bis zum Silbersattel verfolgen. Man kann gar nicht glauben, daß uns der Weg ernstliche Schwierigkeiten bereiten wird." Doch die Balti-Träger treten in Streik, die Kuliverpflegung ist nämlich nicht eingetroffen. „Es wird uns dringend geraten, zurückzugehen, da der Nachschub nicht gewährleistet werden kann. Wir beurteilen die Lage optimistischer und beschließen, unter allen Umständen weiterzugehen, solange wir hier noch etwas zu beißen haben ... Es ist bitter zusehen zu müssen, wie die schönen Tage ungenützt verstreichen müssen, weil Organisationsschwierigkeiten ein weiteres Vordringen unmöglich machen." (5. Juni.)

Der schlimmste Schlag steht der Mannschaft erst bevor: Alfred Drexel, Willos Kamerad in den Nordwänden des Berner Oberlands, erkrankt, muß zurückgehen und stirbt am 8. Juni an Lungenentzündung. Alles kommt zur Beerdigung herab und bereitet „Balbo" eine würdige und ergreifende Trauerfeier. Welzenbach schreibt ihm den Nachruf. „Im Hauptlager herrscht gedrückte Stimmung ... Es ist ein trauriger Anfang für das Unternehmen."

Am 12. Juni schreibt Welzenbach den Eltern: „Wenn in den nächsten Tagen die längst erwarteten Lebensmittel für die Kulis eingetroffen sind, wird mit dem Angriff von neuem begonnen. Es kann nicht verheimlicht werden, daß hinsichtlich der Lebensmittelversorgung der Kulis ein bemerkenswerter Organisationsfehler vorliegt, denn auch ohne das tragische Hinscheiden Balbos wäre der erste Angriff wegen Nachschubschwierigkeiten stecken geblieben. Nun wurde von Uli Wieland ein neuer, vorzüglich durchdachter Angriffsplan ausgearbeitet. Wieland hat die Zahl der erforderlichen Lasten genau durchkalkuliert

und in Berücksichtigung der voraussichtlichen Zahl der Lager und der verfügbaren Träger ein Graphikon aufgestellt, nach dem bis Ende des Monats der Gipfel erreicht sein müßte. Der Angriff wird in 2 Trupps vor sich gehen, die sich in Abständen von 2 Tagen folgen. Ich werde wieder beim Spitzentrupp sein, bei dem sich außerdem noch Aschenbrenner, Merkl, Schneider und Sangster befinden. Der 2. Trupp besteht aus Wieland, Bechtold, Müllritter, Bernard und Kuhn. Bitte sorgt Euch nicht um mich. Der Tod Balbos, der doch nur auf zufällige unglückliche Umstände zurückzuführen ist, darf Euch nicht befürchten lassen, es könnte mir etwas Ähnliches zustoßen."

Das Tsampa — die Kulinahrung — kommt und kommt nicht. „Die Situation wird allmählich brenzlig. Die Zeit verrinnt und wir kommen nicht weiter, weil wir für die Kulis in den Hochlagern nichts zu essen haben." (16. 6.). Am 19. Juni wird ein Gipfel von etwa 5000 m Höhe erstiegen; „Müllritter und ich, die wir voraus sind, warten unter dem Gipfel auf Bechtold und Merkl, damit wir ihn gemeinsam betreten können." Trotz aller Widrigkeiten verliert Welzenbach nicht den Humor: „Vor einigen Tagen stolperte ich im Hauptlager in der Dunkelheit über eine Zeltschnur und schlug mit der Nase auf die Kante einer Proviantkiste. Die Kiste ging in Trümmer, die Nase hat's so leidlich ausgehalten. Als ich heute den Verband abnahm, mußte ich erkennen, daß sie noch krummer geworden ist, als sie schon war. Wird sich wohl wieder beheben."

Endlich kommt am 22. Juni das Tsampa. Voller Ungeduld schreibt Welzenbach vor dem Abmarsch nach Hause: „Nun soll endlich der neuerliche Angriff auf den Nanga Parbat beginnen ... Nachdem heute morgen endlich das längst erwartete Tsampa und sonstige Lebensmittel angekommen sind, soll nunmehr der Angriff auf den Nanga in 2 Gruppen erfolgen: 1. Gruppe: Merkl, Welzenbach, Schneider, Aschenbrenner, Bechtold, Müllritter. 2. Gruppe: Wieland, Bernard, Kuhn, Sangster, Frier. Der Aufbruch der gesamten 1. Gruppe war ursprünglich für heute festgesetzt. Merkl und Bechtold können sich jedoch nicht vom Hauptlager trennen und kommen erst morgen nach. Dadurch wird natürlich der Vormarsch abermals verzögert. Ich glaube, Merkl hat immer noch nicht erkannt, was auf dem Spiele steht und daß der Erfolg des ganzen Unternehmens davon abhängt, daß endlich ganz energische Maßnahmen ergriffen werden. Sonst kehren wir ohne Gipfel heim und es wird nicht ausbleiben, daß von Merkl Rechenschaft darüber gefordert wird, was für die 175.000 oder 200.000 RM (soviel wird das Unternehmen kosten) erreicht wurde. Vorerst scheint ihm aber das Briefschreiben im Hauptlager immer noch wichtiger zu sein als der Vormarsch zum Gipfel. Er gefällt sich hier in der Rolle eines Paschas, die er oben, wenn es hart auf hart geht, wahrscheinlich wird aufgeben müssen. ... Ihr werdet Euch fragen, warum ich Euch das alles mitteile. Nun, weil ich das meinem Tagebuch nicht anvertrauen will. Man weiß nie, wie Tagebücher in fremde Hände kommen. Balbos Tagebuch z. B. hat Merkl sofort an sich genommen. Andererseits erscheinen mir diese Dinge doch wichtig genug, festgehalten zu werden, falls einmal darüber gerechtet werden sollte, warum die Expedition nicht so abgelaufen ist, wie sie vielleicht wünschenswert gewesen wäre. Am 11. ist Balbo beerdigt worden. Am 12. oder 13. hätte die Expedition sofort wieder starten müssen, ungeachtet dessen, ob das Tsampa da war oder nicht. Dann stünden wir vielleicht jetzt schon im Endkampf um den Gipfel. Wir hätten andere Lebensmittel genug gehabt, um notfalls auf das Tsampa verzichten zu können. So ließen wir aber die kostbare Zeit verstreichen. Die letzten 4 Tage brachten sogar wolkenloses Wetter, das wir nicht nützten. Bis Mitte Juli dürfte das Wetter zuverlässig sein, dann wird es unsicher. Ob wir's bis dahin schaffen? Mit den bisherigen Methoden kaum! Die Expedition ist auch zu groß und schwerfällig. Es sind verschiedene Schlachtenbummler da, die für den Vormarsch nur eine Belastung sind, weil sie Träger und Lebensmittel und Zelte brauchen, die der Expedition nichts nützen und doch auf den Gipfel wollen (.....). Man kann nicht einen Verein von 10—12 Leuten auf einen Achttausender bringen wollen. Dann kommt eben keiner hinauf. Aber alles Predigen ist hier vergeblich. Willy weiß alles besser. Zudem ist er furchtbar wankelmütig in seinen Entschlüssen, sagt heute so, morgen anders, und verträgt keine Belehrung. Ich setze große Hoffnungen

auf Schneider und Aschenbrenner, die mit ihrer Büffelnatur uns vielleicht doch noch den Erfolg erringen helfen."

Dieser Brief vom 22. Juni ist in gewissem Sinne Welzenbachs Testament; er zeigt klar, daß Welzenbach als Expeditionsleiter jene entscheidenden Fehler vermieden hätte, die schließlich zur Katastrophe geführt haben. Trotz der darin enthaltenen herben Kritik an Merkl muß dieses Dokument hier vollständig (mit Ausnahme von kritischen Bemerkungen über einen heute noch lebenden Expeditionsteilnehmer) wiedergegeben werden. Dieser Abdruck ist 26 Jahre nach Merkls Tod um der geschichtlichen Wahrheit willen notwendig; er erfolgt nicht, um Merkls Andenken zu schmälern, sondern weil die Bloßlegung seiner Schwächen für eine gerechte Beurteilung des Expeditionsgeschehens unentbehrlich ist. Daß diese Kritik Welzenbachs nicht etwa einer augenblicklichen Verstimmung entspringt, zeigt sich deutlich aus einer 10 Tage zuvor geschriebenen Notiz, die ebenfalls im Original vor mir liegt. Hier berichtet er zunächst von einem „bedauerlichen Zusammenstoß" zwischen Merkl und Schneider, auf Grund dessen Merkl den Tiroler — einen der leistungsfähigsten Bergsteiger der Expedition — „fortjagen" wollte, da er „in jeder Kritik eine Untergrabung seiner Autorität" erblickte. Welzenbach brandmarkt dann schonungslos Merkls Charakter und stellt fest, dieser sei „seiner Führerrolle seelisch nicht gewachsen". Zusammenfassend sagt Welzenbach in dieser Notiz, auf deren vollständigen Abdruck ich aus Rücksicht auf Merkl verzichten möchte: „Ich nehme vorerst eine vorsichtige Haltung ein, aber ich fürchte, daß es doch einmal zum Krach kommen wird. Jedenfalls haben wir uns im Verlauf der Expedition innerlich immer mehr entfremdet."

Noch am Abend des 22. Juni ging Welzenbach mit dem Spitzentrupp nach Lager 1, am nächsten Tag nach Lager 2, am 24. nach Lager 3. „Man fühlt sich viel wohler, wenn man endlich vom Hauptlager weg ist und man sieht, daß es, wenn auch langsam, vorwärts geht". Am 27. Juni besteigt Welzenbach mit fünf Gefährten den Südlichen Chongra Peak (6448 m): „Ich bin glänzend in Form und spure den ganzen Weg von Lager 4 bis zum Gipfel (3½ Std.)."

Am 28. Juni schreibt Welzenbach aus Lager 4 seinen letzten größeren Brief: „Wir sind jetzt alle hier versammelt. Morgen soll mit dem eigentlichen Angriff begonnen werden. Wir sind alle der Meinung (und auch Merkl konnte endlich dazu bekehrt werden), daß die langsame Hinaufbiwakiererei keinen Sinn hat und daß der Vorstoß zum Gipfel forciert werden muß. Wir hoffen von hier bis zum Gipfel mit 3—4 Hochlagern auszukommen. Bis in einer Woche könnte mit dieser Methode die Entscheidung gefallen sein. Ich befinde mich in sehr guter körperlicher Verfassung. Ich bin der Meinung, daß höchstens 3—4 Teilnehmer den Gipfel erreichen werden. Die meisten Chancen dürften Aschenbrenner und Schneider haben. Ich hoffe, daß ich auch unter den wenigen bin, die das Ziel erreichen. ... Bis Ihr diesen Brief bekommt, werdet Ihr wohl schon durch den Rundfunk wissen, ob der Nanga gefallen ist oder nicht."

Am 29. Juni steigt Welzenbach mit Aschenbrenner zum Rakhiot-Grat, um Lager 5 einzurichten. Am 30. Juni schreibt er einen kurzen Brief an die Eltern, nur eine halbe Seite: „Ich werde vielleicht nun längere Zeit nicht mehr Gelegenheit haben Nachricht zu geben, aber Ihr werdet ja durch Presse und Rundfunk hinreichend unterrichtet." Als letzter Brief folgen am 4. Juli noch einige Zeilen aus Lager 5: „Liebste Eltern! Hier einige Tagebuchblätter, die ich durch Boten nach unten schicke. Mehr zu schreiben ist zu anstrengend. Man wird in diesen Höhen schon sehr energielos. Bin wohlauf. Herzl. Grüße! Euer Willo."

Aus Welzenbachs Tagebuch ersehen wir den Verlauf der ersten Juli-Tage: „Sonntag, 1. Juli. Schneider, Aschenbrenner, Merkl und ich brechen nach dem endgültigen L. 5 auf (mit 9 Kulis). Dieses ist in etwa 6550 m Höhe am Fuße des Rakhiot Peak gelegen. Der Aufstieg war sehr anstrengend. Man merkt es schon sehr, daß man beim Atmen nur mehr weniger als die Hälfte des normalen Sauerstoffgehaltes der Luft zur Verfügung hat. Nachmittags setzte eisiger Sturm ein, der uns rasch in die Zelte und Schlafsäcke trieb. Der Sturm hält bei klarem Himmel die ganze Nacht über an. Wir schlafen leidlich.

Ich habe wahnsinnig Durst und einen vollkommen ausgetrockneten Mund. Morgen: Puls 80, Atmung 19, normal! — Montag, 2. Juli. Es hat die ganze Nacht über ein starker Sturm geweht, der auch morgens noch anhält. Wir können deshalb unsere Kulis erst vormittags 10 h nach dem vorl. Lager 5 zurücksenden, um die restlichen Lasten, vor allem Seile, Mauer- und Eishaken, Karabiner usw. zu holen. Nachmittags wird von Schneider, Aschenbrenner und mir der Eishang zum Rakhiot Peak in Angriff genommen und durch Seile und Eishaken für die Kulis versichert. Gegen Abend wird die Arbeit wegen Kälte und Wind abgebrochen. Nachmittags waren Wieland, Müllritter und Bechtold ebenfalls von L. 4 nach L. 5 gekommen. Wir sind nun hier 7 Sahib und 16 Kulis. Abends setzt wütender Sturm ein, der die ganze Nacht über anhält. Wir müssen stets besorgt sein, daß uns das Zelt über den Kopf hinweggerissen wird. — Dienstag, 3. Juli. Morgens steigt Müllritter nach Lager 4 ab, da er sich unwohl fühlt. Das Wetter ist den ganzen Tag über meist schlecht. Trotzdem wird von Merkl, Wieland, Bechtold und mir der Steilhang zum Rakhiot Peak mit Eishaken und etwa 200 m Seil vollends versichert und für Kulis gangbar gemacht. Gegen Abend kommt Nachricht von Bernard aus Lager 4, daß er mit Müllritter allein dort sei und daß die beiden Engländer, da sie auf den Gipfel verzichten, zu Kuhn ins H.L. abgestiegen seien. Der morgige Tag verspricht schön zu werden. — Mittwoch, 4. Juli. Es ist schön und windstill. Aufbruch nach Lager 6, das im Sattel zw. Rakhiot Peak und Nanga-Ostgipfel gelegen ist, ca. 7000 m." Damit endet Willo Welzenbachs Expeditionstagebuch, soweit es in den Blättern des Durchschlags mit seinem letzten Brief die Heimat erreicht hat.

Freudige Stimmung herrscht am Abend des 4. Juli im Lager 6. Am 5. Juli melden sich drei Träger krank, jedoch gelingt es, das Lager 7 jenseits des Firngrates in 7050 m Höhe einzurichten. Am folgenden Tag entschließt sich Bechtold, die höhenkranken Träger Thundu und Nurbu zurückzubringen. Der Spitzentrupp erreicht an diesem 6. Juli den Silbersattel (7451 m). Welzenbach wartet hier auf Merkl und Wieland, während Schneider und Aschenbrenner, die schon zwei Stunden vorher auf dem Silbersattel angelangt waren, bis knapp unter den Vorgipfel in eine Höhe von etwa 7850 m weitersteigen, schließlich aber doch zum tieferen Lagerplatz herabkommen; vielleicht wäre es den beiden an diesem Tage möglich gewesen, den Hauptgipfel zu erreichen.

Lager 8 am Silbersattel sollte der Ausgangspunkt für die Besteigung des Nanga Parbat durch die gesamte Mannschaft des Spitzentrupps sein, doch genau in der Nacht vor dem entscheidenden Tag brach vorzeitig der Monsun und damit die Katastrophe herein. Am 7. Juli tobte der Schneesturm. Nach einem schrecklichen Tag und einer noch schlimmeren Nacht wurde am 8. Juli der Rückzug angetreten. Aschenbrenner und Schneider sollten mit drei Trägern vorausspuren, während die drei übrigen Sahibs mit 8 Trägern aufgeschlossen folgen wollten. Die Zelte und alles Material blieb in Lager 8, denn noch glaubten alle an eine baldige Wiederkehr. Schneider und Aschenbrenner kamen an diesem Tag hinab ins Lager 4, wo Bechtold, Dr. Bernard und Müllritter warteten; ihre Träger allerdings brachten sie nicht mit, da sie sich im „unschwierigen Gelände vor Lager 7" von ihnen losgeseilt und ihnen aufgetragen hatten, ihnen zu folgen. Für das, was sich oben abgespielt hat, und vor allem für die Klärung der Kernfrage, warum schon im Abmarsch Verzögerungen eingetreten sind, bleiben wir auf das Zeugnis Angtserings und auf Vermutungen angewiesen. Es ist anzunehmen, daß die Träger das rasche Vorwärtskommen hinderten — und daß Welzenbach, Merkl und Wieland sie nicht ihrem Schicksal überlassen wollten, wie dies Aschenbrenner und Schneider zuvor (allerdings in tieferem Gelände!) getan hatten. Jedenfalls erreichte der zweite Trupp nicht einmal das Zelt von Lager 7 und mußte in ungenügender Ausrüstung ein Zwischenlager beziehen. Welzenbach schlief in dieser Nacht ohne Schlafsack im Schnee, da der einzige Schlafsack von den stärker geschwächten Kameraden Merkl und Wieland belegt war.

Am 9. Juli erreichten Welzenbach und Merkl Lager 7, während sich Uli Wieland kurz vorher zum ewigen Schlaf niederlegte. Von den Trägern waren Nima Norbu und Dakshi im Zwischenlager gestorben; Gay Lay und Angtsering waren dort noch zwei

Tage geblieben, am 11. Juli aber ebenfalls nach Lager 7 gegangen, wo sie Welzenbach und Merkl antrafen. Diese „saßen vor dem Zelt, das voll Schnee war. Auf Wunsch von Merkl befreite ich das Zelt vom Schnee. Die Sahibs schliefen in der Nacht vom 11. zum 12. Juli nur auf den Schaumgummi-Matten. Gay-Lay schlief in dem vom Schnee befreiten Schlafsack und ich ohne Schlafsack (Schlafsack reicht zwar für zwei, war aber vollständig gefroren und verklebt). Am nächsten Tag sagte ich zu Merkl: ‚Wir haben kein Essen mehr, wir wollen schnell hinuntergehen'. Darauf sagte Merkl zu mir: ‚Nein, wir wollen warten, von Lager 4 auf Lager 5 gehen Leute, das ist Lewa mit den Kulis, die uns Essen bringen'. Das war am 12. Juli. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli ist Welzenbach gestorben." Soweit der Bericht des einzigen Überlebenden, des Sherpas Angtsering, wie er im Hauptlager am 20. Juli 1934 aufgenommen worden war.

Merkl kam noch bis Lager 6 hinab; Gay Lay blieb bei ihm und begleitete ihn in den Tod. Angtsering kämpfte sich allein am 14. Juli bis Lager 4 hinab; er kam als Bote aus einer anderen Welt. Sechs seiner Kameraden waren mit den drei Sahibs den Bergtod gestorben. Im tiefen Pulverschnee erstickten die ununterbrochen durchgeführten Rettungsversuche der in den unteren Lagern versammelten Bergsteiger.

Die Nanga-Parbat-Expedition von 1937 unter Welzenbachs Freund Dr. Karlo Wien fand ihr schreckliches Ende in Lager 4, das in der Nacht von einer Lawine verschüttet wurde. Erst der Expedition von 1938 unter Leitung von Paul Bauer gelang es wieder, bis zum Rakhiotgrat emporzudringen und hier die Leichen Merkls und Gay-Lays zu finden. Dabei stießen Bauer, Bechtold und Uli Luft in Merkls Brusttasche auf die letzte Nachricht Willo Welzenbachs, eines der erschütterndsten Dokumente in der Geschichte des Alpinismus:

„Lager 7, 10. Juli. An die Sahibs zwischen L. 6 und L. 4, insbesondere an Dr. Sahib. Wir liegen seit gestern hier, nachdem wir Uli im Abstieg verloren. Sind beide krank. Ein Versuch, nach 6 vorzudringen, mißlang wegen allgemeiner Schwäche. Ich Willo, habe vermutlich Bronchitis, Angina und Influenza. Bara Sahib hat allgem. Schwächegefühl und Erfrierungen an Füßen und Händen. Wir haben beide seit 6 Tagen nichts Warmes gegessen und fast nichts getrunken. Bitte helft uns bald hier in L. 7. Willo und Willy."

Dr. Willo Welzenbach wäre 1960 — im Jahre des Erscheinens dieses Jahrbuches — 60 Jahre alt geworden. Er ist vor 26 Jahren einen unsagbar bitteren Tod gestorben, hoch droben am Grat des Berges, der ihm — wie vor ihm schon Mummery — die Erfüllung des Lebens bedeutet hat. Am 3. Juli 1953 hat Hermann Buhl den Gipfel des Nanga Parbat (8125 m) erstiegen und damit auch Willo Welzenbachs Vermächtnis vollendet.

Welzenbach, der unentwegte Kämpfer in Fels und Eis, der Begründer der modernen Eistechnik, der stets bescheidene, treue und opferbereite Mensch, darf nicht vergessen werden. Seinem Gedenken ist dieser Beitrag gewidmet.

### Wichtigstes Schrifttum

Der Beitrag folgt im wesentlichen den Tourenbüchern und Briefen Willo Welzenbachs, die mir seine Mutter erneut zur Verfügung gestellt hat; auch an dieser Stelle sei ihr dafür herzlichst gedankt. Verwertet und teilweise eingebaut wurde ferner mein Gedenkartikel zu Welzenbachs 50. Geburtstag („Der Bergsteiger", 18. Jahrgang 1950/51, S. 65).

Schrifttum: „Willo Welzenbachs Bergfahrten", herausgegeben vom Akademischen Alpenverein München, Union Deutsche Verlagsgesellschaft Berlin, 1935; „Zum Nanga Parbat (Eine Nachehrung für Willo Welzenbach)" von E. F. Hofmann, Österreichische Alpenzeitung 1953, S. 114; Gedenkartikel von Ludwig Kriner (ÖAZ 1934, S. 254 u. DAZ 1934, S. 265), Dr. Georg Leuchs (Mitteilungen des DÖAV 1934, S. 233), E. Stecher (Der Bayerländer, 50. Heft, Nov. 1934, S. 6), Hanns Billmeier (Festschrift 25 Jahre Rupprecht-Oberrealschule München, 1936, S. 40); Paul Bauer, „Das Ringen um den Nanga Parbat", Süddeutscher Verlag, München, 1955.

Anschrift des Verfassers: Dr. Franz Graßler, München 13, Arcisstraße 64

# Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten

| | | Preis für Mitglieder | Preis für Nichtmitglieder |
|---|---|---|---|
| 2/1 | Allgäuer Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000 | S 14.— | S 18.— |
| 2/2 | Allgäuer Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000 | 14.— | 18.— |
| 3/1 | Lechtaler Alpen, Klostertaler Alpen, 1:25.000 | 14.— | 18.— |
| 3/2 | Lechtaler Alpen, Arlberggebiet, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 3/3 | Lechtaler Alpen, Parseierspitze, 1:25.000 | 14.— | 18.— |
| 3/4 | Lechtaler Alpen, Heiterwand, 1:25.000 | 14.— | 18.— |
| 4/1[3] | Wetterstein-Mieminger Gebirge, Westliches Blatt, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 4/2[3] | Wetterstein-Mieminger Gebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 4/3 | Wetterstein-Mieminger Gebirge, Östliches Blatt, 1:25.000 | 18.— | 24.— |
| 5/1 | Karwendelgebirge, Westliches Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 5/2 | Karwendelgebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 5/3 | Karwendelgebirge, Östliches Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 8 | Kaisergebirge, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 9/1 | Loferer Steinberge, 1:25.000 (auch wissenschaftliche Ausgabe) | 10.— | 12.— |
| 9/2 | Leoganger Steinberge, 1:25.000 | 10.— | 12.— |
| 10[1] | Berchtesgadener Alpen, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 14 | Dachstein, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 16 | Gesäuseberge, 1:25.000 | 12.— | 15.— |
| 18 | Hochschwab, 1:25.000 | 12.— | 15.— |
| 26 | Silvrettagruppe, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 28 | Verwallgruppe, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 30/1 | Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 30/2 | Ötztaler Alpen, Blatt Weißkugel, 1:25.000 ohne Skirouten | 16.— | 21.— |
| | mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 30/3 | Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat-Geigenkamm, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 30/4 | Ötztaler Alpen, Blatt Rauhers, 1:25.000, mit Skirouten | 14.— | 18.— |
| 31/1 | Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 31/2 | Stubaier Alpen, Blatt Sellrain, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 31/3[1] | Brennergebiet, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 34/1 | Kitzbüheler Alpen, Westliches Blatt, 1:50.000, mit Skirouten | —.— | —.— |
| 34/2[1] | Kitzbüheler Alpen, Östliches Blatt, 1:50.000, mit Skirouten | —.— | —.— |
| 35/1 | Zillertaler Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 35/2 | Zillertaler Alpen, Mittleres Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 35/3 | Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 36 | Venediger Gruppe, 1:25.000, mit Skirouten | 18.— | 24.— |
| 37[1] | Rieserfernergruppe, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 39 | Granatspitzgruppe, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 40 | Glocknergruppe, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 41[1] | Schobergruppe, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 42[1] | Sonnblick, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 44 | Ankogel-Hochalmspitzgruppe, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 45 | Schladminger Tauern, 1:50.000, mit Skirouten | 10.— | 12.— |
| 48[1] | Ortlergruppe, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 49[1] | Adamellogruppe, 1:50.000 | —.— | —.— |
| 51[1] | Brentagruppe, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 52/1 | Dolomiten, Westliches Blatt, 1:100.000 | 10.— | 12.— |
| 52/1[1] | b Schlern, Rosengartengruppe, 1:25.000 | —.— | —.— |
| 52/1 | bb Sellagruppe, 1:25.000, Sommerausgabe | 16.— | 21.— |
| | Winterausgabe mit Skirouten | 16.— | 21.— |

# Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

**Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuOeAV**

1. S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:1000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7500, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

**Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuOeAV**

5. O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reißinger, Untersuchungen über den Niedersonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1: 25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:30,000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methode der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. E. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Hefte 1—11 sind vergriffen.

**Wissenschaftliche Alpenvereinshefte**

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S., 1952. Preis für Mitglieder S 14.—.
13. F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und der Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. Preis für Mitglieder S 55.—.
14. O. Pesta, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung alpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—.
    112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1:50.000. 1952.
15. O. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1:25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—.
16. H. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Möll-tales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1:50.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—.
17. H. Kinzl, Begleitworte zur Karte 1:10.000 der Südhälfte der Cordillera Blanca (Peru). Im Druck.
18. Das Hölloch bei Riezlern im Kleinen Walsertal (Allgäu-Vorarlberg). Mit neun Einzelbeiträgen. Im Druck.

Die Reihe wird fortgesetzt.

| | | Preis für Mitglieder | Preis für Nichtmitglieder |
|---|---|---|---|
| 52/1[1] | o Marmolatagruppe, 1:25.000 | S —.— | S —.— |
| 52/1 | oo Palagruppe, 1:25.000 | 14.— | 18.— |
| 52/2 | Dolomiten, Östliches Blatt, 1:100.000 | 10.— | 12.— |
| 56 | Lienzer Dolomiten, 1:25.000 | 16.— | 21.— |
| 57/1 | Karnische Alpen, Umgebung Obstanzer See, 1:25.000 | 3.50 | 4.50 |
| 57/2 | Karnische Alpen, Steinkar—Reiterkar, 1:25.000 | 3.50 | 4.50 |
| | Schutzhüttenkarte des Österreichischen Alpenvereins und des Deutschen Alpenvereins, 1:600.000 | 12.— | 15.— |

Kartenumschlag S 1.20.

[1] Karten zur Zeit vergriffen.

[2] Karten in Bearbeitung.

Für Mitglieder zu beziehen durch die Sektionen des OeAV.

Für Nichtmitglieder zu beziehen durch den Verwaltungsausschuß des OeAV, Innsbruck, Gilmstraße 6/IV, und den Buchhandel.